



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

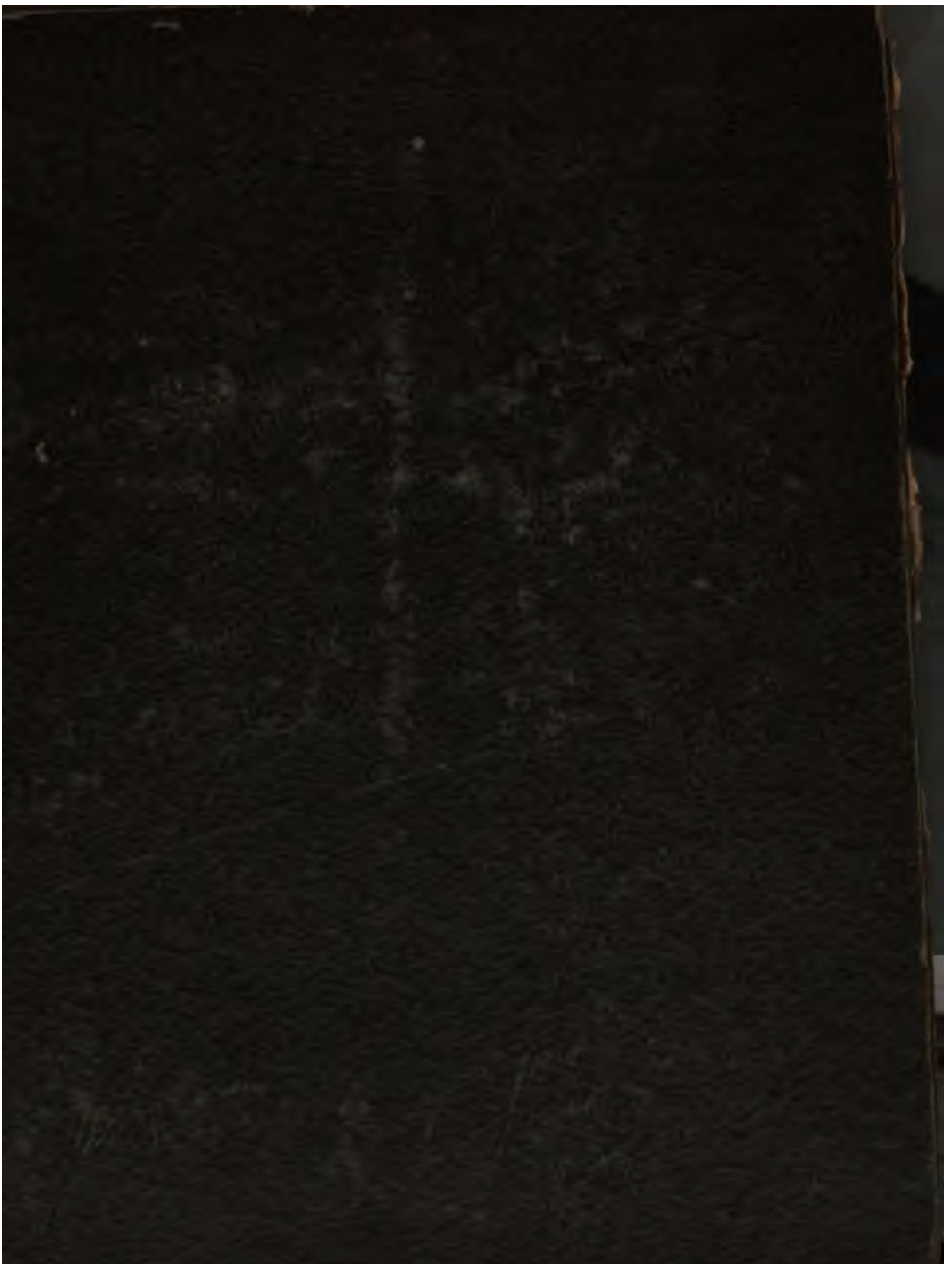
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Jedes Heft mit Frontispiz

$\frac{W277}{36}$

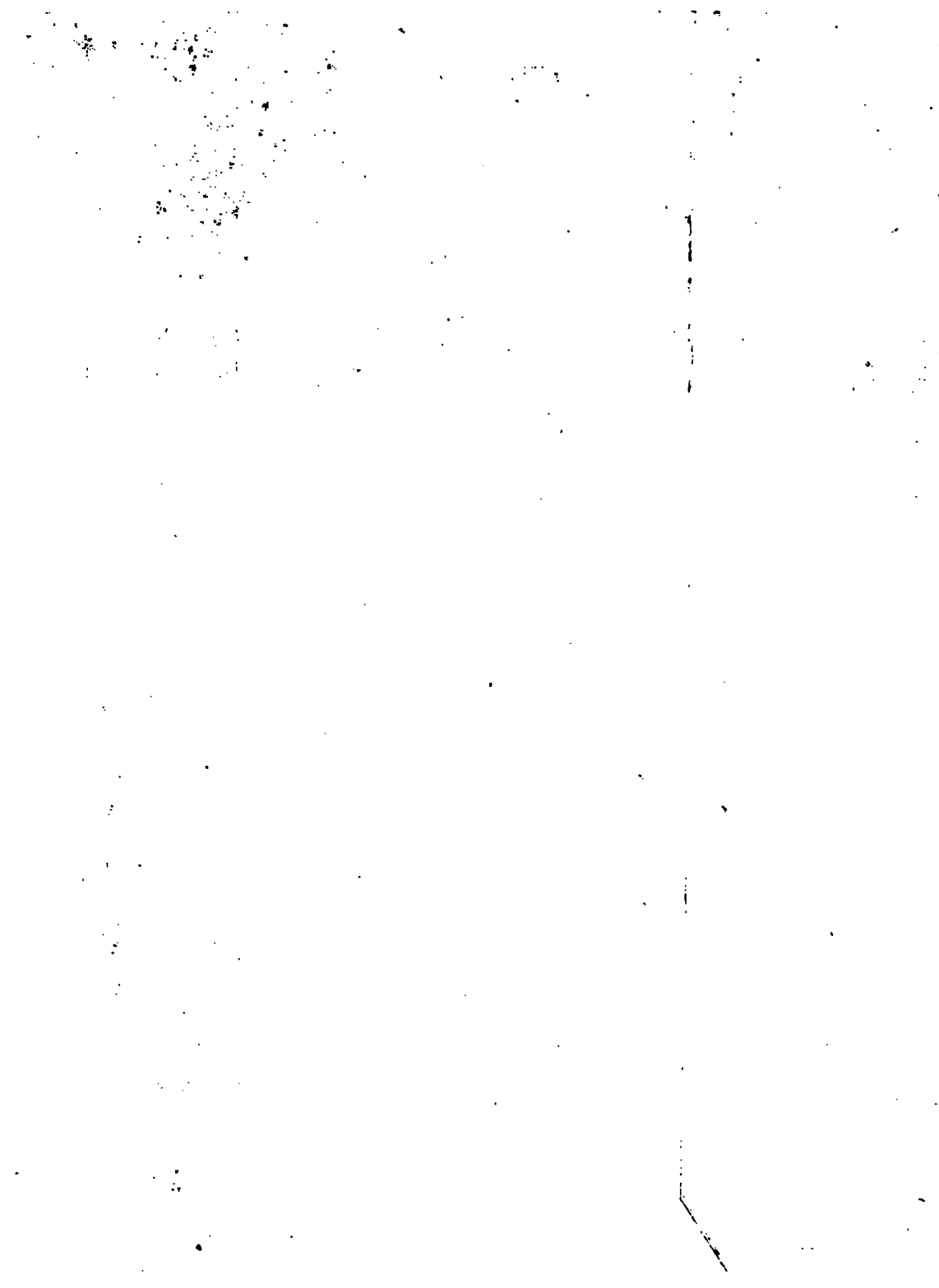
300,-

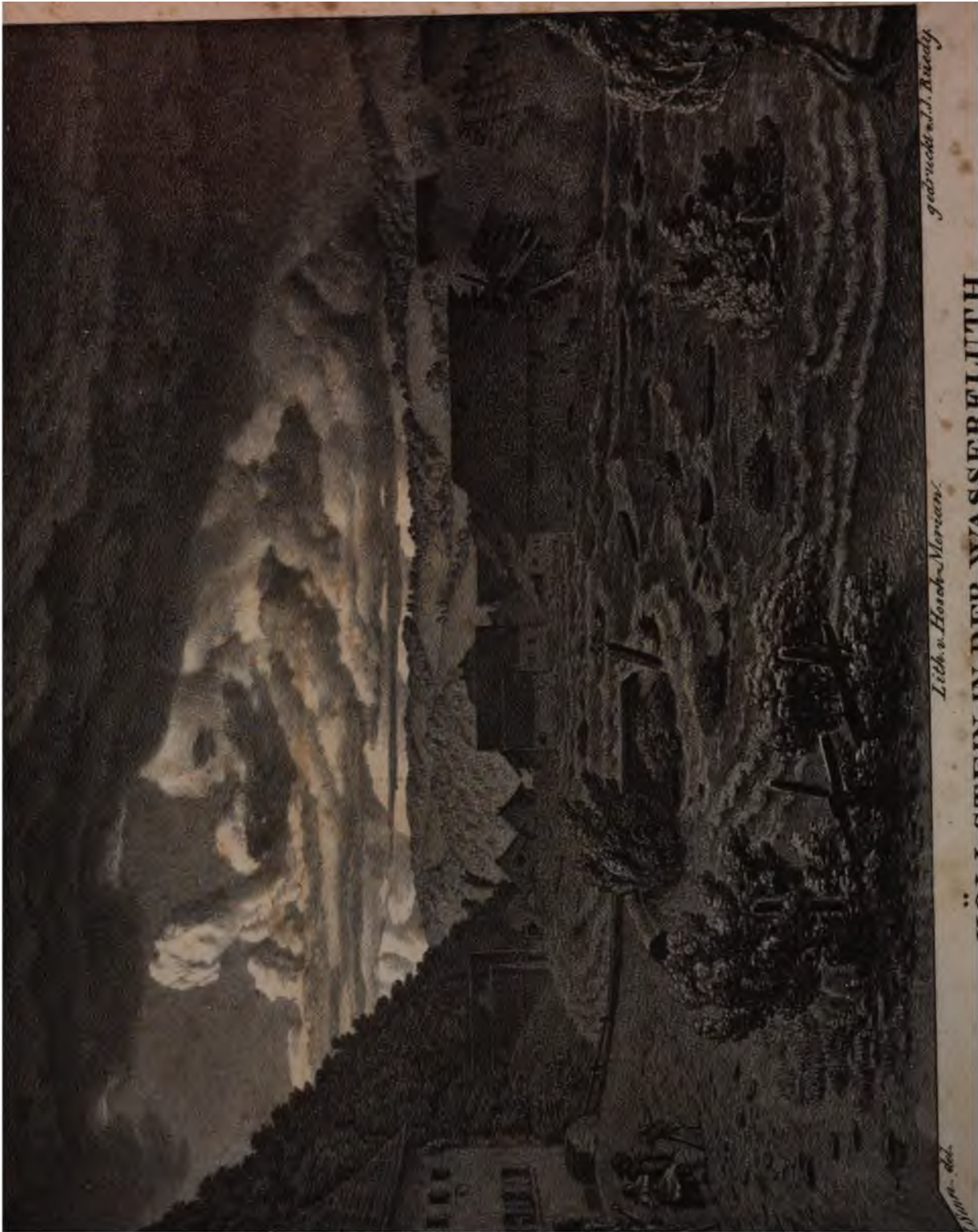


Bath 9790
coll.

- 7 lithographische Tafeln
- 2 gezeichnete Tafeln
- 1 Figuratafel
- 11. - 20. Neuplatinisblatt
- 1831/1842

Christof Loh.





gedruckt in J. Biederly

Lith. v. Horob-Morison.

„... GEMEINDE VON WASSERBILDTEN

1840. del.

Neujahrs-Blatt
für
Basels Jugend

herausgegeben

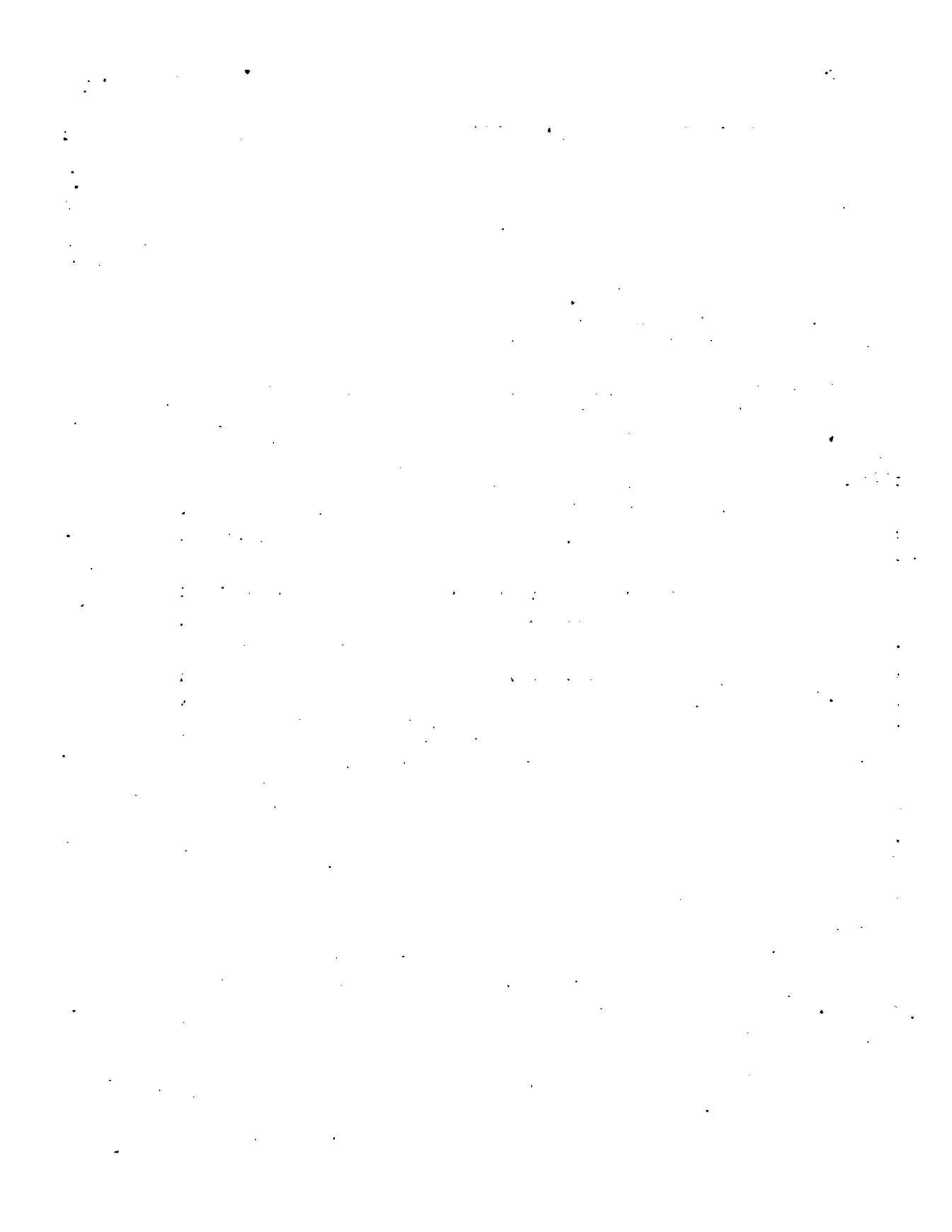
von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen.

1831.



Gedruckt bei Wilhelm Haas.



Das Jahr 1830

ein wichtiges Blatt zur Chronik Basels.

Wenn wir in frühern Blättern manches aus den alten, vergangenen Zeiten euch mittheilten und euch noch das letztemal in die bewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges führten: so wollen wir dagegen für diesmal die nicht minder bewegte Gegenwart, wenigstens einem Theil nach ins Auge fassen.

Das Jahr 1830, das ihr nun zurückgelegt habt, liebe Knaben und Jünglinge! ist ein in mancher Hinsicht merkwürdiges Jahr, dessen sich viele unter euch noch in den spätern Tagen ihres Alters erinnern werden, und das auch wohl für die folgenden Geschlechter, für Kinder und Kindeskinde, von nicht geringem Interesse sein dürfte. Es ist hier nicht der Ort, euch einen Ueberblick der großen weltgeschichtlichen Begebenheiten dieses Jahres zu verschaffen, was ihr leicht auf anderm Wege erhalten könnt. Das vorgezeichnete Bild, *) obwohl es auch sinnbildlich an die mancherlei Stürme, Gährungen, Umwälzungen in der politischen Welt um uns her, erinnern könnte, lenkt doch euern Blick zunächst hin auf die sonst so gesegneten Fluren unsers Vaterlandes, unsers Kantons, und ruft euch eine Begebenheit ins Andenken zurück, die mit und neben den politischen Ereignissen dieses Jahrs, und in Verbindung mit andern seltenen Naturerscheinungen, eines der wichtigsten Blätter unsrer Landeschronik bilden wird.

Strenge Winterkälte, verheerende Krankheiten, Ueberschwemmungen, Erdbeben, Kriege, Revolutionen, das sind — wer will es läugnen? — die Diebstlingsgeschichten so mancher Chronikenschreiber und ihrer Leser, weil die meisten Menschen in den Bildern der Verheerung und des Grenels mehr Nahrung für ihre Phantasie finden, als in den

*) Es ist von oben herunter genommen.

Jedes Heft mit Frontispiz

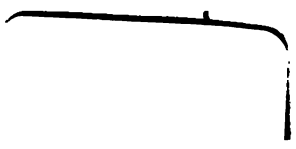
$\frac{W277}{26}$

300,



Bot. 1790
LIBRARIES

- 7 lithographische Tafeln
- 2 geologische Tafeln
- 1 Equator
- 14 - 20, Neigungskarten
- 1851, 1852



Christof Kolz.



XI.

Neujahr's-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

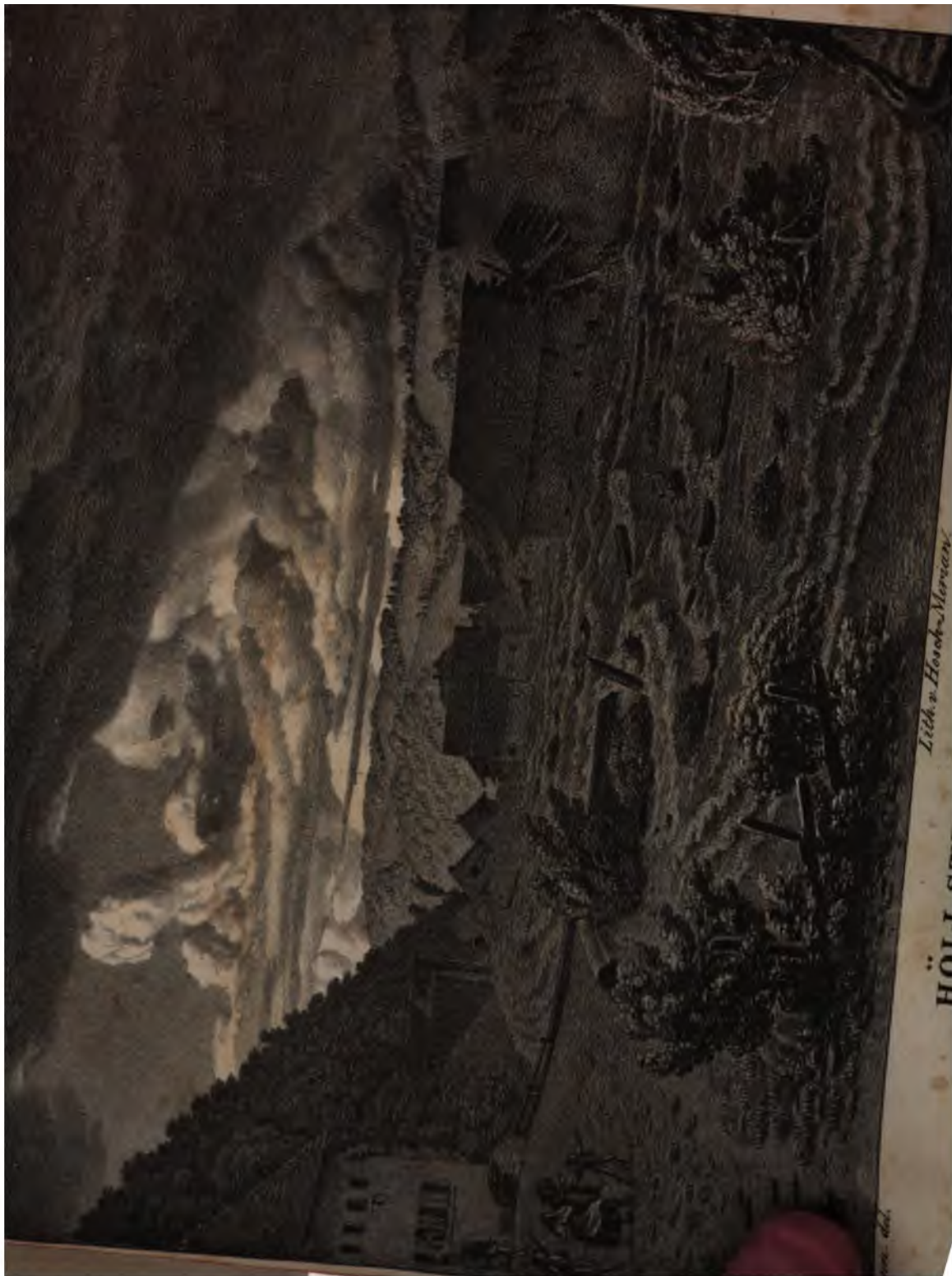
von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigem.

1831.



Gedruckt bei Wilhelm Haas.



Lith. v. Hook & Merriam.

HÖLLE

von der

XI.

Neujahrs-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

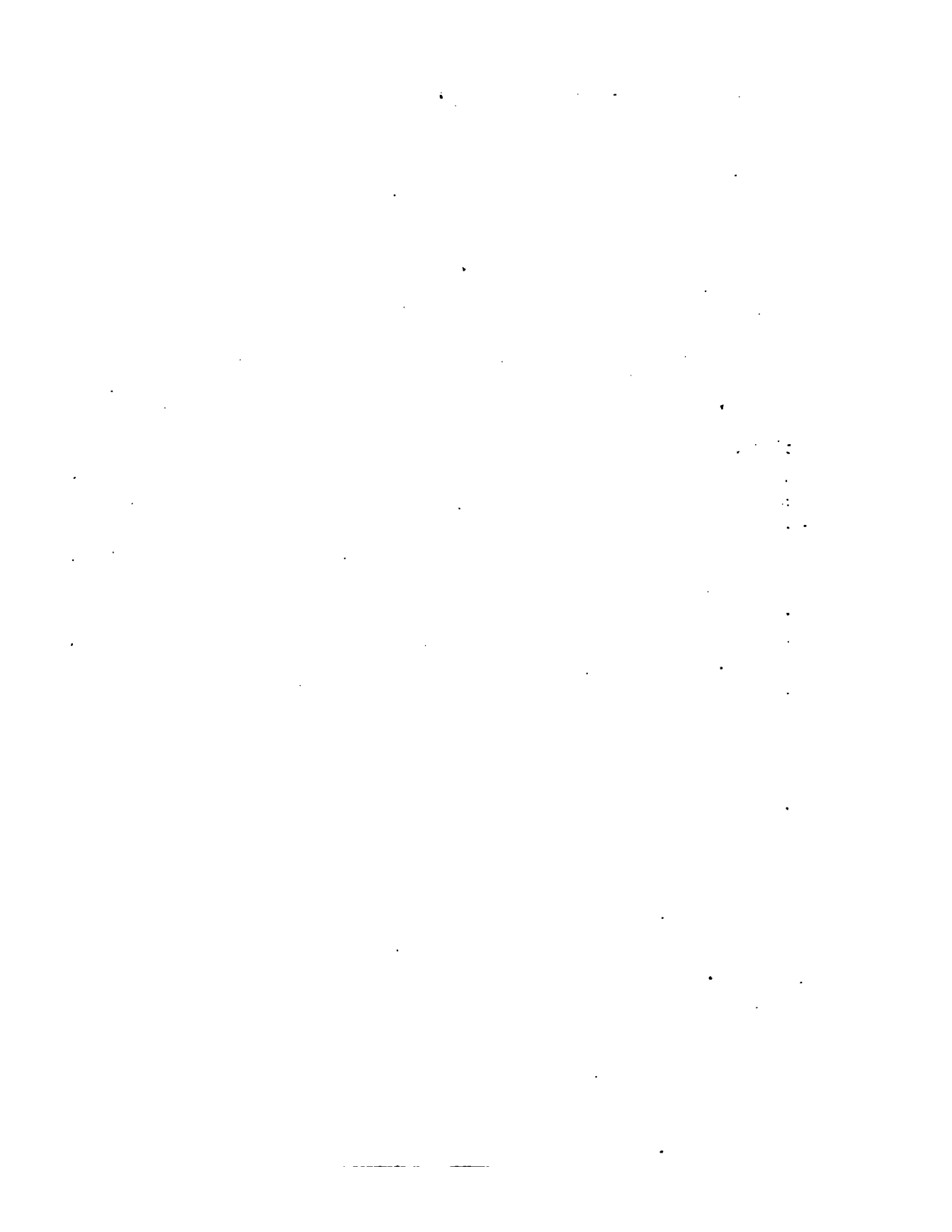
von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen.

1831.



Gedruckt bei Wilhelm Haas.



Das Jahr 1830

ein wichtiges Blatt zur Chronik Basels.

Wenn wir in frühern Blättern manches aus den alten, vergangenen Zeiten euch mittheilten und euch noch das letztemal in die bewegten Zeiten des dreißigjährigen Krieges führten: so wollen wir dagegen für diesmal die nicht minder bewegte Gegenwart, wenigstens einem Theil nach ins Auge fassen.

Das Jahr 1830, das ihr nun zurückgelegt habt, liebe Knaben und Jünglinge! ist ein in mancher Hinsicht merkwürdiges Jahr, dessen sich viele unter euch noch in den spätern Tagen ihres Alters erinnern werden, und das auch wohl für die folgenden Geschlechter, für Kinder und Kindeskinde, von nicht geringem Interesse sein dürfte. Es ist hier nicht der Ort, euch einen Ueberblick der großen weltgeschichtlichen Begebenheiten dieses Jahres zu verschaffen, was ihr leicht auf anderm Wege erhalten könnt. Das vorgezeichnete Bild, *) obwohl es auch sinnbildlich an die mancherlei Stürme, Gährungen, Umwälzungen in der politischen Welt um uns her, erinnern könnte, lenkt doch euren Blick zunächst hin auf die sonst so gesegneten Fluren unsers Vaterlandes, unsers Kantons, und ruft euch eine Begebenheit ins Andenken zurück, die mit und neben den politischen Ereignissen dieses Jahres, und in Verbindung mit andern seltenen Naturerscheinungen, eines der wichtigsten Blätter unsrer Landeschronik bilden wird.

Strenge Winterkälte, verheerende Krankheiten, Ueberschwemmungen, Erdbeben, Kriege, Revolutionen, das sind — wer will es läugnen? — die Lieblingsgeschichten so mancher Chronikenschreiber und ihrer Leser, weil die meisten Menschen in den Bildern der Verheerung und des Greuels mehr Nahrung für ihre Phantasie finden, als in den

*) Es ist von oben herunter genommen.

fanstern, erhebenden Zügen still wirkender Menschlichkeit und ruhig sich entfaltender Bildung. Und nun — zu allen diesen Kapiteln liefert das Jahr 1830, sei es im eigenen oder ausser dem Lande, eine ernstliche Ueberschrift. Lassen wir sie nicht ungelesen und unbeherzigt an uns vorübergehn! Aber, nicht nur den Eindruck des Zerstörenden wollen wir daraus mitnehmen; sondern — so Gott will! wird eine tiefere Betrachtung uns auch des Erhebenden und Ermunternden nicht wenig finden lassen, damit wir frischern und fröhern Muthes, das neue Jahr antreten.

Um mit der grossen Winterkälte zu beginnen, so habt ihr gewiss, wenn ihr auch sonst nichts darüber gelesen hättet *), von euern Eltern oder andern Leuten erfahren, daß seit dem Jahr 1789 keine solche mehr erlebt worden ist; allein, wenn wir es genau nehmen, nach den darüber angestellten Thermometeruntersuchungen, so überstieg sogar die diesmalige Kälte jene um einige Grade. Der Umstand, daß der Rhein diesmal nicht zufror, was selbst in weniger kalten Wintern der Fall war, muß vielmehr darin gesucht werden, daß statt des schärfern Nordwindes ein anhaltender Ostwind ging. Dagegen fror, ein deutlicher Beweis! der Bodensee ganz zu, was seit 1695 nie mehr statt gehabt hatte. Vielfach wurde indessen zur Linderung dieses Uebels gesorgt, das die ärmere Klasse besonders in einem hohen Grade drückte. An öffentlichen Orten wurden Stuben geheizt, in welchen sich die aufhalten konnten, die zu Haus kein warmes Obdach fanden; Holz, Lebensmittel, warme Suppen, Kleidungsstücke wurden ausgetheilt, letztere sowohl hier, als in dem benachbarten Elsass, wo die Noth am grössten war. Auch Kinder erhielten hier Gelegenheit, sich wohlthätig gegen ihre Gespielen zu erzeigen, dadurch, daß sie gerne sich Abbruch an überflüssigen Kleidungsstücken thun liessen, um ihren ärmern Brüdern aus der Noth zu helfen, oder aus ihren Sparbüchsen ihr Scherflein beilegten.

War dieß eine Prüfung, deren Härte mehr nur die ärmere Klasse ganz empfand (obwohl auch der Begüterte durch reges Mitleid an das Schicksal des Aermern sich gekettet fühlen soll); so zeigte sich im Gefolge des Winters das Frühjahr und den ganzen Sommer hindurch, eine andere, noch ernstere Erscheinung, deren verheerende Macht sich an kein Alter, an keinen Stand, an kein menschliches Verdienst kehrte; eine gefährliche Krankheit, deren bestimmte Natur auszumitteln der ärztlichen Kunst, nicht so weit

*) Wir verweisen in dieser Beziehung auf das 5te und 6te Stück der Mittheilungen dieses Jahrs, wo von unserm viel geschätzten Herrn Prof. Peter Merian ein ausführlicherer Bericht gegeben wird.

gelingen ist, daß man ihr einen allgemein gültigen Namen hätte geben können, indem die Einen sie als ein Schleim- die Andern als ein Nervenfieber, Andere wieder anders bezeichneten. Häufige, öfter ganz plötzliche Todesfälle, versetzten die glücklichsten Familien in die äußerste Trauer, und die Stadt in eine ernste Stimmung. Wie manche unsrer jungen Leser werden durch diese Erwähnung sich schmerzhaft berührt fühlen; ja, wie manche von euch, liebe Kinder! mußten, leider! ihren Glückwunsch vereitelt sehen, den sie bei'm Anfang des vorigen Jahrs ihren Eltern, Großeltern, Geschwistern und Verwandten brachten, als sie ihnen „noch viele folgende Jahre in guter Gesundheit zu erleben“ wünschten; wie manche von den Guten, die euch damals mit liebreicher Hand, Geschenke und Zeichen ihres Wohlwollens darreichten, deckt jetzt das Grab, und ihr seht sie nicht wieder bis einst die liebende Vaterhand Gottes sie euch in einer bessern Welt wieder entgegenführt. Ja, doppelt und dreifach haben wohl einige unter euch verloren, und selbst viele eurer Altersgenossen, blühende Knaben und Jünglinge, Töchter und Jungfrauen, habt ihr zu Grabe tragen sehen. „Es war ein crustes Jahr,“ ihr werdet euch lange daran erinnern. *) —

„Wie glücklich“, so dachten viele, denen es bange ward in der Stadt zu bleiben, „wie glücklich sind doch die auf dem Lande, welche fern von der ansteckenden Stadtluft die reinern Lüfte der Gebirge athmen, und im Freien sich ergehen können; und in der That sollen den letzten Sommer viele Städter auf das Land gegangen sein, um dem Nebel zu entfliehen. Aber „nähmen wir Flügel der Morgenröthe, und stöhen an das Neusserste des Meeres“, wird darum weniger Gottes Rechte uns erreichen? ist der Herr uns nicht allenthalben nahe, er mag heimsuchen oder schützen, niederbeugen oder aufrichten? — Auch ein großer Theil des Landes blieb nicht verschont. Nicht davon zu reden, daß die in der Stadt gefürchtete Krankheit, auch im Kanton hie und da Spuren zeigte, war es hier ein ganz anderes Ereigniß, das einen großen Theil der Landbewohner in Noth und Jammer, uns alle aber in Bestürzung und Erstaunen setzte.

Es war am 16 Juli **), Abends nach 4 Uhr, als sich nach einer ungewöhnlich

*) Eine noch viel verheerendere Krankheit, als die bei uns crassirte, ist die Cholera morbus, welche jetzt in Rußland herrscht, und wenn es der Himmel nicht gnädig verbütet, sich leicht noch weiter verbreiten kann.

***) Wir geben die Erzählung zum Theil nach der trefflichen Beschreibung in den Wasler Mittheilungen, S. 367. zum Theil aber auch ergänzt und mehrfach berichtigt nach den uns gütigst mitgetheilten Protokollen der Commission und mündlichen Berichten von Experten.

starken Hitze in den Höhen des Hauensteins, am Rehhag, bei der Wannensfluh und am Kellenberg Gewitterwolken sammelten, welche von Südwest herkamen, und sich diesseits und jenseits des Gebirges als ein Wolkenbruch entluden. Ueber die Abhänge stürzten die Gewässer in die Thäler zu furchtbaren Strömen zusammen. So wälzte sich eine verheerende Fluth nach Waldenburg, Ufer und Brücken zerstörend, in einer Höhe von 10 Fuß über dem gewöhnlichen Bette des Bachs, und schon mehrere Hintergebäude mit sich reisend. Da schien in kurzer Frist das Wasser nachzulassen. Bäume und Balken hatten es oberhalb dem Städtchen nur aufgestaut. Bald war der Durchbruch erzwungen, und die Fluth drang wieder mit verdoppelter Wuth nach, noch mehr Verwüstung zu bringen. In den Straßen des Städtchens stand durch Zufluß des von dem Wylberg und der Nichtsfluh kommenden Bächleins, das Wasser 2 Fuß hoch. Die Fluth strömte mit reißender Schnelligkeit thalabwärts, Oberdorf zu. Hier gleiche Verheerung. Jetzt in Niederdorf erreicht sie zwei junge Leute, die sich auf einen Baum retten, er sinkt mit ihnen. Größeres Unglück bringt sie nach Hüllstein. Die Trümmer verlegen das Bette des Bachs, andere Fluthen stürzen von Bennwyl her dazu. Jetzt wälzt sich der Strom gerade in das Dorf, und welcher Jammer! Die Frau und das Kind des Landjägers Vertschmann wollen sich noch vor seinen Augen über die Straße retten, der Strom ereißt sie sammt dem alten Wächter und reißt sie dahin; ohne selbst helfen zu können, sieht der bestürzte Gatte und Vater die Unglücklichen ihre mit dem Tode ringenden Arme nach ihm ausstrecken, und rettungslos untergehn. Drei Bohnhäuser stürzen mit einander ein, in dem einen die ganze Familie des Schneiders Nutenried, ihrer 5 Personen, werden hier ein eiliger Raub der Fluthen. Zimmermann Baumann von Wallenburg arbeitete mit 2 Gesellen und dem Lehrjungen Strub an dem Aufrichten eines Gebäudes, dieses stürzt mit ihnen zusammen, und sie alle werden dahin gerafft. Die Engnisch und die völlige Fläche des Thals hatte den Andrang so gräßlich zerstörend gemacht; aber auch weiter hinunter brachten die Wasser noch Verheerung. Nun sank auch die neue steinerne Brücke bei Bubendorf.

Eben so schrecklich, aber minder verheerend war die Wassersnoth im Diegtener Thale, in Diegten, Tenniken, Junzgen und Sissach und im Thale der Ergolz, an Gelterkinden, Sissach, Trüngen und Laufen vorbei. Oberhalb Liesal, bei Vereinigung der Frense mit der Ergolz schwoll die Fluth auf eine Höhe von 15 Fuß über das Bachbett. Mehrere Britschen und die Brücke in Liesal und im Schöenthal wurden fortgerissen, Bäume entwurzelt, die Ufer verheert, die Mühle in Augst und die dortigen Anlagen zerstört, bis der Strom endlich in den Rhein sich ergoß, und an unsrer Stadt vorbei die grausen

Trümmer führte. Endlich gegen 7 Uhr legte sich die Wuth der Gewässer. Doch welcher einen Anblick ließen sie zurück! Auf die Eindrücke des ersten Schreckens folgten jetzt die des Grams über den Verlust der theuersten Angehörigen; ja, die der Verzweiflung standen nicht ferne, und nur der Blick nach oben konnte Licht und Trost bringen in die schauer- volle Nacht der Verheerung. Neunzehn Personen hatten den Tod in den Wellen gefun- den. *) Zwölfe derselben wurden den darauf folgenden Montag Vormittags um 10 Uhr, auf dem Kirchhof zu Höllstein, unter großem Zuströmen des Landvolkes, von allen Gegen- den des Kantons her, von der tief ergriffenen Gemeinde zur Ruhe geleitet.

Doch auch Beispiele von großmüthiger Rettung fehlten nicht. Ein Heuhäuschen bei dem Salgenplatz unterhalb Höllstein wurde mit zwei Menschen fortgeschwemmt, deren Rettung einem wackern Bürger von Ramlinzburg verdankt wird.

Der Verlust an Menschenleben war wohl der schmerzlichste, aber auch die übrigen Verheerungen, die zu dem sonst so schönen, freundlichen Thal einen betäubenden Gegen- satz bildeten, konnten nur mit Behmuth überblickt werden. In Waldenburg waren 17 Gebäude beschädigt; in Oberdorf 27, in Niederdorf 10, in Höllstein 42. Drei Wohn- häuser, 1 in Oberdorf, 2 in Höllstein, nebst dem Wacht- und Spritzenhaus, der Fleisch- bank (Schol) und mehreren Schöpfen wurden durch die Fluthen eingestürzt und fortgerissen. Groß war auch der Schade an ertrunkenem Vieh, fahrender Habe, Kleidern, Hausge- räthen, Bandstühlen u. s. w. Einen jammervollen Anblick gewährten diese in buntem

*) Es waren folgende:

K. Kaltschmid, 30 Jahr alt, und

J. Buser, beide in Niederdorf verunglückt.

D. Baumann, Zimmermann von Waldenburg, 30 Jahr. — Seine Pfliegerochter.

Seine Gefellen: Michael Puygi, von Eschenbach, Kant. St. Gallen, 30 Jahr, und

Ehr. Fr. Burkhard, von Großen-Lupin, 25 Jahr.

Sein Lehrling: Jak. Strub, von Käufelsingen, 17 Jahr.

Philipp Autenried, Schneider, 35 Jahr, und

Seine Frau H. Häner, 30 Jahr, hinterlassen ein drittes Kind das nicht zu Hause war.

Ein Kind von 11 Jahren. Ein Kind von 6 Jahren.

Anna Weiß, Käuels Wittwe, 78 Jahr, bei Autenried verfossgeldet.

J. Gysin, Wächter, 73 Jahr.

Landjäger Vertschmanns Frau, Salomea, 32 Jahr. — Derselben Kind.

Hans Groflins Frau, 40 Jahr. — Derselben Kind 6 Jahr.

H. Bruner, Vater, 72 Jahr.

Ein Knabe von Martin Thommen.

Gewühl untereinander liegenden Trümmer menschlicher Habseligkeiten; mehrere Tage nach der Fluth; und es mochten einem dabei wohl die Worte des Dichters *) einfallen, die mit einigen Ausnahmen, welche die Verschiedenheit des Falles erheischt, (der Dichter redet nämlich von einer Feuersbrunst) hier ihre Anwendung finden:

Traurig war es zu sehen, die mannigfaltige Habe,
 Die ein Haus nur verbirgt, das wohlversehen, und die ein
 Guter Wirth umher an die rechten Stellen gesetzt hat,
 Immer bereit zum Gebrauche, denn alles ist nöthig und nützlich;
 Nun zu sehen das alles auf mancherlei Wagen und Karren
 Durcheinander geladen, mit Uebereilung gestücht.
 Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke;
 In dem Badtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
 Ach, und es nimmt die Gefahr dem Menschen wohl alle Besinnung,
 Daß er das Unbedeutende faßt, und das Theure zurückläßt u. f. w.

Doch, wir wenden uns von diesen einzelnen Verlusten, die, wenn auch klein scheinend gegen das Ganze, doch für den Armen von großem Werthe sein können, zu den öffentlichen Schäden.

Von Waldenburg his Bubendorf waren alle Haupt- und Nebenbrücken, mit einziger Ausnahme der Brücke bei Höllstein weggerissen; ferner alle Bachmauern, viele Wässerungspuitschen und Mühlgewerbswuhren zerstört, die Mehrzahl der dem Bache nahe liegenden Heubäuschen fortgeschwemmt, an manchen Stellen die Landstraße eingerissen. So fand sich bei der Waldenburger-Papiermühlebrücke ein Durchbruch von 70 Fuß Breite.

Auch in den Thälern von Nümlingen, Diegten und Sissach war die Verheerung groß, wenn gleich nicht mit dem Verluste an Menschenleben begleitet. Bei Nümlingen wälzte das Gewässer an verschiedenen Orten Gesträuch und Felsstücke auf die Landstraße. Bedeutende Erdgerütsche stürzten hier und anderwärts die Bergabhänge herab. Man zählte deren in den beiden Bezirken Sissach und Waldenburg über 80. Eines derselben bedrohte Mühle-Diegten, und andere fielen bei Tenniken auf die Straße. In Diegten wurden 3 Häuser beschädigt, in Junzgen 7, in Buckten 2, in Nickenbach 3, in Sissach 9, in Augst 2. Mehrere Straßenstrecken wurden durch die Fluth fortgerissen, so daß die Kommunikation über den obern Hauenstein 4 Tage unterbrochen war.

*) Göthes Hermann und Dorothea. 1r Gesang.

Große Hülfe brachten für die erste Noth mehrere Landgemeinden, welche selbst verschont geblieben waren. Gleich auf die erste Kunde folgten Wagen mit Lebensmitteln und Kleidern, vorzüglich von Liestal, Arisdorf, Zysen, Bubendorf u. s. w., später auch aus der Stadt. Die Regierung selbst sandte sofort einen Transport Mehl zu Vertheilung an die Bedürftigen. In Höllstein und Waldenburg wurden Büchsen für die Liebesopfer aufgestellt, welche bei dem täglichen Zulauf — wir wollen nicht sagen von Hungrierigen, sondern von theilnehmenden Besuchern aus Stadt und Land, mit Recht als erster Anwurf zu weitem Gaben erwartet werden konnten.

Zur weitem Besorgung der Geschäfte aber ward nun sogleich eine Kommission, theils aus Gliedern und Beamten der Regierung, theils aus Sachverständigen des landwirthschaftlichen Vereins zusammengesetzt. Ihr wurde, laut Rathsbeschluß aufgetragen: „die „dringend nöthigen Arbeiten, welche die stattgehabten Verheerungen geboten, unter ihrer „Aufsicht und Leitung vornehmen zu lassen, zu dem Ende die nöthigen Handarbeiter und „Fuhren aufzubieten, ihnen eine angemessene billige Entschädigung zuzuerkennen, das erforderliche Personale zur Beaufsichtigung der Arbeiter anzustellen und alles zu veran- „stalten, was die Umstände erfordern.“

Gleich in den ersten Tagen der Unglückswoche wurden durch mehrere Hundert freiwillig Aufgebotene aus allen nicht verheerten Landgemeinden diesseits des Rheins, die Häuser in Waldenburg, Ober- und Niederdorf und Höllstein geräumt, die Kommunikationen hergestellt und an der Räumung der Bäche gearbeitet. Die Matten wurden von dem angeschwemmten Holz gesäubert, und laut Bericht vom 29 Juli waren, ausser jener von Laufen, Liestal und Angst, die übrigen Gewerbsprütschen provisorisch wieder hergestellt. Mit demselben Tage konnte der Müller in Höllstein wieder mahlen. Die Landstraßen wurden geräumt und zur Noth fahrbar gemacht; sie hatten aber viel gelitten, und es drohten kleinere und größere Einstürze, wenn nicht schleunige Abhülfe geleistet wurde. Um ferneres größeres Uebel bei schnellem Anwachsen des Wassers zu verhüten, hielt die Kommission die Räumung der Bäche nothwendig, um dem Wasser ungehinderten und freien Abfluß zu verschaffen. Auch die Nebenwege wurden so bald wie möglich wieder fahrbar gemacht, und hölzerne Nothbrücken über die Bäche geführt, so wie auch die Herstellung der noch bestehenden Brücken und Schirmprütschen sogleich eingeleitet wurde.

Mit der Reparatur der Wohnungen konnte es aus Mangel am nöthigen Baumaterial, Kalk, Ziegel u. s. w. nicht so schnell hergehen, als man es gewünscht hätte; doch wurde auch dafür schleunigst gesorgt, und besonders wurden die Häuser der kündlich Armen vor

allen übrigen bedacht. Durch Veranstaltung der Kommission selbst wurden schon bis Ende Oktobers 45 Wohnhäuser in den verschiedenen Gemeinden hergestellt. Der Privatschade betrug nach der Schätzung 84,000 Fr. (und zwar an Häusern 33,000, an fahrender Habe 26,000, an Land und Kultur 25,000); der wirkliche Schade kann jedoch wohl auf das doppelte angeschlagen werden (Pritschen und Privatbrücken auf wenigstens 30,000 Fr.) Der öffentliche Schade der Regierung und der Gemeinden ist zwar nicht genau geschätzt, beläuft sich aber ungefähr auf 60,000 Fr. Im Allgemeinen wurde, rücksichtlich der Entschädigung, der Grundsatz angenommen, den Beschädigten kein Geld in die Hände zu geben, damit solches, nach dem Sinn der Wohlthäter, zweckmäßig verwendet, und jeder Mißbrauch verhütet werden könnte. Die Lebensmittel, deren viele eingiengen, an Brot, Mehl, Frucht, Erdäpfeln, Rüben, Erbsen u. s. w. so wie auch einiges an Kleidungsstücken und Bettzeug wurden den Herrn Pfarrern zur Vertheilung anvertraut; auch wurde ein besonderes Dépôt für dieselben in Diesbal errichtet. Verpflegt wurden bis zum 23 Juli, nach Aussage des Protocolls von diesem Datum, in Waldenburg 70 Personen, in Oberdorf 160, in Niederdorf 140, und in Höllstein gegen 200. Auf Anzeige der Herrn Aerzte, daß die Wohnungen an diesen Orten durch den Schlamm sehr verunreinigt und in diesem Zustande der Gesundheit ihrer Bewohner nachtheilig geworden, wurden auch hier von Seiten der Kommission die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Die Austrocknung der schlimmsten Stellen ward versucht, Räucherungen vorgenommen u. s. w.

Was aber auch immer die Einsicht und das Wohlwollen der Einzelnen im ersten Augenblick vornehmen konnte, so war doch das Unglück der Art, daß es einen Gesamtaufwand von Kräften und Hülfsmitteln erforderte, wenn gründlich geholfen und die großen Unkosten, welche dadurch veranlaßt wurden, gedeckt werden sollten.

Eine außerordentliche Steuer als Abgabe zu verordnen, schien eben so wenig passend, als nothwendig. Die Regierung ergriff vielmehr den eben so sichern und zugleich erfreulichern Weg, gestützt auf den oft erprobten christlichen Wohlthätigkeitsfinn ihrer Mitbürger, in den herzlichsten und liebevollsten Ausdrücken, zu einer freiwilligen Kollekte durch das Kantonsblatt aufzumuntern. Diese Aufforderung wurde zugleich, Sonntags den 1. August, von allen Kanzeln zu Stadt und Land verlesen, und aus höherm Auftrag, eine auf den Gegenstand bezügliche Predigt gehalten.

Folgendes ist das Resultat der Steuer:

in der Stadt fielen:	Fr.	57338.
im untern Bezirk . . .	„	2383.
im Bezirk Birsack . . .	„	604.
— — Kiestal . . .	„	2062.
— — Sissach . . .	„	1758.
— — Waldenburg . . .	„	936.
in allem also:	Fr.	65081.

Davon wurden ungefähr 55,000 Fr. verwendet für Privatentschädigungen an Gebäulichkeiten, fahrender Habe, Land und Kultur; die übrigen 10,000 Fr. für Herstellung der Gewerbspflanzungen, so wie für unverzügliche, anfängliche Hülfleistungen, Stützung der Gebäude etc.

Außer dem erhielten noch die Herrn Pfarrer auf directem Wege gegen 5000 Fr. an besondern Liebesgaben, und rühmliche Erwähnung verdient auch die Hülfleistung der Margauischen Gemeinden Suhr, Buchs, Rohr, Hunzenschwyl und Unterentfelden, welche 244 Fr. 25 Rp. der Kommission zur Verwendung einsandten. Aus diesen kleinern Summen wurden dann so manche nöthig gewordene Privatunterstützungen und Verpflegungen bestritten.

So liefert uns also die Geschichte der Wasserverheerung zwar Schauerliches und Betrüübendes; aber die Geschichte der Menschlichkeit auch Erfreuliches und Herzerhebendes! — Wir lernten daran die zerstörende Gewalt der Elemente, die Allmacht und die Wege Gottes, wie die Ohnmacht des Menschen; aber auch die süße Gewalt der christlichen Liebe kennen.

Allein nicht nur im Reiche der äußern Natur zeigte sich das Jahr 1830 als ein merkwürdiges Jahr (wozu wir billig auch noch das am 23 November verspürte Erdbeben rechnen können); sondern große Gährungen und Umgestaltungen brachte das rege, politische Leben mit sich.

Raum waren noch in den letzten Tagen des Julius Aller Herzen erfüllt von dem eben erzählten Ereigniß, als das allgemeine Tagesgespräch eine unerwartet neue Wendung nahm durch die aus dem westlichen Nachbarlande herübergekommene Kunde von der Entthronung Karls X und der bald darauf erfolgten Erhebung Ludwig Philipps zum König der Franzosen. Da hörte man von den bewegten und blutigen, aber immerhin für eine Revolution heispiellos mähtigen Auftritten in den Straßen zu Paris, von der neuen Charte, dem Prozeß der verhafteten Minister u. s. w. Aufgelöst wurde das für die Geschichte des Vaterlandes eben nie sehr rühmwürdige Verhältniß Frankreichs zu den schweizerischen Miethstruppen, und zurückkehren sah man die Opfer desselben, deren

allen übrigen bedacht. Durch Veranstaltung der Kommission selbst wurden schon bis Ende Oktobers 45 Wohnhäuser in den verschiedenen Gemeinden hergestellt. Der Privatschade betrug nach der Schätzung 84,000 Fr. (und zwar an Häusern 33,000, an fahrender Habe 26,000, an Land und Kultur 25,000); der wirkliche Schade kann jedoch wohl auf das doppelte angeschlagen werden (Brütschen und Privatbrücken auf wenigstens 30,000 Fr.) Der öffentliche Schade der Regierung und der Gemeinden ist zwar nicht genau geschätzt, beläuft sich aber ungefähr auf 60,000 Fr. Im Allgemeinen wurde, rücksichtlich der Entschädigung, der Grundsatz angenommen, den Beschädigten kein Geld in die Hände zu geben, damit solches, nach dem Sinn der Wohlthäter, zweckmäßig verwendet, und jeder Mißbrauch verhütet werden könnte. Die Lebensmittel, deren viele eingingen, an Brot, Mehl, Frucht, Erdäpfeln, Rüben, Erbsen u. s. w. so wie auch einiges an Kleidungsstücken und Bettzeug wurden den Herrn Pfarrern zur Vertheilung anvertraut; auch wurde ein besonderes Dépôt für dieselben in Biesstal errichtet. Verpflegt wurden bis zum 23 Juli, nach Aussage des Protocolls von diesem Datum, in Waldenburg 70 Personen, in Oberdorf 160, in Niederdorf 140, und in Hüllstein gegen 200. Auf Anzeige der Herrn Aerzte, daß die Wohnungen an diesen Orten durch den Schlamm sehr verunreinigt und in diesem Zustande der Gesundheit ihrer Bewohner nachtheilig geworden, wurden auch hier von Seiten der Kommission die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Die Austrocknung der schlimmsten Stellen ward versucht, Räucherungen vorgenommen u. s. w.

Was aber auch immer die Einsicht und das Wohlwollen der Einzelnen im ersten Augenblick vornehmen konnte; so war doch das Unglück der Art, daß es einen Gesamtaufwand von Kräften und Hilfsmitteln erforderte, wenn gründlich geholfen und die großen Unkosten, welche dadurch veranlaßt wurden, gedeckt werden sollten.

Eine außerordentliche Steuer als Abgabe zu verordnen, schien eben so wenig passend; als nothwendig. Die Regierung ergriff vielmehr den eben so sichern und zugleich erfreulichern Weg, gestützt auf den oft erprobten christlichen Wohlthätigkeitssinn ihrer Mitbürger, in den herzlichsten und liebevollsten Ausdrücken, zu einer freiwilligen Kollekte durch das Kantonsblatt aufzumuntern. Diese Aufforderung wurde zugleich, Sonntags den 1. August, von allen Kanzeln zu Stadt und Land verlesen, und aus höherm Auftrag, eine auf den Gegenstand bezügliche Predigt gehalten.

Folgendes ist das Resultat der Steuer:





XII.

Neujahrs-Blatt

für

B a s e l s J u g e n d

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigten.

1832.



gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



XII.

Neujahr's-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen.

1832.



Bedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



Die

Schlacht bei Dornach

am 22^{sten} Juli des Jahres 1499.

Liebe Kinder, ich will euch in diesem Neujahrsblatte die Schlacht bei Dornach erzählen; damit, wenn ihr einmal im Sommer einen Ausflug nach Arlesheim und Dornach und auf den Gempenstollen macht, ihr euch dann genau und deutlich daran erinnern könnet, welsch ein wackerer Kampf einst auf dem Boden, wo ihr stehet, von den alten Schweizern gestritten worden sei. —

Im Jahre 1499 sah man von den Mauern der Stadt Basel herab öfters kriegerische Züge unter St. Margarethen vorbei oder über das Bruderholz hin- und herziehen. Das eine Mal waren es kaiserliche Reiter und Fußvolk aus den Reichstädten; man konnte sie an den stattlichen Helmbüscheln der Ritter und an den hellglänzenden Rüstungen, die gemeinen Fußknechte aber an den rothen Kreuzen auf ihren Wämsern erkennen. Die kamen aus dem Elsaße herauf, welches damals noch zum deutschen Kaiserreiche gehörte, wollten bei Dornach in das Gebiet der Schweizer einbrechen, und hätten gerne die solothurnischen Schlösser Dornach, Seewen, Büren und Thierstein erobert. — Ein ander Mal wieder kamen vom Schlosse Dornach her oder über die Birsbrücke bei St. Jakob andere Leute vorbeigezogen: rüstiges Fußvolk mit fliegenden Fahnen; nicht so prächtig geschmückt, aber wohl bewaffnet mit kurzen Degen, Schwertern, Spießen und Hellebarten; Einige darunter trugen Büchsen oder Armbrüste; sie hatten Alle weisse Kreuze auf der Brust, und ihre Fahnen waren weiß und roth, oder schwarz und roth mit einem Bären im gelben Felde. Das waren die Eidgenossen von Solothurn und Bern, welche von Zeit zu Zeit Streifzüge in das Sundgau hinein machten, um den Feind hinter seinen eigenen Gränzen zu suchen. — Es sahen auch die Einwohner von Basel in diesem kriegerischen Jahre manches unglückliche Dorf in Rauch und Flammen aufgehen. Sie konnten das Feuer in der finstern Nacht hochauflackern sehen, als die Kaiserlichen die Dörfer Dornach und Gempen verbrannten; und eine schaurige Röhre bedeckte in der

Ferne den Himmel, als die Schweizer im Sundgau Bözheim und Sierenz anzündeten. Manchmal kam es ganz in der Nähe der Stadt zu Gefechten. Auf dem Bruderholze griffen einmal 800 Eidgenossen bei 400 Reiter und 4000 Fußknechte der Kaiserlichen an und jagten sie in die schimpflichste Flucht. Die Flüchtigen rannten bis an die äussern Gattern der Thore; der Ritter Konrad von Ampringen wurde tödtlich verwundet in die Stadt getragen. Ja zunächst vor den Thoren fielen zuweilen kleine Scharmügel vor. Ueberall in der Gegend war kriegerischer Lärm; die Kriegsknechte raubten das Vieh von der Weide; für die reisenden Kaufleute war es nirgends auf den Landstraßen sicher.

Dem schon mit dem Anfange des Jahres war der berühmte Schwabenkrieg gegen die zehn Orte der Eidgenossenschaft und gegen ihre Bundesgenossen, die Graubündtner, losgebrochen; und alle Dörfer, Schlösser und Städte am Rheine von der Quelle bis gen Basel waren mit Krieg und Kriegsgeschrei erfüllt. Und als es den Schwaben an etlichen Orten schon übel ergangen war, so kam der Kaiser Maximilian selbst aus den Niederlanden mit 5000 frischen Lanzknechten das Land herauf geritten bis nach Freiburg im Breisgau, und ließ von hier aus die Fürsten und Städte des ganzen römischen Reichs aufbieten, daß sie sich aufmachen sollten, wider die Eidgenossen zu streiten. Der Kaiser hätte gerne Frieden im ganzen deutschen Reiche gehabt, um den Einfällen der Türken, des Erzfeindes der Christenheit, besser steuern zu können; und weil er, von seinen Rätthen übel berichtet, glaubte, die Schweizer haben diesen Krieg angefangen; weil er auch ihre Eide, welche die zehn Orte einander zugeschworen hatten, für Gottesvergessene, rebellische Eide hielt: — so machte er überall kund und bekannt, daß er diese bösen, groben Bauerleute jetzt gebürlich strafen wolle. Aber vor dem Ende des Monats Mai hatten die groben Bauern schon in fünf Feldschlachten die adelichen Ritter geschlagen.

Auch an den Rath der freien Reichsstadt Basel kam Botschaft vom Kaiser, daß sie zu ihm halten sollten wider die Schweizer. Die Basler gehörten dazumalen noch nicht zur Eidgenossenschaft; sie waren aber der Eidgenossen gute Freunde und Nachbarn, und hätten um keinen Preis die Waffen gegen sie erheben mögen. Deswegen mußte der Bürgermeister, Herr Hans Zimmer von Gilgenberg, mit zwei Rathsherrn zum Kaiser nach Freiburg reisen und ihm vorstellen, daß er der Stadt Basel doch erlauben solle, in diesem Kriege sich unpartheiisch in der Mitte zu halten. Kaiser Max aber wollte nichts davon hören und verlangte, daß die Basler alsobald zu Ross und zu Fuß und mit Geschütz ausrücken sollten. Da zogen sich die Bürger von Basel des Kaisers Ungnade zu, weil sie standhaft bei ihrem ersten Entschlusse beharrten. Wiederum ließen sich die Eidgenossen mehr als einmal verlauten, daß Basel entweder für sie oder gegen sie stehen müsse; denn

sie meinten, die Basler seien doch vielleicht heimlich auf der Seite der Feinde. Als sie aber erkannten, daß die von Basel redlich waren, an ihren Thoren strenge Wache hielten, und eben so wenig kaiserliche als eidgenössische Kriegeszüge in größerer Anzahl durch die Stadt ziehen ließen: so wurden es die Schweizer besser zufrieden, und sahen wohl ein, wie ihnen das unpartheiische Benehmen der Basler großen Nutzen brachte. Es waren zwar in Basel die gesammte hohe und niedere Geistlichkeit und Viele vom Adel, namentlich der Herr Bürgermeister von Gilgenberg, im Herzen für den Kaiser gestimmt; und man fürchtete geheime Anschläge, um die Stadt in die Hände der Kaiserlichen zu liefern. Aber in diesem Falle hätte sich der größte Theil der Bürgerschaft, vor Allen die Zunft der Metzger, und das ganze Landvolk augenblicklich auf die Seite der Eidgenossen geschlagen. Das wußte man wohl; darum mußte sich der Rath strenge und weise in der Mitte zu halten suchen, und am Samstag vor Johannis Bapt. wurde bei Erneuerung des Rathes statt des von Gilgenberg ein anderer Bürgermeister eingesetzt. — Im Baselpiote streiften beinahe das ganze Jahr die Solothurner und Berner umher. Die Bürger von Wallenburg und Liestal öffneten ihnen die Thore, bewirtheten sie um ihr Geld, gaben ihnen, wenn sie's begehrt, ein Nachtlager. Und wenn dann am andern Morgen die Eidgenossen sich wieder aufmachten, hefteten sich manchmal einige Kriegslustige aus Liestal auch ein weißes Kreuz auf das Wams und zogen mit hinab in das Sundgau. Insonderheit verweilten die Berner gerne in Liestal, gewannen die Bürger daselbst durch ihr tugendliches und gütliches Betragen, versprachen ihnen Schutz und Schirm, nicht anders als wenn sie ihre eigenen Leute wären, und gedachten nicht übel für den Bären zu fischen. Es antworteten die von Liestal: die Rätthe zu Basel seien immer fromme und gütige Herren gegen sie gewesen und würden gewiß in jeder Noth Leib und Gut zu ihnen setzen, als zu den Thren. Die solothurnischen Knechte waren schon ungestümer als die Berner und beehrten trotzig, daß man ihnen auch die Schlösser Homburg und Wallenburg öffne; aber die Landvögte auf den Schlössern waren kluge und tapfere Männer; die hielten ihre Burgen wohl verriegelt und zugeschlossen.

So sah es in der Umgegend von Basel aus vom Hornung bis zum Heumonat; da sollte Basel noch größere Gefahren und schönere Waffenthaten der Eidgenossenschaft in seiner Nähe sehen.

Denn es begann sich im Elsaße von Woche zu Woche immer mehr kriegerisches Volk zusammenzuziehen nach dem Feldlager des kaiserlichen Hofmarschalls, Grafen Heinrich von Fürstenberg und Landgrafen in Bar, welcher vom Kaiser zum obersten Feldhauptmann dieser Truppen ernannt war. Aus den Städten des Elsaß und Breisgau zogen die Panner aus und wandten sich nach der Gegend zwischen Mirkirch und Basel. Sie kamen

von Colmar, Schlettstadt, Freiburg, Mainz, bis von Köln und Speler heraufgezogen mit gerüstetem Fußvolk; die von Ensisheim führten eine gewaltige Büchse herbei; die von Strassburg sendeten ein hübsch und auserlesen Volk mit Zeug und Geschütz; ihr Banner trug Herr Arbogast von Kagenegg, Benner. Es kamen aus den Niederlanden die wohlgeübten geldrischen Reiter und Langknechte mit vielen Büchsen, Kartthäunen und Feldschlangen. Zu diesen Zügen stießen noch viele edle Herren und Ritter mit Knechten zu Fuß und zu Ross, mit Wagen und Kriegsbedarf; da fanden sich ein der Graf Becker von Bitsch, Herr Georg von Sensheim zu hohen Kottenheim, Obermusterherr, und die zwei Feldhauptleute des von Fürstenberg, Ludwig von Mas Münster, Statthalter und Friedrich Kappeler, Ritter. Kaiser Max aber schickte dem Hofmarschall 400 burgundische Reiter, seine Leibtrabanten, die freie welsche Garde genannt, unter ihrem Hauptmanne Loy de Waderen, eine muthige und schön geordnete Schaar.

Die Eidgenossen von Solothurn und Bern waren wieder nach Hause zurückgekehrt, als sie auf einem Streifzuge ins Sundgau den Feind, welcher eben im Münstertale streifte, nicht gefunden hatten. Das Schloß Dornach, der äußerste Posten der Solothurner, hatte nur schlechte Mauern und eine geringe Besatzung; denn was von guten Knechten durch Seewen vorbei kam, die behielt der Vogt zu Seewen bei sich; wo er aber einen faulen Mann hatte, den schickte er nach Dornach. Büchsen, Pfeile, Pulver und Mundvorrath fehlten; es gebrach gänzlich an Schützen; die Mannschaft war unwillig und wollte nicht länger auf diesem schlecht verwahrten Posten bleiben. Es war aber daselbst Vogt ein muthiger und emsiger Mann, Benedikt Hugi von Solothurn. Der besserte und half, wo er konnte; die franken und schadhafte Leute schickte er wieder fort; er suchte Verstärkung, schrieb um Hülfe, ließ die Knechte Steine tragen, die Mauern wieder in Stand stellen, Alles verwahren und rüsten zur Vertheidigung des Schloßes.

Auf der Tagsatzung zu Luzern wurde man einig, daß die Zuzüge sämmtlicher zehn Orte der Eidgenossenschaft auf Donnerstag Abends den 18ten des Heumonats in Liesstal sich einsiuden sollten. Als bald zogen die von Solothurn mit dem Banner aus unter dem Schultheißen Niklaus Konrad, 1500 Mann stark; Benner war Urs Ruchi, Lütiner Hans Heinrich Winkeli und Niklaus Ochsenbein Fahnen-träger. Bei Balstal stießen die Wittlisbacher mit ihrem Fähnlein und 80 Mann zu ihnen. Sie wandten sich miteinander über die Haswangstraße nach dem Kloster Beinwyl hin, streiften dort einige Tage im Gebirge umher, besetzten das Schloß Gilgenberg, das noch bei Mettingen steht, und kamen Donnerstag Abends über Brezwyl nach Liesstal; wo sie, von den Bürgern gütlich aufgenommen, auf die andern Eidgenossen zu warten beschloffen. Es wurde Freitag, es

wurde Samstag und Sonntag; die Eidgenossen erschienen immer noch nicht. Denn aus dem Thurgau war währenddem Bericht gekommen, daß die kaiserliche Majestät in hoch-eigener Person mit vielen Fürsten und Herren am Bodensee vor Constanz ein Lager aufgeschlagen habe und durch das Schwaderloch gegen die Stadt Zürich anzustürmen gedenke. Darauf gab man den Anschlag gegen Fürstenberg auf, und die Zuzüge der Schweizer schlugen den Weg nach dem Thurgau ein.

Da kam dem Grafen von Fürstenberg heimlich ein Brief aus Basel zu, unterschrieben Pfefferhans; darin wurde ihm gemeldet, daß die Eidgenossen nach dem Bodensee rückten; die Gegend um Dornach sei jetzt von allen Schweizertruppen entblößt, er solle schnell in das unbewahrte Land einfallen. Dieser Pfefferhans war aber der abgesetzte Bürgermeister von Basel, Herr Hans Zimmer von Gilsenberg, ein heimlicher Freund des Kaisers. Auf diesen Brief hin säumte der kaiserliche Feldhauptmann nicht länger, zog sein Heer zusammen, brach auf mit 15000 Mann und wandte sich gegen Dornach. Die Sternseher weissagten Glück und gewaltige Heldenthaten; der Feldherr und die Krieger waren voll Lust und Jubel und des Sieges gewiß. Aber es warnte sie der Herr Pfarrer von Straßburg, Geiser von Kaisersberg, nicht wider die Eidgenossen zu ziehen, als wenn sie nach Baden ins Bad wollten, sondern mit mannlichen Herzen und guten langen Spießsen, Hellebarten und Büchsen, dazu mit Gottesfurcht vor allen Dingen.

In der Gegend von Dornach gieng das Gerücht, die Feinde ziehen heran und es sammelten sich große Haufen zu Blozheim und in den Dörfern unter Basel. Die Leute aus dem Laimenthale flüchteten mit Hab und Gut in die Stadt. Da verließen bis auf zehn muthige Männer die Andern alle den Vogt und das Schloß. Hugt schrieb dringentlich an seine lieben und gnädigen Herren zu Solothurn um Hülfe und Borrath; er höre, die Feinde wollten vor dem Schloße vier Lager schlagen, und ihm fehle Mehl und Wein, um eine Belagerung auszuhalten. Augenblicklich lassen die Schultheiß und Rätbe zu Solothurn ihren Eidgenossen die dringende Gefahr des Landes melden. Boten laufen nach Bern, nach Zürich, nach Luzern. Bern sendet Bericht an Herrn Kaspar zum Stein, der mit Bernern und Nargauern im Frickthale stand. Die Zürcher ziehen aus. Ein Bote eilt die Luzerner einzuholen, welche schon auf dem Wege nach dem Bodensee waren. Luzern bemüht sich, die Waldkantone für Solothurn zu gewinnen. Sonntag Abends den 21sten langte Junker Kaspar Göldlin von Zürich mit 400 hübschen Knechten und einem Fähnlein, welches Jakob Stapfer trug, zum Nachtlager in Olten an. Samstags den 20sten zogen zum Thore von Bern hinaus unter Herrn Rudolf von Erlach, Altschultheiß, 1000 Mann und das Panner der Junft zu Gerbern; das trug Konrad Vogt; Kaspar Wyler war Benner und Niklaus Murry Schützenführer. —

Erst Sonntag Morgens erreichte der abgeschickte Bote noch in Winterthur den Zug der Luzerner, als sie eben in der Kirche waren und sich rüsten wollten, weiter nach dem Thurgau zu ziehen. Willig folgten sie seinem Geheiß und lehrten um, vor Dornach dem Feinde zu begegnen. Sie waren 800 Mann stark; ihr Hauptmann Herr Schultheiß Petermann Feer, Ritter. Zu ihnen gesellte sich auf der Straße das Banner von Zug mit 400 redlichen Mannen. Als diese Schaar zwischen Zürich und Aarau durch Bremgarten zog, weinten viele Leute über diese Opfer des Todes und über des Landes Gefahr. Und Herr Amman Werner Steiner, der Zuger Hauptmann, sprach gar trostliche Worte zu ihnen: Ihr biederben Leute, seid voll Trost; es wird nicht anders als wohl gehen. Betet ihr nur treulich und rufet Gott an um Hülfe, so wollen wir mit seiner Kraft dem Feinde bald ab unserm Boden zünden. Gott behüte euch Alle! —

Aber zu der Zeit stand Herr Vogt Hugi im Schlosse zu Dornach am Fenster und sah es schon ganz schwarz wie Wetterwolken aus dem Laimenthale bei Reinach hervorkommen. Das Heer des Grafen von Fürstenberg lagerte sich im Thale, dem Schlosse Dornach und dem Gempenstollen gegenüber. Die geldrischen Lanzknechte schritten über die Birsbrücke und schlugen links bei Arlesheim ihr Lager auf. Andere Haufen hatten ihr Lager rechts beim Dorfe Dornach, viele in der Mitte hier und dort, am Fuße des Schlosberges, bei der Brücke am Ufer des Flusses. Die welsche Garde blieb jenseits auf der andern Seite der Birs; und bis gegen Reinach breiteten sich die Zelten und Hütten des kaiserlichen Kriegsheeres aus.

Man führte das schwere Geschütz derer von Straßburg den Hügel, auf welchem das Schloß steht, hinauf und stellte es dem Schlosse gegenüber auf. Die Büchsen brannten los, die gebrechlichen Mauern wankten, und viele Steine fielen abgelöst hinunter. In dieser großen Noth ließ Vogt Hugi heimlich einen Boten an einem Selle herab, daß er durch den Wald hinter dem Schlosse entkomme, die Eidgenossen in Liestal auffuche und sie bewege, zur Errettung des Schloßes herbeizueilen. Und als der Bote am Montag des Morgens nach Liestal zum Schultheiß Konrad kam, so hatte gerade ein Trupp streifender Feinde den Solothurnern zwei der Ihren zunächst vor dem Städtlein erstochen, und das Volk war ungeduldig und begehrte zum Kampfe geführt zu werden. Darum beschloß auch der Schultheiß nicht länger zu säumen, brach auf mit seinen Solothurnern und zog in der Mittagshöhe den Berg hinauf gegen Gempen. Peter Wicker und Hans Brotbeck von Liestal zeigten ihnen den Weg. Nahe bei Gempen auf der Lampenmatte, einem ebenen Felde auf der Höhe des Berges, aber noch hinter der Fluh, machte der Hauptmann Halt, wie es ihm der Schultheiß von Liestal gerathen hatte, und wollte hier warten, ob nicht noch Verstärkung kommen werde. Und wie er die

kampftüchtigen Männer kaum mehr zurückhalten konnte, so nahete Hauptmann Göldlin und 400 Zürcher. Diese hatten die vorige Nacht in Olten vom angestrengten Marsche rasten wollen, als ein Bote um den andern kam und sie mahnte, nach Liesstal zu eilen; sie waren darum die Nacht hindurch auf dem Wege gewesen, und da sie in Liesstal den Auszug der Andern vernommen, waren sie ohne Rast und ohne Frühstück weiter gezogen. Als die Solothurner diese Kampfgenossen erblickten, empfingen sie dieselben wie Freunde in der Noth mit bewegten Herzen, weinten und drückten ihnen die Hände, und stärkten die Müden mit Wein und Brot. Aber der Hauptmann Göldlin von Zürich wollte keinen Bissen zu sich nehmen, bevor er denn die Stellung der Feinde gesehen. Darum stieg er mit dem Schultheissen von Solothurn auf den Gempenstollen. Dort, wo der Wald sich öffnet und der Felsen vorspringt, auf dem freien Rasenplätze, wo man die weite Aussicht hat, standen die beiden eidgenössischen Hauptleute und konnten die Ebene und die feindlichen Schaaren schön überblicken.

Sie sahen die verschiedenen Lager der Feinde, wie sie weit von einander entfernt lagen, durch keine Verschanzungen vor einem Angriffe gesichert; und wie Alles zerstreut war und in sorgloser Unordnung auf der Ebene sich auflösete. An diesem Tage wurde im Lager das Fest der S. Maria Magdalena mit unheiligen Lustbarkeiten gefeiert. Jeder hatte Waffen und Rüstung weggeworfen, und gab sich aller Sorge ledig der Lust und den Vergnügungen hin. Die Bauern aus dem Elsaße führten Wein und Lebensmittel ins Lager; die Domherren von Basel schickten ihren lieben Freunden und Verwandten unter den Hauptleuten Silbergeschirr und kostbare Kleider und schmackhafte Leckerbissen. Im Schatten grüner Hütten saßen die Ritter, zechten und lachten, sangen und spielten; Andere badeten in der Birs, lustwandelten oder schliefen; manche Hauptleute machten sich's bequem, giengen wegen der Hitze des Tages in bloßen Badhemdern umher, sahen wie sie das Geschütz legen wollten, um das Schloß zu beschiefen. Die Knechte schlachteten, kochten, spielten, tanzten, jubelten, trugen Zweige zu Laubhütten herbei. Dieses Wesen und Treiben im Thale konnten die eidgenössischen Hauptleute von dem Gempenstollen herab gar wohl bemerken; und der Hauptmann der Zürcher, als er diese leichtsinnige Verwirrung der Feinde erblickte, so rieth auch er, daß man angreife. Sie wehten mit ihren Strohhüten, um denen im Schloße ein Zeichen zu geben, daß Hülfe nahe sei, und giengen wieder zu ihren Leuten zurück.

Dieses Zeichen der schweizerischen Anführer auf dem Felsen oben bemerkte man im feindlichen Lager. Einige besonnenere Hauptleute des Fußvolkes traten mit bescheidener Vorstellung vor den obersten Feldhauptmann und baten ihn, daß er doch Schildwachen ausstellen lasse, damit sie vor einem Ueberfalle warnen könnten. Aber Graf von

von Colmar, Schlettstadt, Freiburg, Mainz, bis von Köln und Speier heraufgezogen mit gerüstetem Fußvolk; die von Ensisheim führten eine gewaltige Büchse herbei; die von Straßburg sendeten ein hübsch und auserlesen Volk mit Zeug und Geschütz; ihr Banner trug Herr Arbogast von Ragenegg, Benner. Es kamen aus den Niederlanden die wohlgeübten geldrischen Reiter und Lanzknechte mit vielen Büchsen, Karthaunen und Feldschlangen. Zu diesen Zügen stießen noch viele edle Herren und Ritter mit Knechten zu Fuß und zu Ross, mit Wagen und Kriegsbedarf; da fanden sich ein der Graf Becker von Bitsch, Herr Georg von Sensheim zu hohen Kottenheim, Obermusterherr, und die zwei Feldhauptleute des von Fürstenberg, Ludwig von Mas Münster, Statthalter und Friedrich Kappeler, Ritter. Kaiser Max aber schickte dem Hofmarschall 400 burgundische Reiter, seine Leibtrabanten, die freie welsche Garde genannt, unter ihrem Hauptmanne Roy de Waderen, eine muthige und schön geordnete Schaar.

Die Eidgenossen von Solothurn und Bern waren wieder nach Hause zurückgekehrt, als sie auf einem Streifzuge ins Sundgau den Feind, welcher eben im Münsterthale streifte, nicht gefunden hatten. Das Schloß Dornach, der äußerste Posten der Solothurner, hatte nur schlechte Mauern und eine geringe Besatzung; denn was von guten Knechten durch Seewen vorbei kam, die behielt der Vogt zu Seewen bei sich; wo er aber einen faulen Mann hatte, den schickte er nach Dornach. Büchsen, Pfeile, Pulver und Mundvorrath fehlten; es gebrach gänzlich an Schützen; die Mannschaft war unwillig und wollte nicht länger auf diesem schlecht verwahrten Posten bleiben. Es war aber daselbst Vogt ein muthiger und emsiger Mann, Benedikt Hugi von Solothurn. Der besserte und half, wo er konnte; die kranken und schadhafte Leute schickte er wieder fort; er suchte Verstärkung, schrieb um Hülfe, ließ die Knechte Steine tragen, die Mauern wieder in Stand stellen, Alles verwahren und rüsten zur Vertheidigung des Schloßes.

Auf der Tagsatzung zu Luzern wurde man einig, daß die Zuzüge sämmtlicher zehn Orte der Eidgenossenschaft auf Donnerstag Abends den 18ten des Heumonats in Liesstal sich einfänden sollten. Als bald zogen die von Solothurn mit dem Banner aus unter dem Schultheißen Niklaus Konrad, 1500 Mann stark; Benner war Urs Ruchti, Lütiner Hans Heinrich Winkeli und Niklaus Ochsenbein Fahnenrager. Bei Basstal stießen die Wittlisbacher mit ihrem Fähnlein und 80 Mann zu ihnen. Sie wandten sich miteinander über die Paswangstraße nach dem Kloster Beinwyl hin, streiften dort einige Tage im Gebirge umher, besetzten das Schloß Gilgenberg, das noch bei Meltingen steht, und kamen Donnerstag Abends über Brezwyl nach Liesstal; wo sie, von den Bürgern gütlich aufgenommen, auf die andern Eidgenossen zu warten beschloßen. Es wurde

wurde Samstag und Sonntag; die Eidgenossen erschienen immer noch nicht. Denn aus dem Thurgau war währenddem Bericht gekommen, daß die kaiserliche Majestät in hoch-eigener Person mit vielen Fürsten und Herren am Bodensee vor Constanz ein Lager aufgeschlagen habe und durch das Schwaderloch gegen die Stadt Zürich anzustürmen gedenke. Darauf gab man den Anschlag gegen Fürstenberg auf, und die Zuzüge der Schweizer schlugen den Weg nach dem Thurgau ein.

Da kam dem Grafen von Fürstenberg heimlich ein Brief aus Basel zu, unterschrieben Pfefferhans; darin wurde ihm gemeldet, daß die Eidgenossen nach dem Bodensee rückten; die Gegend um Dornach sei jetzt von allen Schweizertruppen entblößt, er solle schnell in das unbewahrte Land einfallen. Dieser Pfefferhans war aber der abgesetzte Bürgermeister von Basel, Herr Hans Zimmer von Gilgenberg, ein heimlicher Freund des Kaisers. Auf diesen Brief hin säumte der kaiserliche Feldhauptmann nicht länger, zog sein Heer zusammen, brach auf mit 15000 Mann und wandte sich gegen Dornach. Die Sternseher weissagten Glück und gewaltige Heldenthaten; der Feldherr und die Krieger waren voll Lust und Jubel und des Sieges gewiß. Aber es warnte sie der Herr Pfarrer von Straßburg, Geiser von Kaisersberg, nicht wider die Eidgenossen zu ziehen, als wenn sie nach Baden ins Bad wollten, sondern mit mannlichen Herzen und guten langen Spießsen, Hellebarten und Büchsen, dazu mit Gottesfurcht vor allen Dingen.

In der Gegend von Dornach gieng das Gerücht, die Feinde ziehen heran und es sammelten sich große Haufen zu Blozheim und in den Dörfern unter Basel. Die Leute aus dem Laimenthale flüchteten mit Hab und Gut in die Stadt. Da verließen bis auf zehn muthige Männer die Andern alle den Bogt und das Schloß. Hugi schrieb dringentlich an seine lieben und gnädigen Herren zu Solothurn um Hülfe und Borrath; er höre, die Feinde wollten vor dem Schlosse vier Lager schlagen, und ihm fehle Mehl und Wein, um eine Belagerung auszuhalten. Augenblicklich lassen die Schultheiß und Rätthe zu Solothurn ihren Eidgenossen die dringende Gefahr des Landes melden. Boten laufen nach Bern, nach Zürich, nach Luzern. Bern sendet Bericht an Herrn Kaspar zum Stein, der mit Bernern und Nargauern im Fricthale stand. Die Zürcher ziehen aus. Ein Bote eilt die Luzerner einzuholen, welche schon auf dem Wege nach dem Bodensee waren. Luzern bemüht sich, die Waldkantone für Solothurn zu gewinnen. Sonntag Abends den 21sten langte Junker Kaspar Göldlin von Zürich mit 400 hübschen Knechten und einem Fähnlein, welches Jakob Stapfer trug, zum Nachtlager in Olten an. Samstags den 20sten zogen zum Thore von Bern hinaus unter Herrn Rudolf von Erlach, Altschultheiß, 1000 Mann und das Banner der Junst zu Gerbern; das trug Konrad Bogt; Kaspar Wyler war Benner und Niklaus Murry Schützenführer. —

Fürstberg spottete ihrer und fragte, ob sie denn meinten, daß es Schweizer schneie? es gebe deren nicht so Viele und die hätten an andern Orten zu schaffen; wer sich fürchte, der möge einen Panzer anziehen! Da antwortete Hauptmann Storch von Freiburg: Ich will meinen Stand noch eben so redlich verstehn und eben sowohl davon kommen als Ew. Gnaden; nur sollte man einmal der Schweizer Fäuste, die man schon so oft gefühlt hat, besser kennen gelernt haben. So giengen die Hauptleute wieder mit schwerem Herzen von dem übermüthigen und ganz verblendeten Feldherrn weg, und es ahnete ihnen nichts Gutes. Niemand hörte auf sie, Niemand dachte an einen Ueberfall; man sprach nur davon, wie nun das Schloß Dornach bald in Flammen aufgehen müsse. In der Stadt ließ Arnold von Rothberg, ein Domherr und doch ein schlechter Christ, auf dem Münsterthurme einen Tisch rüsten zum Nachmahle, damit er von hier aus mit den Freunden des Kaisers beim fröhlichen Becher dem Brande zuschauen könne. Mit ganz andern Gedanken sahen die von der Bürgerschaft traurig nach den Bergen von Dornach hinüber.

Auf der Sempfenmatte ruhten noch, des Befehles zum Angriffe gewärtig, die Solothurner und Zürcher. Da erschien eine neue kriegerische Schaar. Es waren die Eidgenossen von Bern unter den Herren Rudolf von Erlach und Kaspar zum Stein, bei 3000 rüstige, tapfere Männer. Und als nun die drei Orte versammelt waren, berathschlagten sich die Hauptleute und Benner, und wurden Alle einig, Gott zu Hülfe zu nehmen und den Angriff zu thun. Es war Montags den 22sten Heumonats des Jahres 1499 nach Christi Geburt am heiligen Maria Magdalenenstage, um die Vesperzeit, Nachmittags zwischen zwei und drei Uhr. — Die Schaaren wurden geordnet; — die Führer ermahnten ihre Leute; — die Eidgenossen Alle miteinander knieten nieder und beteten; — ganz still und ruhig bewegte sich dann der Zug durch das Holz hinunter. Ein solothurnischer Landmann, Uly Kaiser von Grellingen, kam ihnen den Berg herauf entgegen; der zürnte den Kaiserlichen, weil sie ihm Haus und Hof verbrannt hatten. Er zeigte den Hauptleuten an, daß er drunten vier Lanzknechte, eine Wacht der Feinde, erstochen habe und erbot sich die Eidgenossen sicher den Berg hinab bis zu den Zelten vor dem Schlosse zu führen. Freudig folgten sie ihm. Ein nicht großer, aber wohl muthiger Haufe unter dem Schultheißen Konrad eilte voraus; langsam nur auf dem engen und rauhen Wege konnten die Banner folgen.

Schon war die Vorhut am Ende des Waldes ganz nahe beim Schlosse; sie hielten; noch verbargen sie die letzten Bäume; sie waren dem Feinde so nahe, daß sie die Flüche der Knechte in den Zelten hören und den Dampf der Speisen riechen konnten. Da ermahnte sie also Schultheiß Niklaus Konrad von Solothurn:

Liebe Eidgenossen, gedenket der Tapferkeit euerer frommen, handfesten Alvordern, welche oftmals mit kleiner aber starker Hand an gewaltige und mächtige Herren mit mannlichen Herzen sich unverzagt machten, und gar nichts weder Leib noch Gut spareten, der Eidgenossenschaft Ehre und Namen, Lob und Freiheit zu schirmen. Ihr höret nun die Flüche unserer Todfeinde, wie sie Gott schmähen und lästern; sie liegen auf unserm Schweizerboden, um uns Land und Leute, Weib und Kind zu verderben. Wohlan denn, nach löblichem Brauche unserer redlichen Alvordern, drücken wir unverzagt in den Feind, achten wir treulich auf einander, und der Sieg wird uns über diese sorglose Menge nicht entgehen.

So sprach Schultheiß Konrad; ein Jeglicher betete noch ein stilles Vater Unser. Mit einem Male brachen sie aus dem Walde hervor, fielen ein mit Hauen und Stechen in die Zechenden, welche zunächst um das Schloß lagen, machten Viele nieder, jagten die Andern den Berg hinab durch das Gestrüpp über Stock und Stein den Lagern zu. Rechts durch den Hohlweg neben dem Schlosse vorbei gegen Arlesheim raunte ein Theil den Fliehenden nach; die Andern, weil der Hohlweg für Alle zu eng war, stürzten sich links vom Schlosse dem Dorfe Dornach zu den steilen Hügel hinunter.

In der Ebene begann nun ein greuliches Morden unter den Rittern und den Knechten. Bei Spiel und Wein, im Schlafe unter den Hütten, ehe sie von Feinden wußten, fanden viele Bürger der Reichsstädte und viele adeliche Herren und Edelknechte einen schimpflichen Tod. Andere kamen eilig gelaufen, zu sehen was der Lärm bedeute, meinten die Knechte seien betrunken und liegen wieder im Zwiste unter einander; und weil die Schweizer ihre weißen Kreuze am Rücken trugen, vorn auf der Brust aber sich rothe Kreuze angeheftet hatten, hielten sie dieselben für Destreicher, wollten abwehren und Frieden stiften. Zu spät erkannten sie die starken Fäuste der Eidgenossen. Graf von Fürstenberg mit einigen Rittern und Edelknechten sprengte herbei, dem Unfuge zu steuern. Als bald schlug ihn die Hand eines Schweizers: — er sank nieder, tödtlich getroffen.

Alte Krieger, die in den Niederlanden schon manche Schlacht mitgemacht hatten, thun sich halb bewaffnet zu einzelnen Haufen zusammen, stellen sich den Eidgenossen, die gleich einem Sturme gegen sie kommen, vergebens entgegen, unterliegen tapfer fechtend dem unwiderstehlichen Andränge der muthigen Schaar. Ohne Führer, ohne Waffen werden Tapfere wie Feige gewürgt, wenden Zaghafte und Muthige den Rücken. Auf allen Seiten Verwirrung und Flucht nach der Birs hin.

Aber in der Hitze des Verfolgens vergassen die Eidgenossen der Mahnung des Schultheißens von Solothurn, immer treulich auf einander zu achten, und ihre beiden

Die drei Orte in der Schlacht waren gerade in der größten Noth; mit neuer Kraft drangen die Feinde in ihre Reihen. Da sah man den kriegerischen Zug aus dem Walde ob Urlesheim hervortreten. In banger Erwartung blickten Schweizer und Kaiserliche dorthin, und Jeder fürchtet und hoffet, ungewiß ob es Freunde oder Feinde seien. Aber Herr Pfarrer Hans Schönbrunner von Zug eilte auf seinem Pferde schnell zu den Eidgenossen hin, hatte seinen schwarzen Mantel mit dem großen weißen Kreuze um sich geschlagen, und schrie laut: Seid tapfer, liebe Eidgenossen; denn meine Herren von Luzern und Zug sind da mit aller Macht euch zu Hülfe! — Hoch flackerte im Winde der Luzerner blau und weißes damastenes Fähnlein; die wohlbekanntenen Schlachthörner erschallen; mit Geschrei stürzen die Männer den Hügel hinunter; sie schwingen die Schwerter; sie dringen ein; und mit neuer Kraft ermannen sich die drei andern Orte.

Als bald widerstanden die Feinde nicht länger. Vom gewaltigen Schrecken ergriffen warfen sie die Waffen von sich und liefen Alle der Brücke zu. Da entfloß der Hauptmann Storch von Freiburg, der sich vor dem Feldherrn gerühmt hatte, seinen Stand verstehen zu wollen, und die Seinen mit ihm und ließen ihr Banner zurück. Ueber die Brücke drängten sich Ritter und Knechte, Rosß und Mann, also daß Viele im Gedränge in ihren Panzern erstickten. Der Haufe der Fliehenden vor der Brücke wurde immer dichter; immer langsamer in der großen Verwirrung gieng es hinüber; immer Mehrere wurden von den Schwertern der Eidgenossen erreicht. Zuletzt brachen die auf dem andern Ufer fliehend die Brücke ab, und eine große Menge war ohne Rettung verloren. Da stellten sich einige Schaaren den Verfolgern wieder entgegen und beschloßen wenigstens nicht unrühmlich zu fallen. Von der schönen und ansehnlichen Schaar, welche von Straßburg ausgezogen war, wurden beinahe Alle hingewürgt. Es tritt Heinrich Rahn aus Zürich mit Herrn Arbogast von Kagenegg um das Banner der Straßburger in blutigem Zweikampfe. Der Bannerherr wollte von seinem Banner nicht lassen; der Zürcher wurde am Kopfe verwundet; aber noch schwächer, durch viele Schläge getroffen, wankte schon der von Kagenegg; als ein Solothurner herbei eilte und mit dem Schwerte den schon Sinkenden niederstieß. Bierig fiel der Solothurner über die Fahne her; aber Heinrich Rahn riß sie ihm aus den Händen, zückte das Schwert und rief: Muß ich denn mit dir auch streiten, so komm her! Andere traten dazwischen und schieden sie. Rahn eilte zum Junker Göldlin, seinem Hauptmanne, und brachte ihm das eroberte Banner, welches Dieser zur Stunde schnell nach Zürich sandte. — Die Nacht war eingebrochen, und die Eidgenossen mußten von der Verfolgung der Flüchtigen absehen; vom Marsche und Kampfe des heißen Tages ermüdet kehrten sie nach dem Lager zurück. Ueber die Fliehenden aber wurde der Schrecken so

sehr Meißer, daß sie ohne zurückzuschauen weiter und weiter rannten, bis sie Basel im Rücken hatten. Man erzählt, daß Einige sich zu Tode gelaufen haben, Andere selbst bis eine Meile Weges über ihre Heimat hinaus gestochen seien.

Als nun die Eidgenossen auf der Wahlstatt waren, fielen sie zuerst auf ihre Kniee nieder und dankten Gott und seinen lieben Heiligen. Sodann assen sie, was Andere zubereitet hatten, tranken fröhlich aus den silbernen Bechern der Ritter, verbanden die Verwundeten, halfen einander die Todten suchen und thaten nicht anders, als wenn sie Alle leibliche Brüder wären.

Am folgenden Tage kamen die Zuzüge aus Freiburg, Uri, Schwyz und Unterwalden zu ihnen und freuten sich über den ehrenvollen Sieg; aber es that ihnen doch leid, daß sie nicht mit dabei gewesen. Nun besah man miteinander das eroberte Lager; prächtig glänzte ihnen das kostbare Gezelt des Grafen von Fürstenberg entgegen; mit Staunen erblickten sie die vielen Kleinodien, die silbernen Gefäße, die kostbaren Kleider; sie fanden viel Geld und Gut, Harnische, Helme, Kugeln, Steine, Blei und Vorrath im Ueberfluße. Zu dem Banner von Strassburg hatten sie noch das von Freiburg im Breisgau und die Fahne der Ensisheimer sammt sieben kleinern Fähnlein erobert. Mehr als Alles freute sie aber die Menge großen und schweren Geschüzes. Da stand eine gewaltige Hauptbüchse, 55 Centner schwer, das Kätterli von Ensisheim geheissen; darauf waren schön und zierlich gegossen folgende Reime:

Deftricherl heiß ich.

Schloß und Städt brech ich.

Vor minem Swalt hüt dich.

Da stand eine Karthanne von 40 Centnern, eine messingene Karthanne und eine Halbschlange, welche alle dem Kaiser gehört hatten; dazu noch viele kleinere Halbschlangen und Steinbüchsen. Es lagen auf der Wahlstatt bei 3000 Kaiserliche erschlagen; die Eidgenossen hatten nicht über 500 Mann verloren. Die Mönche aus Basel kamen demüthig zu bitten, man möchte sie die Leichen der erschlagenen Ritter wegführen und in ihren Erbbegräbnissen bestatten lassen. Die Sieger antworteten, die Edeln müßten bei den Bauern bleiben. So wurden die Grafen und Herren in der Pfarrkirche zu Dornach in geweihter Erde begraben. Zu Dornach an der Brücke steht eine Weinkapelle, der heiligen Magdalena, der Schutzpatronin des Schlachttages geweiht; daren wurden nachher die Gebeine der Umgekommenen gesammelt.

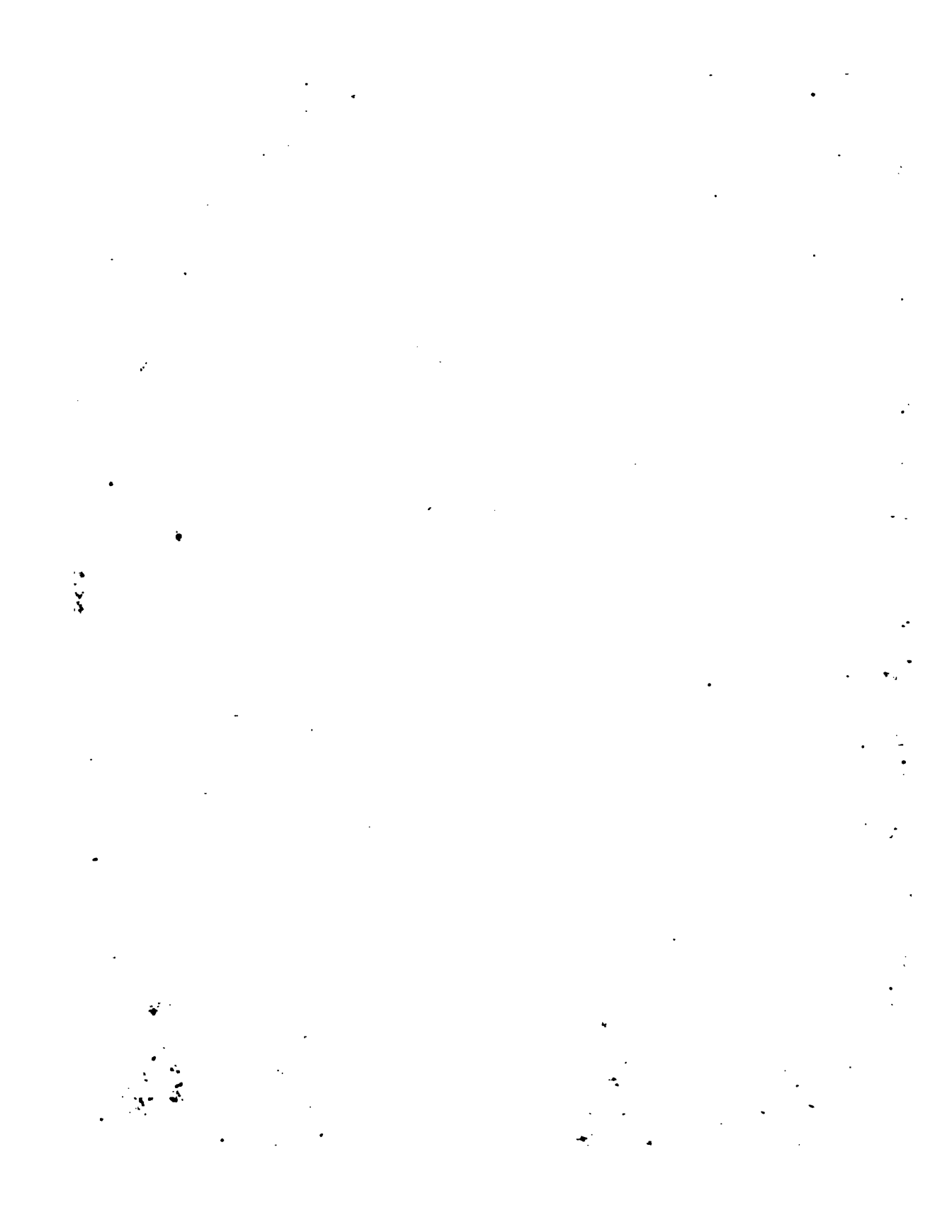
Nachdem die Eidgenossen nach altem Kriegsgebrauche bis zum dritten Tage auf der Wahlstatt geblieben waren, um zu warten, ob ihnen etwa der Feind den Sieg streitig machen wolle, zogen sie die Birs hinab und schritten über die Brücke bei St. Jakob.

Die Bürger von Basel kamen mit Weinfässern und Speise zu ihnen heraus gefahren, bewirtheten sie freundlich und nahmen ihre Verwundeten zur Pflege auf. Die eidgenössischen Hauptleute und Benner kamen in die Stadt, erschienen vor dem kleinen und großen Rathe und begehrten, daß sich jetzt Basel wider den Kaiser erkläre. Aber im Angesichte der siegreichen Krieger blieben auch jetzt die Rätbe von Basel bei ihrem frühern Benehmen. Sodann zogen die neun Orte mit den erbeuteten Fahnen und Siegeszeichen fröhlich in ihre Heimat zurück.

Kaiser Max, dessen Unternehmung im Thurgau wegen Uneinigkeit seiner Hauptleute auch vereitelt worden war, — als er von der Niederlage zu Dornach Kunde erhielt, schalt er über des Feldhauptmannes Thorheit und Verwegenheit und schloß einen Tag lang die Hofburg. Abends erschien er wieder, war gefaßt und ruhig, betrachtete den Sternenhimmel, sprach über der Sterne Natur und Eigenschaften und gedachte des Schmerzes mit keinem Worte mehr. Gerne bot er nun die Hand zum Frieden. Die Gesandten beider Theile kamen in Basel als einer unparteiischen Stadt zusammen, und den 22sten September am St. Mauritentage wurde der Friedensvertrag unterschrieben. Da wurde mit allen Glocken geläutet; laut donnerten auf allen Wällen die Freuden-schüsse, und Alles in der Stadt freute sich, daß wieder Friede war. Die Botschafter beider Partheien hielten miteinander, Gott zu Lob und Dank, in der Münsterkirche ein herrliches Freuden-Amt und schieden dann friedlich und freundlich von einander.

Die Stadt Basel und die Eidgenossen aber waren einander durch den letzten Krieg noch viel lieber geworden, weil Basel mit Treue und Freundschaft an den Eidgenossen gehandelt hatte, und weil die von Basel an der Schlacht bei Dornach gesehen hatten, welch einen starken Schutz ein Bund mit den tapfern Schweizern gewähren könne. Darum zwei Jahre nach dieser Zeit beschworen die Botschafter der Eidgenossen und die ganze Bürgerschaft feierlich miteinander den ewigen Bund, wodurch Basel in die Eidgenossenschaft aufgenommen wurde.

Dies ist die Geschichte von der Schlacht bei Dornach. Brüderliche Treue und ein frischer Muth haben diesen schönen Sieg gewonnen. Die alten Schweizer hatten nicht mehr Körperkraft, als ihre ritterlichen Feinde; aber sie standen Einer für Alle und Alle für Einen um des theuern Eides willen, den sie einander zugeschworen, und sie fürchteten sich nicht, ihre Pflicht zu thun.





XIII.

Neujahrs-Blatt

für

B a s e l s J u g e n d

herausgegeben

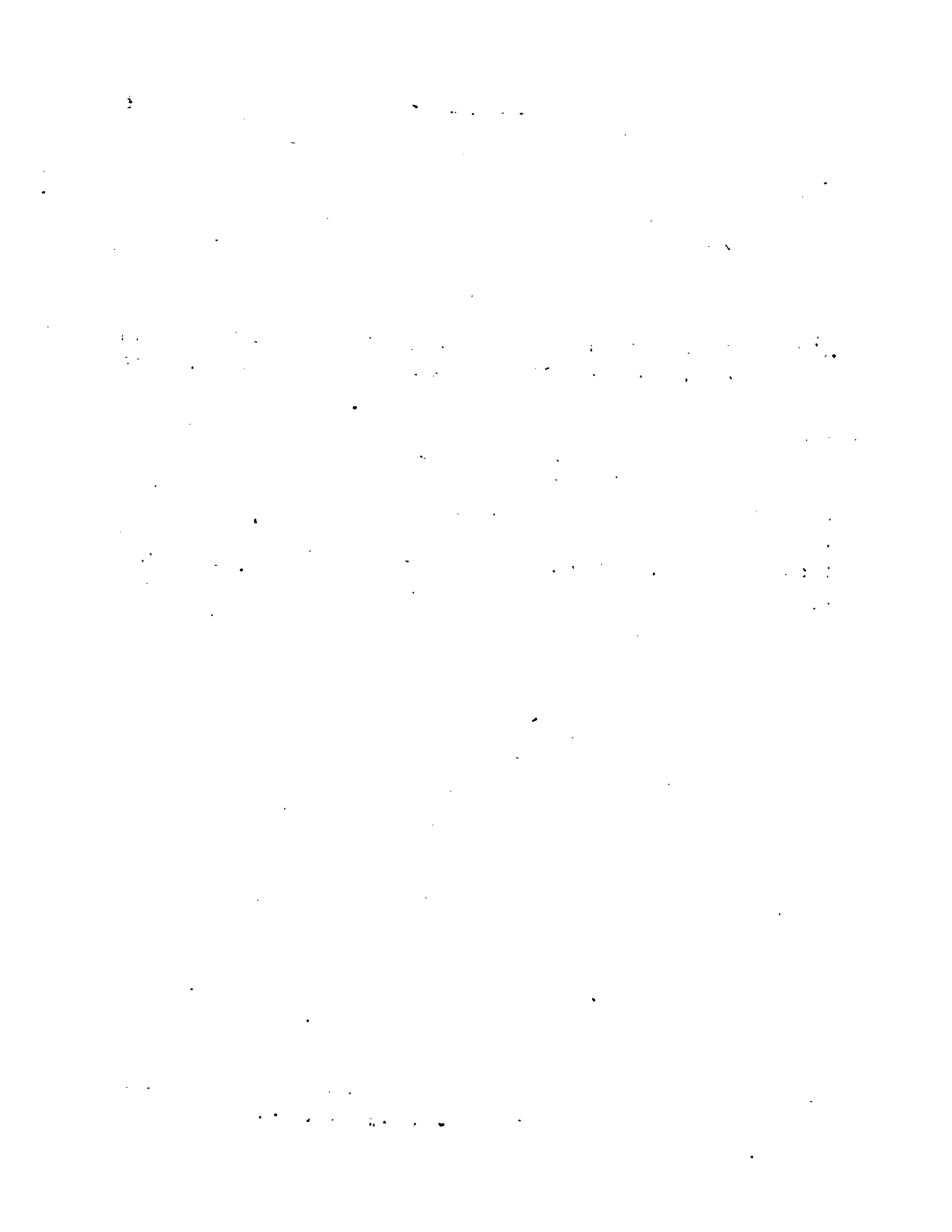
von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen

1835.



• Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



L a n d v o g t
P e t e r v o n H a g e n b a c h.

Ich habe mir vorgenommen, liebe Kinder, euch in diesem Neujahrsblatte die Geschichte von dem tyrannischen Landvogte Peter von Hagenbach zu erzählen, damit ihr lernet wie ehemals unsere Väter in den bösen Tagen der Gewalt und des Unrechts und der Gefahr ihrer Freiheit sich benommen haben. Ihre Weisheit sollen wir hochachten, ihres Muthes uns freuen, ihre Fehler zur Warnung uns einprägen.

Im April des Jahres 1469 hielt sich an dem Hofe des Herzogs Karl von Burgund der Erzherzog Siegmund von Oestreich auf, um daselbst Hülfe für seine schlechten Finanzen zu suchen. Er sah sich hier von einer unerhörten Pracht des Reichthumes umgeben und wurde zu Ostern in einem mit duftenden Blumen gezierten Saale in schwerem Gold und Silber bewirthet. Der Herzog zeigte ihm auf einer Reise durch seine Niederlande die üppige Pracht seiner Fluren, den Reichthum seiner gewaltigen Städte, den Glanz seiner Ritterschaft, die Menge der Schiffe auf Flüssen und in Seehafen, die kühne Haltung und Aüftung seiner Kriegsheere. Als die Rätthe Siegmunds diese Macht des burgundischen Fürsten sahen, sprachen sie zu einander: „Wenn wir unter den Fahnen Karl's von Burgund wider die verhassten Schweizer streiten könnten, wie bald würden die Kühhirten gedemüthigt sein! wie müßte der stolze Bär sich verkriechen!“ Da beredeten sie ihren Herzog, daß er um das Darlehn von 50,000 Goldgulden, als Pfandschaft bis auf Wiederbezahlung, alle seine östreichischen Herrschaften im Elsaß und Breisgau, die Grafschaft Pfirt im Sundgau, den Schwarzwald und die vier Waldstädte Rheinfelden, Seckingen, Laufenburg und Waldshut an Burgund überließ. Am Ende des Brachmonats kamen also burgundische Commissarien ins Elsaß, Markgraf Rudolf von Röteln aus dem Hause Baden, Herr Peter von Hagenbach Ritter, des Herzogs Rath und Hofmeister, und Herr Johann Carondelet der Richter von Besançon; denen mußten auf einem großen Tage zu Ensisheim die verpfändeten Lande zu Handen des Herzogs von Burgund, für so lange als die Pfandschaft nicht wieder eingelöst werde, den Eid der Huldigung leisten, und sie hinwiederum schwuren im Namen des Herzogs, daß das Land nicht anders als nach seiner herkömmlichen Verfassung und allen seinen bisherigen Rechten sollte regiert werden. Darauf blieb der von Hagenbach als bestallter Landvogt des Herzogs von Burgund in diesen Gegenden und schlug mehren-

theils zu Lann, in Ensisheim oder in Breisach seinen Wohnsitz auf. Ihm sandten die von Basel in einem verdeckten Becher 100 Gulden als Geschenk zu.

So sah sich nun die freie Reichsstadt Basel auf einmal in die gefährvolle Nachbarschaft des gewaltigen Reiches von Burgund versetzt, einem Stücklein Erdreichs ähnlich, welches das mächtige Meer vom festen Lande wegzureißen droht. Im December des Jahres kam der neue Landvogt, Herr Peter von Hagenbach, mit Bernhard von Gilgenberg in die Stadt geritten, erschien vor beiden Räten und verlangte wegen einer Schuld von 21,100 Gulden, deren Zahlung Burgund jetzt übernommen hatte, um die Herrschaft Rheinfelden aus den Händen der Basler zu lösen, Aufschub für ein halbes Jahr. Die Räte zu Basel eröffneten hierauf den burgundischen Gesandten: „wie das
 „ Geld weiland dem Erzherzog von Oestreich geliehen worden sei, und wie derselbe zum
 „ Unterpfande dafür der Stadt Basel die Herrschaftsrechte und Einkünfte von Rhein-
 „ felden überlassen habe. Aber die Untertanen der Herrschaft hätten bisher großen Ei-
 „ genwillen bewiesen, den Eid der Huldigung verweigert, viele Steuern nicht bezahlt,
 „ die Bothen der Stadt geschlagen. Nun, nachdem bereits beschlossen und erkannt wor-
 „ den, daß Burgund statt Basel die Pfandschaft übernehme; was für Ungehorsam und
 „ Schaden müßte erst jetzt Basel erwarten, wenn die Einlösung der Herrschaft immer
 „ wieder aufgeschoben würde.“ Herr Peter von Hagenbach nahm diese bescheidene Vor-
 stellung sehr übel auf; er gerieth in heftigen Zorn und stieß vor dem versammelten Rathe Schmähworte und Drohungen aus: „Ich will,“ rief er, „die von Basel in meinen Lan-
 „ den nicht lassen frei handeln und wandeln; Alles was ihnen zuwider sein wird, will
 „ ich thun; wenn ich Einen der Eurigen in meinem Gebiete ergreife, denselben werde
 „ ich an dem ersten Aste aufhängen!“ Ueberall in der Stadt, wohin er ging, mit wem
 er redete, so offenbarte der Landvogt ein zorniges und gewaltthätiges Gemüth. In der Herberge zur Krone traf er einen Mann von Straßburg, gegen den er eine Klage hatte; er fiel mit seinen Knechten über ihn her, riß ihn bei den Haaren, zuckte das Schwert und trachtete ohne Rechtspruch und Urtheil, in den Mauern einer sicheren Stadt, den Mann zu erstechen. Herr Bernhard von Gilgenberg und selbst der Bischoff von Basel baten den Rath inständig, daß sie dem Landvogte nachgiebigere Antwort geben möchten. Es geschah auch, nachdem die Untertanen von Rheinfelden es selber verlangt und den Eid der Huldigung geleistet hatten. Dennoch ließ im folgenden Monate der von Hagenbach in der Herrschaft Rheinfelden alle Fähnlein mit dem Baslerstab wegreißen und überall das burgundische Wappen aufrichten; den Bögten gebot er bei Gefängnißstrafe, die Gerichte nicht mehr in Basels, sondern in des Herzogs Namen zu bannen. Also lernten die von Basel zum ersten Male den Mann, der in ihrer Nachbarschaft für einige Zeit Herr und Meister sein sollte, kennen.

Herr Peter von Hagenbach war von Geburt ein Edelmann aus der Graffschaft Pfirt; der Stammsitz seines Geschlechtes, das Schloß und Dorf Hagenbach, lag nahe bei Altkirch. Er stand in dieser Gegend wegen der Thaten seiner Jugend nicht in gutem Rufe; vor Jahren schon war er als ein verderbter Jüngling in die Fremde hinausgezogen; der Glanz des burgundischen Hofes lockte ihn, er trat in die Dienste des Herzogs, wurde um seiner ritterlichen Tapferkeit willen von der Hand Herzog Karl's zum Ritter geschlagen und erwarb sich durch treue Ergebenheit besondere Gunst und ein seltenes Vertrauen bei seinem Herrn. Nun kehrte der geringe Edelmann, nachdem er zu hohen Ehren emporgestiegen, als herzoglicher Landvogt in seine Heimath zurück. Aber mit der fremden Größe brachte er auch fremde Begriffe von burgundischer Oberherrlichkeit und unbedingtem Gehorsame mit; er kam voll Geringschätzung gegen die alten Freiheiten und Vorrechte in seinem Vaterlande, unter deren Schutze jede kleine Gemeinde emporzublühen sich freute; sein Sinn war nur auf Verherrlichung der gewaltigen Macht seines Gebieters gerichtet. Er begann sofort Alles im Lande nach burgundischem Fuße einzurichten; die Burgen wurden mit Freunden des Herzogs besetzt; die alte Ordnung der Gerichte ward abgeändert und zu Ensisheim ein Gerichtshof von dreizehn neu erwählten burgundischen Räten errichtet. Strenge wußte der Landvogt die Ordnung im Lande zu handhaben; bald hörte man auch hier, wie in den andern Ländern Burgund's, nichts mehr von Strassenraub und Unsicherheit der Strassen; wenn Einer wollte, so konnte er Gold und Silber ohne Sorge an einem Stocke durch das Land tragen. Aber eben so strenge wie er das Rechte und Wohlthätige durchsetzte, forderte und gebot Hagenbach auch das Drückende, ja das Ungerechte. Obgleich die Unterthanen sich schon dadurch geplagt und gedrückt genug fühlten, daß sie für eine ihnen fremde Sache kostspielige Kriegszüge wider den König von Frankreich thun mußten; so legte er doch noch, mit Uebersetzung seines feierlichen Eides, neue Steuern auf das Land, höhere Schatzungen auf Korn, Wein und Fleisch, und forderte an den Gränzen gegen Deutschland und die Schweiz neue, unerhörte Bölle. Um große Vorräthe für die fremden Kriegskente, die er ins Land zu ziehn gedachte, zu sammeln, verbot er die Ausfuhr der Lebensmittel und schlug seinen Nachbarn, unbekümmert um die bestehenden Verträge, das Recht des freien Kaufes ab. Bei dem Allem war der Herr von Hagenbach ein sehr unsittlicher und übermüthiger Mann; im Gefühle seiner hohen Stellung sündlicher Lust unbegrenzt fröhnend, verachtete er alle heilige Scheu und Sitte, kränkte mit persönlicher Schmach und Spott und Hohn das tiefste Herz seines Volkes noch mehr als mit seiner Regierung. Doch nicht nur das Volk, auch der Adel und die Geistlichkeit mußten den Druck burgundischer Gewalt Herrlichkeit fühlen lernen. Das Geschlecht derer von Mülnheim hatte die schöne Herrschaft des Schloßes Ortenberg und des Weilerthales seit 150 Jahren als Pfandschaft von den böhmeischen

Herzogen inne. Der von Hagenbach nahm diese Herrschaft im Wintermonat 1470 mit Gewalt ein und setzte Ludwig Zorn daselbst zum Vogte. So auch vertrieb er den Edeln Thüring von Hallwyl von seinem Schlosse Landeshre und verachtete den Pfandbrief, den dieser von Herzog Siegmund hatte. Die Jagd, die Freude und das alte Vorrecht des Adels, eignete der Landvogt seinem Fürsten und sich allein zu. So erging es denen, welche in der Verblendung ihres Hasses gegen die Eidgenossenschaft das Land in die Hände Burgunds überliefert hatten; den Edeln geschah wie den Fröschen in der Fabel, welche den Storch zu ihrem König erwählten. — Mitten in dem verpfändeten Gebiete lagen die von Desreich unabhängigen Städte des heiligen römischen Reichs: Mühlhausen, Colmar und Schlettstadt. Die waren dem Landvogt wie Dornen in seinem Wege; er beunruhigte sie mit unsäglichen Placereien und Schmähungen. Besonders bedrängte er die zu Mühlhausen, welche von ihren ruhmvollen aber grausamen Kriegen mit dem Adel her in große Schuldenlast versunken waren. Er suchte sie auf alle Weise um ihre Freiheit zu bringen. Graf Oswald von Thierstein kam in die Stadt geritten, begehrend daß ihm Mühlhausen als einem Diener des Herzogs von Burgund Gehorsam schwöre: Als dieses Ansinnen gebührend abgewiesen worden, schlug ihnen der Landvogt das Recht des freien Handels ab, also daß die Gewerbe der Stadt ins Stocken geriethen; dazu betrieb er die Mühlhäuser über die Maassen um ihrer Schulden willen und ließ ihnen doch wider ihre Schuldner, nur schlechtes Recht widerfahren. — Es fehlte im Lande nicht an Widerspruch gegen eine solche willkürliche Landesverwaltung. Aber Herr Peter von Hagenbach, nicht hart, wo er augenblicklichen Gehorsam fand, erzeigte sich beim ersten Zaudern und Widerstande als einen heftigen und gewaltthätigen Richter. Als er dem Lande den bösen Pfenning, eine Abgabe vom Wein, auferlegte, versuchten die Rätthe und Bürger des Städtchens Tann sich diesem Eingriffe in ihre Freiheiten zu widersetzen. Der Landvogt, so wie er das hörte, erschien des Morgens früh, da die meisten Bürger noch schliefen, mit einem Zuge von Rittern und Knechten vor dem verschlossenen Thore, überredete die Wächter durch trügliche Versprechungen, daß sie ihm aufthäten, zog vor das Rathhaus und befahl, daß augenblicklich alle ansehnlichen Bürger zu einem Geschäfte auf das Rathhaus gebracht würden. Sie kamen halb bekleidet, nicht ganz unbewaffnet. Er ließ sie die Waffen ablegen und schwören ohne seinen Willen das Haus nicht zu verlassen; dann gebot er dreißig von ihnen gebunden auf den Platz zu führen, die Uebrigen einzuschließen. Auf dem Markte angekommen, gab nun ohne Recht noch Urtheil der von Hagenbach seinen Leuten die Weisung, daß die dreißig Männer Einer nach dem Andern enthauptet werden sollten. Der Scharfrichter schlug den Ersten — den Zweiten — den Dritten — den Vierten —. Alles anwesende Volk war stumm und regungslos vor Entsetzen. Der Graf von Thierstein, der Herr Erhard von Reinach schwiegen. Man führte den f

Bürger zum Blocke. Da verging dem Weibe dieses unglücklichen Mannes die Welt vor ihren Augen; sie bricht durch die Reihen mit einem alle Herzen durchdringenden Nothschrei; Alles stürzt hinzu; in einem Augenblicke sind die übrigen Todesopfer losgebunden; die Ritter sprechen dem Landvogt Barmherzigkeit zu. Er küßte die Geretteten um ihr Vermögen; die Leichname der Erschlagenen ließ er vor ihren Weibern und Kindern vier Tage lang auf dem Plage liegen.

Also trieb es der Herr Peter von Hagenbach in der verpfändeten Landschaft in den Jahren 1469 bis 1473. Während dieser Zeit hatten die von Basel und die von Strassburg viel Unrecht von ihrem gewalthätigen Nachbar zu leiden. Oft drohte er höhnisch den beiden Städten, es müsse eine Zeit kommen, wo sie nicht mehr Schneider und Schuhmacher zu Bürgermeistern haben sollten. Wegen der Bezahlung des Pfandschillings für Rheinfelden machte er den Baslern noch manche Schwierigkeit. Vor Fürsten, Grafen, Rittern und Knechten sagte er von ihnen aus, sie hätten ihre dort noch ausstehenden Zinse ihm geschenkt. Umsonst leugneten das die von Basel, umsonst beriefen sie sich auf das Zeugniß dreier unpartheiischer Herren vom Adel, umsonst erboten sie sich dem von Hagenbach vor den Räten des Herzogs zu Recht: der Landvogt verweigerte das Recht, der Landvogt forderte das Geld unter größern Schmähworten, der Landvogt drohte dem Bürgermeister Herrn Peter Roth den Tod. Schweigend mußten die Basler ihre 296 Pfund verloren geben. — Als einmal einer von Hagenbachs Knechten wegen einer Geldforderung vor das Gericht zu Basel vorgeladen wurde, grollte darob der Herr Landvogt den Baslern sehr, und um Rache zu üben nahm er ihnen ihre Bürger und eine Gesandtschaft ihres Rathes gefangen, ließ ihre Kaufleute überfallen und berauben und die Beute in die Schlösser des Herzogs führen. Einst fiel einem baselischen Bürger Hans Seevogel eine Erbschaft zu Lann zu; ihm zwang der Landvogt 400 Gulden davon ab. Der Wittwe eines von Rothberg vorenthielt er ihre Zinse; einem Fleischer wurde bei Hünningen sein Vieh von der Weide weggetrieben. Schrieb der Rath zu Basel bescheidene Briefe an Hagenbach, so gab er verächtliche Antwort, zerriß den Brief, erklärte: „die von Basel sollten ihm ganz nichts schreiben und er wolle ihnen nichts schreiben.“ Nachdem er der Stadt das alte Recht des feilen Kaufs für alle andern Lebensmittel schon längst verweigert hatte, verbot er nun auch im Jahre 1473 die Ausfuhr des Habers. Kränkenden Muthwillen übten seine Knechte bei diesem Anlasse, da sie die Uebertretung des neuen Gebots auskundschafteten und bestrafte. Aber mehr als Muthwillen üppiger Knechte war's, als dem Bürgermeister Peter Roth ein Wagen mit Haber, den er von seinem eignen Landgute hatte holen lassen, nicht weit vom Spahlenthore mit samt den Pferden weggenommen wurde.

Wenn in dieser wachsenden Bedrängniß die Rätthe von Basel Recht und Hülfe suchend nach Burgund hinsahen, so trat eine gar finstere Aussicht vor ihre Gedanken. Schon im April 1470 hatte der Altschultheiß der Berner, Hadrian von Bubenberg, im geheimen Rathe zu Basel erzählt, er habe es selbst gesehn und gehört, wie der würdige Sekretarius des Herzogs von Burgund seinem Herrn die allgemeinen Klagen wider den von Hagenbach hinterbrachte; aber der Herzog habe laut und öffentlich geantwortet: „Ich will nicht einen Landvogt, der meinen Unterthanen und Nachbarn, sondern der mir zu Gefallen lebe.“ Und so erfuhren's auch später die Basler, als sie beim Herzog gerechte Klage führen wollten: ihr Brief blieb unbeantwortet. Denn Herzog Karl der Kühne von Burgund war ein Mann von heftigem und hartnäckigem Geiste, welchem die weiten Gränzen seines mächtigen Reiches noch viel zu enge schienen; auf Krieg war seine Seele bedacht; eine Menge gewaltiger Unternehmungen wogten auf und nieder in seinem Gemüthe und wenn er einmal etwas begonnen, so hielt er es schmähslich wieder davon zu lassen; er hatte sich den Alexander von Macedonien zu seinem Vorbilde erwählt. Wer konnte ein Nachbar dieses Mannes sein und keine Besorgnisse haben? Frühe erkannte die Weisheit des Rathes von Basel die große Gefahr und das einzige Mittel der Rettung: man mußte die verpfändete Herrschaft durch Zurückbezahlung der geliehenen Summe wieder einlösen, und die Städte der Umgegend mußten das Geld dazu aufbringen. Basel erbot sich alsobald, 15,000 Gulden vorzustrecken; es unterhandelte mit des Erzherzogs Rätthen, es betrieb einen Bund mit Straßburg, Colmar und Schlettstadt. Dieses muthige und entschlossene Benehmen war aber nicht ohne Gefahr; denn Herzog Karl machte man sich dadurch nicht zum Freunde. Auf den Charfreitag 1473 kam ein Brief von seinem Landvogte; darin begehrte er, als ob er zu Basel in Feindes Land wäre, freies Geleit von den Baslern. Und als sie darüber erkannten, ließ er sagen: „es solle kein Basler in seinem Gebiete frei wandeln ohne sein besonderes Geleit; denn er werde nächster Tage zwanzig oder dreißig der Ihrigen in den Thürmen einsalzen und ihnen Hände und Füße abhauen.“ Nur um so eifriger schritten die von Basel auf dem betretenen Wege weiter. Weil vorauszusehen war, daß Herzog Karl kaum ohne Kampf die verpfändeten Länder, welche gleichsam die Schlüssel zum Thore nach Deutschland und der Schweiz waren, werde aus den Händen lassen; so suchte Basel bei Zeiten, um in der Sache einen starken Rücken zu haben, die Eidgenossenschaft für die Lösung des Elsasses zu gewinnen, und zu dem Ende sie mit ihrem alten Feinde, dem Hause Oestreich auszuföhnen. Zugleich mit den Städten betrieb denselben Plan der König von Frankreich: Gesandte der Berner wurden zu Paris freundlich empfangen; des Königs Boten besuchten eidgenössische Tage. König Ludwig XI hatte nämlich keinen unverföhnlichern Feind als Karl den Kühnen, Karl keinen gefährlichern Gegner als

Ludwig. Der König war seinem Nebenbuhler nicht an Waffenmacht, aber wohl an Verstand und Regenten-Klugheit weit überlegen; er hatte die Schweizer in der Schlacht bei St. Jakob kennen gelernt, hatte gesehn, daß sie die Männer wären die Burgund demüthigen könnten, und so schloß er im Anfange des 1473^{ten} Jahres Waffenstillstand mit Karl, und wandte von nun an Alles an, daß sich die Schweiz mit dem stolzen Burgund verfeinde. Der Herzog Karl, früher im offenen Kampfe mit dem König, jetzt voll Mißtrauen in seine Ränke, auch sonst mit andern Unternehmungen beschäftigt, wünschte Frieden mit den Eidgenossen zu halten und verwies den östreichischen Adel, wenn er ungeduldig nach Kampf begehrte, auf eine spätere Zeit. Aber Peter von Hagenbach, voller Begier, bald allen Widerstand unter den Füßen burgundischer Kriegsheere niedergetreten zu sehn, ließ auch die Eidgenossen nicht ungeneckt noch unbeleidigt. Zwar die burgundischen Fahnen, die er auf einer bernerischen Herrschaft aufgesteckt hatte, waren wieder weggenommen worden. Aber es empfanden's die Schweizer, daß er ihren erklärtesten Feind den Freiherrn von Höwdorf zu einem Rathe und Diener des Herzogs von Burgund angenommen hatte. Und als dieser von Höwdorf im Jahre 1473 friedliche Luchhändler von Zürich, Bern, Luzern und Schwyz, die den Rhein hinab auf die Frankfurter Messe fuhren, innerhalb der sonst so sichern burgundischen Gränzen, ungehindert und ungestraft überfallen, ausplündern und gefangen nehmen durfte; — als der Landvogt Hagenbach die Stadt Mühlhausen wegen ihres treuen Bundes mit Bern, Freiburg und Solothurn auf alle Weise quälte, die Schuldforderungen an sie in seine Hände zu bringen suchte und dann ihre Bürger bis zum Tode verfolgte, dagegen versprach: „wenn Mühlhausen den „Schweizerbund fahren lasse, so solle sie statt eines Kuhstalles ein Rosengarten und die „Krone des Landes werden:“ — so wurde die schweizerische Eidgenossenschaft durch dieses Alles immer geneigter, den Schmeichelworten Ludwigs und den Bitten der Nachbarkräfte des Landvogts Gehör zu geben. Die von Straßburg zogen freiwillig aus und erlösten jene schweizerischen Kaufleute aus ihrem Gefängnisse. Zu Basel verbot der Rath den Bürgern bei ihren Eiden, daß um des allgemeinen Nutzens willen Keiner seine Schuldforderungen auf Mühlhausen Jemanden verkaufe.

Damals aber hatte das Oberhaupt des Hauses Oestreich, Kaiser Friedrich, noch ganz andere Gedanken: er hoffte die verpfändete Landschaft durch eine Heirath wieder zu gewinnen. Denn die einzige Tochter und Erbin Herzog Karl's, das Fräulein Maria von Burgund und des Kaisers fünfzehnjähriger Sohn Herzog Maximilian waren ziemlich von einerlei Alter. Und eben fuhr der Kaiser das Breisgau hinauf und nahte der Gegend von Basel, um von hier aus zu einer Zusammenkunft mit dem Herzoge von Burgund zu reisen. Herr Peter Roth, Ritter und Bürgermeister, wurde sammt zwei Rathsherrn zu

ihm nach Freiburg gesandt, um im Namen der Reichsstadt Basel den Kaiser als den Oberherrn des heiligen Reichs „in diesen Landen Gott willkommen zu heißen, ihm fröhliche Gesundheit zu wünschen“ und ihn zu einem Besuche in ihrer Stadt einzuladen. In den ersten Septembertagen kam der Kaiser in Begleitung vieler Fürsten und Herren. Herr Johannes von Benningen der Bischoff und Ritter Hans von Bärenfels der Bürgermeister, ritten ihnen mit der Geistlichkeit und vielen Rittern bis zur Wiesenbrücke entgegen. Dasselbst empfing den Kaiser der hochwürdige Bischoff in seiner viel bewunderten schönen Gestalt und führte ihn in einem feierlichen Zuge durch die Stadt in das Münster. Der Kaiser ritt unter einem Prachthimmel, den vier Ritter und Rathsherren von Basel trugen; neben seinem Pferde gingen zu Füsse der Bürgermeister von Bärenfels und Herrman von Eptingen. Hinter ihm folgten der junge Herzog Max, der Kurfürst Adolf Erzbischoff von Mainz und der Bischoff von Nischtedt, die Herzoge Albrecht von München und Ludwig der Schwarze von Baiern. Da war auch der Bruder des türkischen Kaisers, welcher von den Christen gefangen genommen war und den der Papst bekehrt und getauft hatte. Dann kam das ganze Gefolge des Kaisers, bei sechshundert Pferden. Als sie in die Münsterkirche traten, erschallte die Orgel und der Chor der Geistlichen stimmte den Lobgesang an; dann schwieg der Chor und man hörte des Bischoffs Stimme allein die Ausrufungen Gottes singen. Nach vollendetem Gottesdienste führte man den kaiserlichen Gast in die ihm bereitete Wohnung im bischöflichen Hofe. Des folgenden Tages überreichten die Räte von Basel nach alter Sitte ihre Geschenke: dem Kaiser in einem vergoldeten Trinkgeschirre 1000 neue Basler-Gulden, seinem Sohne 500 Gulden in einem silbernen Geschirre, Jedem noch einige Fässer Wein und eine Menge Säcke voll Haber. So wurden zu jedem Fürsten Karren mit Haber und Weinfässer geführt und bis zu den Schreibern, Herolden, Pfeifern und Trompetern des Kaisers Alle beschenkt. Geächtete Verbrecher, die unter dem Schutze der kaiserlichen Gnade in die Stadt gekommen waren, unter ihnen sechs Todtschläger, wurden auf des Kaisers Fürbitte begnadigt. Friedrich empfing die Botschaften der Eidgenossen. In ihrer Herberg zum goldenen Löwen redeten diese und die Räte von Basel allerlei miteinander. Die Herren tanzten auf der Mücke und hatten auf dem Petersplatze ein großes Abendessen unter dem Schatten einer gewaltigen Eiche, deren sieben Aeste wie sieben Baumstämme waren und von drei Säulenreihen unterstützt wurden, wovon die äußerste im Umfange 112 Schritte betrug. Am letzten Tage kam der Herr Landvogt Peter von Hagenbach, welcher dem Kaiser durch die burgundischen Lande das Geleit geben sollte, zum Thore hereingeritten und hinter ihm 80 in grau und weiß gekleidete Reiter, welche drei gestickte Würfel auf den Hermeln hatten, mit der Ueberschrift: „Ich passe!“ Damit wollte er sagen, daß er auf Gelegenheit laure, das Kriegsspiel gegen seine Nachbarn zu behaupten. Als er die eidg-

nössischen Vortheil sah, ging er mit seinen Knechten trotzig an ihnen vorüber und rief:
 „Seid ihr hier gegen meinen Herrn von Burgund? Wir wollen dem Bären die Haut
 „abziehen und uns einen Pelz daraus machen. Ich werde bald auch Herr von Nidau,
 „Lenzburg, Burgdorf und Thun sein und Bögte senden nach Kyburg und Basel.“
 Dann wieder gegen die Basler: In drei Tagen wolle er die Stadt gewinnen und nicht
 ruhen, bis daß er noch einmal Etlichen von Basel die Köpfe vor die Füße gelegt und
 sie vor ihren Häusern aufgesteckt habe. Den ehrwürdigen Schultheißen der Luzerner,
 Heinrich Hafffurter, den erprobten Feldhauptmann und den Besten ihres Rathes, höhnte
 er, weil er etwas hinkte. „Was sind die Schweizer für Leute, daß sie müssen Krüppel
 „auf Tagelohnungen schicken? wenn ich sie vor der Kirchthüre sähe, so gäbe ich ihnen
 „einen Heller um Gotteswillen.“ Aber der Hafffurter erwiederte ihm: „Gedenke an
 „mich, daß ich noch dir und deinem Herrn mit Gottes Hülfe gerade genug stehen will.“
 Auch der Gesandte der Berner, der hochstrebende Nikolaus von Diesbach, König Lud-
 wig's besonderer Freund, drohte dem Vogt, daß er ihm an seine Worte gedenken wolle.
 Darauf sah man den von Hagenbach mit dem Kaiser wegreiten nach der Stadt Trier an
 der Mosel, wo der Herzog von Burgund mit seiner Gemahlin und mit der Erbprinzessin
 mitten in seinem Alles überstrahlenden Hofstaate, Friedrich's wartete.

Es ging nicht lange, so kamen sonderbare Gerüchte von dorthier: es werde der römi-
 sche Kaiser Herzog Karl den Kühnen zum Könige krönen und ihn zum Reichsverweser
 aller Lande von der Mündung des Rheins bis jenseits der Alpen einsetzen. In der Dom-
 kirche zu Trier war schon der Thron des neuen Königs aufgerichtet; das Scepter, die
 Krone, der Königsmantel lagen bereit. Die Reichsstadt Basel war voll Besorgniß um
 ihre Freiheit; Bern mahnte die Eidgenossen, wachsam zu sein. Und als am Ende des
 Wintermonats diese Gefahr wieder abgewendet wurde, weil der Kaiser, mißtrauisch und
 furchtsam, drei Tage vor dem Krönungstage sich in einem Schiffe heimlich davon
 machte; so kam schon im andern Monat eine neue beunruhigende Nachricht, daß nämlich
 „Herzog Karl der Schreckliche selber in unsre Gegenden heranrückte.“ Da gedachten die
 von Basel daran, wie Karl die Städte Dinant und Lüttich zu Schutthaufen verwandelt
 hatte und wie er die stolzen Leute von Gent gezwungen, ihm ihre kostbaren Privilegien
 zu Füßen zu legen. Man rüstete sich zu Basel auf eine Belagerung, verstärkte die Wa-
 chen, wies verdächtige Leute fort, sah sich auf Feuersnoth vor, verwahrte die Schug-
 gatter an den Thoren. Die Eidgenossen versprachen, 800 Mann als Besatzung zu schi-
 cken und im Nothfalle mit ganzer Heeresmacht herbeizuziehen. Auf den St. Thomastag,
 den 21^{ten} December, kam aus dem Lothringischen Gebirge heraus, der Herr von Hagen-
 bach mit 1500 Lanzknechten, die Alle in vollem Kürasse zu Pferde saßen, durch die Wie-
 sen und Weingärten des fruchtbaren Weiserthales gegen Schlettstadt gezogen; hinter ihm

Herzog Karl von Burgund mit fünftausend Pferden, von den viel gefürchteten Flämändern und Pikarden, dritthalbhundert Wagen und großem Zeug. Die Landleute flohn mit Hab und Gut in die Städte; die Stadt Colmar, als der Landvogt wider die Abrede mit unzähligen Schaaren sie überwältigen wollte, verschloß ihre Thore. Der Herzog wandte sich nach Breisach, wo er mit 1500 Pferden einritt. Während er daselbst bis zum Ende des Jahres hauste und die Gesandtschaften vieler Fürsten und Städte aus der Nähe und Ferne, unter ihnen auch die sechs Rathsherrn von Basel die ihn zu begrüßen kamen, empfing; so drückten unterdessen seine Kriegsleute das Land schwer, verzehrten Alles und zahlten nichts, übten frevelhafte Gewalt und Muthwillen. Damals mußten die Bürger von Breisach, welche mitten in des Herzogs Kriegsbeere keine Freiheit mehr hatten, einen neuen und unbeschränkten Eid der Huldigung leisten. Endlich bliesen die Trompeten zum Aufbruch; siehe! da ritt der von Hagenbach mit neuen 800 pikardischen Reitern über die Brücke in die Stadt ein, als ob er mit diesem Geleite seinen Herrn abholen mußte; aber der Herzog zog weg und die 800 blieben, brachen die Häuser auf, traten die Thüren ein, plünderten und raubten, und mißhandelten die Frauen. Unterdessen hielt Karl bei Ensisheim Musterung über die versammelten Zuzüge der Landschaft; darauf zog er am ersten Jenner 1474 nach Tann und strafte die Stadt wegen ihrer frühern, schon so hart gebüßten Widersetzlichkeit gegen die Auflage des bösen Pfennings um 1500 Gulden, nöthigte sie auch, ihm aufs Neue zu schwören. Herr Peter von Hagenbach stand hoch; sein Wort galt Alles beim Herzog. Zu Tann erschienen vor Karl zwei Mitschultheißen der Berner und die Gesandten von Freiburg und Solothurn; sie sprachen knieend nach der Sitte des Hofes; in bescheidenem, beweglichem Tone brachten sie ihre Klagen gegen den Landvogt, ihre Bitten für ihre Bundesgenossen die Mülthäuser, ihren Wunsch gute Freundschaft mit Burgund zu halten, vor. Während sie redeten, lauschte Karl den Einflüsterungen Hagenbachs, ließ die freien Männer bis zum Ende knieen, gab endlich den kurzen Bescheid: „Sie sollen ihm nachreiten.“ Sie blieben in seinem Gefolge, während sie mit äußern Ehren abgefertigt wurden, bis nach Dijon. Als der Herzog dort einritt, zogen sie ohne Antwort wieder heim. Aber dazumalen sah sich Nikolaus von Dießbach, der Schultheiß von Bern, bei dem klugen und einnehmenden Könige Ludwig ganz anders aufgenommen; sie verabredeten heimlich miteinander einen Bund zwischen Frankreich und der Schweiz.

Nach dem Besuche des Herzogs wurde die Tyrannei des Landvogts noch unerträglicher als zuvor. Karl, noch voll Anmuthes wegen der Entweichung des Kaisers, hatte gesagt: „Hagenbach thue den verfluchten Deutschen recht; man müsse sie in guter Meisterschaft halten.“ Er hatte ihm 800 Niederländer im Lande gelassen und neue Werbungen verordnet; ganze Schaaren kriegslustiger Abentheurer strömten aus der Lombardei

durch Savoyen und das Tirol herbei. Nun wagte der Ritter von Hagenbach Alles. „Ich bin,“ rief er aus, „Papst, Bischoff, Kaiser und König; denn sie müssen Alle „thun was ich will.“ Als er zu Tann auf der Engelsburg, wo er durch die Frohnarbeiten der Unterthanen schön und fest hatte bauen lassen, seine Vermählung mit einer vornehmen Gräfin von Thengen feierte, lud er zu seiner Hochzeit alle benachbarten Bischöffe, die Aebte, die Grafen und Barone seines Landes, die Abgeordneten aller Städte und Gemeinden, auch die der Basler, ein, und zwang sie durch Schrecken, ihm, als ob er des Landes Fürst wäre, reiche Geschenke zu bringen. Weil er Widerspruch gegen die Aufnahme der fremden Söldner in den Waldstädten erfuhr und in Breisach und Neuenburg am Rhein Verschwörungen entdeckt wurden, so ließ er mit grausamer Strenge viele Unschuldige in die Thürme werfen und auf der Folter martern. Da endlich ertrug es Keiner mehr in der ihm unterworfenen Landschaft; der gemeine Mann schrie Mord in den Himmel; der Abt von Murbach verwahrte feierlich die gekränkten Rechte seines Klosters; die Adelligen vergassen ihren Haß gegen die Städte, warfen weg ihre alte Feindschaft gegen die Eidgenossen; Alles sandte Bottschaft an den Erzherzog Siegmund zu Innsbruck, daß er doch seines armen Landes sich erbarme und Frieden mit der Schweiz mache, um durch ihre Waffenmacht die Wiedereinlösung der Pfandschaft zu unterstützen. Tage auf Tage wurden gehalten. Der französische Gesandte Herr Jost von Sillinen und die Nachbarstädte des Landvogts, besonders die von Basel, waren Vermittler.

Damals war es ein wunderbares Schauspiel in den acht Orten der schweizerischen Eidgenossenschaft; denn man sah die Gesandtschaften dreier großer Mächte die Freundschaft dieses armen Ländleins suchen. Summen Goldes und alle Beredungskunst verschwendete Frankreich, um seinem Gegner hier einen Feind zu erwecken; Oestreich wagte keinen Schritt in seiner eigenen Sache, ehe denn es der Hülfe der Schweizer gewiß wäre, und gab um einen Bund mit ihnen, den Eidgenossen alle ihre Eroberungen hin; ja im Monate März zog eine ansehnliche Bottschaft Burgund's, vom stolzen Karl gesendet, bei allen Ländern und Städten in der Eidgenossenschaft umher, um sie an ihre lange Freundschaft und gute Nachbarschaft mit seinem Vater dem guten Herzog Philipp zu erinnern und ihnen Recht für alle ihre Klagen zu versprechen. Solch eine Wichtigkeit unter den Staaten hatten sich die Sieger bei Sempach und Näfels durch ihre tapfere Faust erworben, daß nur durch ihre Hand das große burgundische Reich gefällt werden konnte! Das war eine gefährliche Höhe, wo ein in der Feinheit der Staatskünste unbewandertes Volk durch nichts als durch strenges Bleiben bei der Gerechtigkeit den klügsten Weg getroffen hätte. In den meisten Orten war man noch nicht feindlich gegen Burgund gestimmt; bei den Bernern aber, welchen man in diesen Dingen Vieles sah

ganz überließ, weil sie am besten mit Fürsten und französischen Herren reden konnten, da war eine starke französische Parthei; an ihrer Spitze der reiche und kühne Schultheiß Nikolaus von Dießbach, welcher durch Gaben und Neuerungen im Regimente immer mehr den weisen Rath Hadrians von Bubenberg und der alten ehrwürdigen Geschlechter unwirksam machte. Als nun zuletzt der Erzherzog von Oestreich selber nach Constanz kam, um der mehr als anderthalb Jahrhunderte dauernden Feindschaft, die der Eidgenossenschaft so viele ihrer Väter und Söhne gekostet, auf immer ein Ende zu machen: so überwog diese Rücksicht alles Andre; es wurde zuerst zwischen dem Erzherzog, den Bischöffen von Straßburg und Basel und den Städten von Basel bis nach Straßburg ein zutraulicher Bund auf 10 Jahre errichtet; zu diesem Bunde trat Donnerstags vor dem Palmtage die schweizerische Eidgenossenschaft, und Sonntags den 3^{ten} April, am heiligen Palmtage des Jahres 1474 beschworen der Erzherzog und die Eidgenossenschaft unter Gewährleistung des Königs von Frankreich feierlich miteinander die ewige Rührung, das Ende alles Grolles und Krieges zwischen dem Hause Oestreich und der Schweiz. Da ging eine allgemeine Freude durch das ganze Land; der Erzherzog wallfahrte nach Maria Einsiedeln; die biedern Männer aus den Waldkantonen kamen ihm in vollen Haufen entgegen und brachten wie vor Alters ihre Geschenke dar. Aber die Städte Basel, Straßburg, Colmar und Schlettstadt säumten nicht, (der König von Frankreich war Bürge) die Summe von 80,000 Gulden in baarem Gelde an der Münze in Basel zu hinterlegen, und die Herolde eilten zum burgundischen Herzoge, um ihm die Schuld Oestreichs aufzukünden und ihm zu melden, das Geld liege bereit. Die von Basel waren bei ihrem Benehmen keiner kleinlichen Berechnung gefolgt; denn die Stadt hatte damals allein an Zinsen jährlich 150,000 Pfund heutigen Geldes zu bezahlen; dennoch scheute man sich nicht, so lange der Wohlstand der Bürger noch blühte, zur Rettung der Freiheit neue Staatsschulden zu machen und Bündnisse, die auf Krieg deuten; anzuknüpfen. Diesen Beschluß hatte in dem Kloster zu den Predigern die versammelte Gemeine gefaßt. Der Landvogt hatte Basel von nun an wie eine Feindesstadt behandelt. Gesandte Karls des Kühnen kamen zu fragen, ob Basel Freund oder Feind sei? Der Rath bekannte frei das eingegangene Bündniß mit Oestreich.

Als nun der Landvogt Peter von Hagenbach von dem, was zu Constanz geschehen war, Kunde erhielt, so wußte er wohl, daß sein Herr lieber blutigen Krieg als die Zurückgabe des schönen Elsasses erwählen werde, und er beschloß also, mit seinen Truppen zum Voraus sich der festen Plätze im Lande zu versichern. Aber die Leute im Elsass hatten auch die frohe Nachricht von dem bereit liegenden Lösegeld vernommen, und meinten in ihrer Ungeduld, sie wären nun schon ihrer Eide ledig und frei. Die von Ensisheim, als ein Zug von Reifigen auf Befehl ihres Herrn vor dem Thore erschien,

weigerten sich sie hinein zu lassen. Da der von Hagenbach sah, daß der Schrecken vor seinem Gebote nicht mehr wirke, versuchte er die List und die Ueberraschung. Er dachte, die Stadt Breisach am Ufer des Rheins mit ihren zwei frei stehenden Hügeln wäre gut zur Festung zu machen; da könnte man sich halten bis Hülfe vom Herzoge käme. Am heiligen Charfreitage waren die Leute zu Breisach in stiller Andacht in der Kirche versammelt, und der Pfarrer predigte von dem bitteren Leiden des Herrn Jesus am Kreuze. Da trat mit Trommeln und Pfeifen in die Kirche der Herr von Hagenbach an der Spitze seiner lombardischen Knechte, den Henker in seinem Gefolge; unter wilden Drohworten zwang er den Priester von der Kanzel herunterzuweisen und für ihn allein von Neuem die Messe zu lesen. Dann setzte er sich in der Stadt fest, ließ an den Festungswerken arbeiten, setzte die Rätze von den Zünften ab und stellte selbst eine Obrigkeit nach seinem Sinne hin, führte sich während der heiligen Tage nach seiner gewöhnlichen frechen und sündlichen Weise auf. In der Nacht auf Ostern, wo er wußte daß die Gemeinde in der Kirche betend den Anbruch des Auferstehungsmorgens zu erwarten pflegte, hatte er einen Anschlag auf das ungehorsame Ensisheim vor. „Wir wollen ihnen den Oster-Segen geben!“ sagte er lachend zu seinen Knechten, als sie im Dunkel der Nacht die Leitern an die Mauern legten und ihrer Ertliche hinaufsteigend schon die Zinne erreichten. Aber die Wächter der Stadt hatten den Feind bemerkt und die Bürger hergerufen; diese eilten herbei, erschlugen die welche schon oben waren, warfen Viele über die Leitern hinunter und zwangen die Uebrigen mit einem Verluste von zwanzig Mann abzuziehn. Herr Peter von Hagenbach kam am Morgen des Ostersonntags wieder nach Breisach; die Bürger feierten das Hochamt der Messe, doch nicht mit ganz ruhigem Gemüthe; sie waren mit dem Schwert an der Seite zur Kirche gegangen. Da wurde ihnen ein strenger Befehl des Landvogtes kund gemacht, daß alles Volk, was nicht zu den welschen Kriegsknechten gehöre, seine Wehr und Waffen von sich lege und sich bereit halte, auf morgenden Tag als am zweiten heiligen Osterfeiertage vor dem Thore draußen an einem Festungsgraben Frohnarbeit zu thun. Unter denjenigen, welchen dieser Befehl galt, befanden sich auch 200 deutsche Kriegsknechte, denen sich Hagenbach nicht so ganz vertrauen mochte. Als nun das neue Gebot allgemeinen Unwillen erregte, so gingen etliche Gefellen aus jener Schaar, dem Verbote trotzend, in ihrem Harnisch auf dem Markte vor Hagenbachs Herberge vorbei. Da stand der Ritter von Hagenbach und bedrohte sie mit zornigen Worten; den Widerspächlichsten unter ihnen, der Vögelin hieß, ließ er gefangen seyn. Die Bürgerschaft aber erwartete in großer Unruhe den folgenden Tag; denn es lief das Gerücht in der Stadt umher, der Landvogt führe im Schilde, wenn alle wehrhaften Männer draußen am Graben arbeiten würden, die Thore zu schließen, allein mit seinen Welschen sich in der Stadt festzusetzen, Weiber und Kinder vielleicht gar werden zu

lassen. Man war unschlüssig, ob man jetzt, da das ganze Land der gewissen Befreiung entgegen sehe, Dreifach allein zum Raubneste des Tyrannen solle werden lassen. Unter den Bürgern waren einige Männer, die hatten sich schon früher bei Eid und Ehre heimlich zusammen verpflichtet, im Falle daß bewaffneter Widerstand nöthig werde, Alle bei einander zu sterben und zu genesen; sie hatten den Bruder jenes gefangenen deutschen Knechts, Friedrich Bögelin den Schneider, einen beherzten Mann, zu ihrem Hauptmanne erwählt. Derselbe traf in dieser Nacht mit einigen Angesehenen die Abrede, daß auf ein Zeichen, mit der großen Pauke gegeben, die ganze Bürgerschaft gewaffnet herbei eile. Montags den elften April, früh am Morgen, trat Bögelin mit den deutschen Kriegsknechten vor den Landvogt und beehrte die Loslassung seines Bruders, so wie auch im Namen der deutschen Soldaten Auszahlung des rückständigen Soldes. „Du unterstehst dich Forderungen zu stellen? Ich will dich im Rheine ertränken lassen!“ drohte Herr Peter von Hagenbach. Auf dieses hin springt der Friedrich Bögelin in seinem Harnisch auf ihn los. „Wohlan!“ ruft er, „es muß sein; Hagenbach, gib dich gefangen!“ Ein Paukenschlag — die Soldaten ringen mit dem Landvogt; dieser mit gezücktem Degen stürzt sich hinab, hinaus auf den Platz, nach Hülfe zu rufen. Hier aber umringen ihn die zusammen gelaufenen Bürger; Alt und Jung, Männer und Weiber stürzen mit Freuden herbei, wüthend ihn anzufallen; er schieht in ein Haus. Da zog die Bürgerschaft mit dem Banner vor das Haus und nahm den Landvogt gefangen. Sie führten ihn zum Bürgermeister; mit Mühe schützte ihn Bögelin vor der Wuth des Volks; Hagenbach schlug verwirrt die Augen nieder. Der Bürgermeister ließ ihn in seinem Hause bewachen. Die 800 lombardischen Knechte des Landvogts, in ihren Quartieren zerstreut und überrascht, waren froh, daß ihnen freier Abzug gestattet wurde.

Wenige Stunden darnach war schon ein Bothe mit dieser großen Nachricht zu Basel. Der Rath und nach ihm die Rätthe der andern Städte gaben eine förmliche Rechtsklage wider Peter von Hagenbach ein; worauf der Gefangene in Ketten geschlagen und in den Thurm geführt wurde. Während dem hatte Herzog Karl die Herolde, die ihm die Pfandaufkündigung überbrachten, im Fährhorne ins Gefängniß geworfen und sie einige Zeit darin behalten. Der Erzherzog von Oestreich kam am 20^{ten} April mit 300 Pferden nach Basel, berathschlagte sich da mit seinen Bundesgenossen, erhielt von den Eidgenossen um Sold 400 Mann zu Fuß und die Zusage, daß sie alle Schritte mit ihm thun würden. Darauf sandte er den Herrmann von Eptingen als seinen neuen Landvogt mit 200 Pferden in das Elßaß. Das kleine Häuflein fand nirgends Widerstand, alle Städte und Schlösser öffneten freudig die Thore, als Retter in der Noth wurden sie empfangen, im ganzen Lande erschallten die Freudenglocken, tausend freudige Herzen beschworen die Huldigung an Oestreich, die Kinder auf der Straße sangen in dieser Osterzeit:

Christ ist erstanden, Der Landvogt ist gefangen;
 Des sollen wir froh seyn, Siegmund soll unser Trost seyn, Kyrie eleyson!
 Wär er nit gefangen, So wär's übel gangen;
 Seit er nun gefangen ist, Hilft ihm nit seyn böse List.

Als auf dem festen Schlosse zu Tann Anton von Musterol das ganze Volk Oestreich zu-
 fallen sah, übergab er das Schloß und alle die Vorräthe, die der burgundische Landvogt
 in Hoffnung des Kriegs dort hatte aufhäufen lassen.

Unterdessen schmachtete der unglückliche Hagenbach vergebens in seinem Kerker nach
 Hülfe aus Burgund. Sein Herr sandte Klage und Vorwürfe an Siegmund und wei-
 gerte sich unter dem Vorwande, daß das Geld nicht am rechten Orte erlegt worden sei,
 die Aufkündigung anzunehmen; aber mit andern Dingen beschäftigt, eilte er nicht seinen
 Diener aus der Todesnoth zu befreien. Wer weiß, ob er vielleicht nicht ganz ungerne
 eine Ursache zu blutiger Rache erwartete? Der Gefangene versuchte Alles, um loszu-
 kommen; er versprach den Breisachern viel Geld und Gut und Ersatz alles Unrechtes;
 „er wolle sie von allen Eiden freisprechen; wenn sie seine Rache fürchteten, so wolle
 „er schwören Zeitlebens nimmer aus Breisach zu gehn.“ Umsonst, das Mißtrauen und
 der Haß gegen ihn war zu groß; im ganzen Volk und unter allen Nachbarn war nur
 eine Stimme: daß jetzt die Zeit gekommen sei Rache zu üben an dem viel gefasteten
 Manne. Die Leute meinten, wenn sie diesem wilden Gefühle sich überließen, nur die
 Vollstrecker des gerechten Gerichtes Gottes zu sein. Der Erzherzog Siegmund kam selber
 am 30^{ten} April nach Breisach; Hagenbach wurde verhört, auf die Folter gespannt und
 durch die große Qual zu vielen Bekenntnissen gebracht. Sodann ließ der östreichische
 Landvogt Herrmann von Eptingen nach altem Gebrauche ein öffentliches Landgericht nach
 Breisach ansagen; die Städte des Elsas und Breisgau, Basel, Solothurn und die Eid-
 genossen wurden eingeladen, ihre Boten hinzuschicken, damit Keiner ohne den Andern
 die Beleidigung gegen den rachgierigen Burgundier wagen müsse. Aus dem ganzen Elsas
 und Breisgau, von Strassburg her und vom Schwarzwalde strömte eine große Menge
 Volks nach Breisach hin, um den Tyrannen des Landes fallen zu sehn; von Basel fu-
 ren mit der abgeordneten Bottschaft: dem Bürgermeister Roth, den beiden erwählten
 Beisitzern des Gerichts und einigen Rathsherren drei Schiffe voll Leute, bei 400 Personen,
 den Rhein nach Breisach hinunter. Vier lange Wochen hatte der zum Tode Bestimmte
 in seinem Gefängnisse zugebracht in schweren Sorgen; noch hielt ihn die letzte Hoffnung,
 man werde das Aeußerste nicht wagen aus Furcht vor Karl's Rache. Aus diesen Ge-
 danken weckte ihn am Tage vor dem Gerichte von Zeit zu Zeit das Klirren von Waffen-
 rüstungen und das Getrappel von Pferden, wenn unter dem Stadthore, über welchem
 er gefangen lag, die verschiedenen Bottschaften einritten. Angelegentlich fragte er jedes-

mal den Thorwächter, der oben an einer Oeffnung stand, wer es sei und was für Zeichen sie führen, die nun unten durchreiten? Einmal, da er wieder fragte, antwortete der Wächter: es seien ihm fremde Leute, schlicht gekleidet, ehrwürdige Männer, hoch von Gestalt, auf gestutzten Pferden und Mäulen. „Gott helfe mir!“ rief laut der Gefangene; „ich höre, daß es die Eidgenossen sind; mein Leben ist aus!“ Denn jetzt wußte er, daß Oestreich mit solchen Genossen sich nicht vor dem Zorne Karl's fürchten werde. Der Berner Schultheiß Niklaus von Dießbach und der Luzerner Heinrich Hasfurter, die er einst so schmählich beschimpft hatte, — sie ritten damals unter seinen Füßen zum Thore hinein.

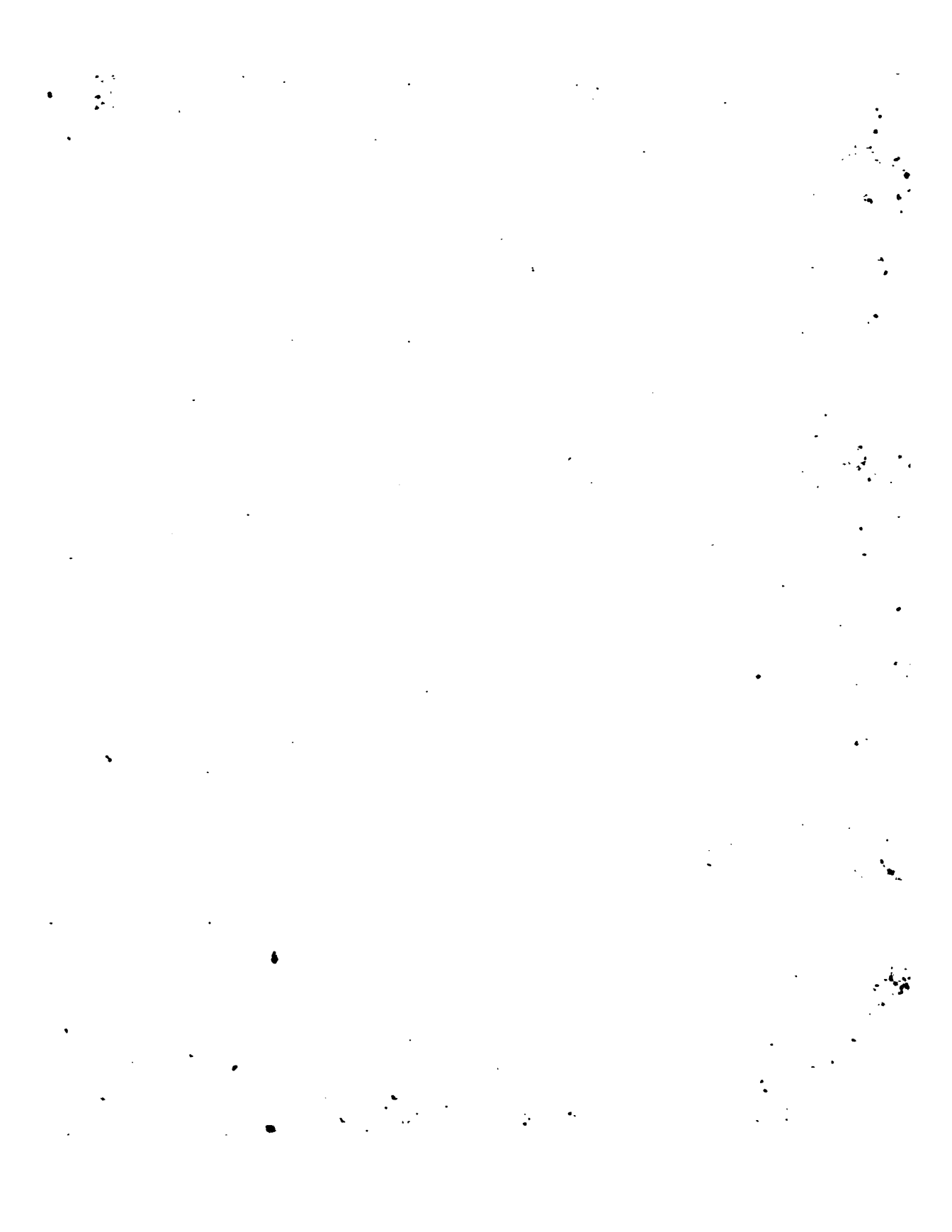
Es war Montags nach des H. Kreuz Tag, am neunten Mai des Jahres 1474. In der ersten Frühe des Morgens füllte sich der öffentliche Platz in Breisach mit Tausenden von erwartungsvollen Zuschauern. Um sieben Uhr erschienen der Landvogt Oestreichs Herrmann von Eptingen und die erbetenen 27 Richter des Gerichts. Unter freiem Himmel saßen sie nieder; acht Richter waren von Breisach; aus den Städten Bern, Basel, Solothurn, Colmar, Schlettstadt, Straßburg, Kenzingen, Freiburg im Breisgau und Neuenburg am Rhein waren immer je zwei; den Stab und Vorsitz führte Thomas Schüg der Schultheiß von Ensisheim. Peter von Hagenbach wurde vor das Gericht gebracht; er erschien ohne die Abzeichen ritterlicher Würde, ohne Schwert, Handschuhe und Spornen, doch seinem Stande gemäß gekleidet, das Haupt mit einem blauesamtnen Barett, woran Edelsteine glänzten, bedeckt; stolz, unerschrocken stellte er sich vor seine Richter. Nachdem, altem Gebrauche gemäß, dem Kläger wie dem Beklagten aus der Mitte der Beisitzer des Gerichts ein Fürsprecher gegeben worden, begann in dem Namen des Landvogtes von Eptingen, der für seinen Herrn und die bedrückten Lande klagte, sein Anwalt Heinrich Iselin von Basel: „Peter von Hagenbach, Landvogt des Herzogs von Burgund
 „ in Elsas und Pfirt, habe während seiner Regierung dem beschworenen Pfandbrieft,
 „ den uralten Rechten des Landes, dem Befehle des heiligen Gottes vielfach zuwider ge-
 „ handelt. Ohne Recht und Urtheil seien vor zwei Jahren zu Lann vier redliche Män-
 „ ner gemordet worden. Seinen mit eigener Hand beschworenen Eiden zuwider, habe der
 „ Vogt Neuerungen eingeführt, mit unerhörten Auflagen das Land beschwert, zu Breisach
 „ die gesetzmäßigen Richter und Räte abgesetzt. Er habe, als er zum ersten Mal nach
 „ Breisach gekommen, ihnen beim Eid verheißen und mit Brief und Siegel bekräftigt,
 „ daß er kein fremdes Kriegsvolk in die Stadt legen werde; dennoch haben die Bürger
 „ unter den Gewaltthätigkeiten seiner eingeführten Söldner lange und schwer geseufzt,
 „ und wären zuletzt durch Hagenbachs Horden, wenn sie seinem bösen Anschläge nicht
 „ zuvor gekommen, von ihren Mauern ausgeschlossen, ja ihrer Weiber und Kinder be-
 „ raubt worden.“ — Die Zeugen wurden verhört und die Bekenntnisse, die der Gefan-

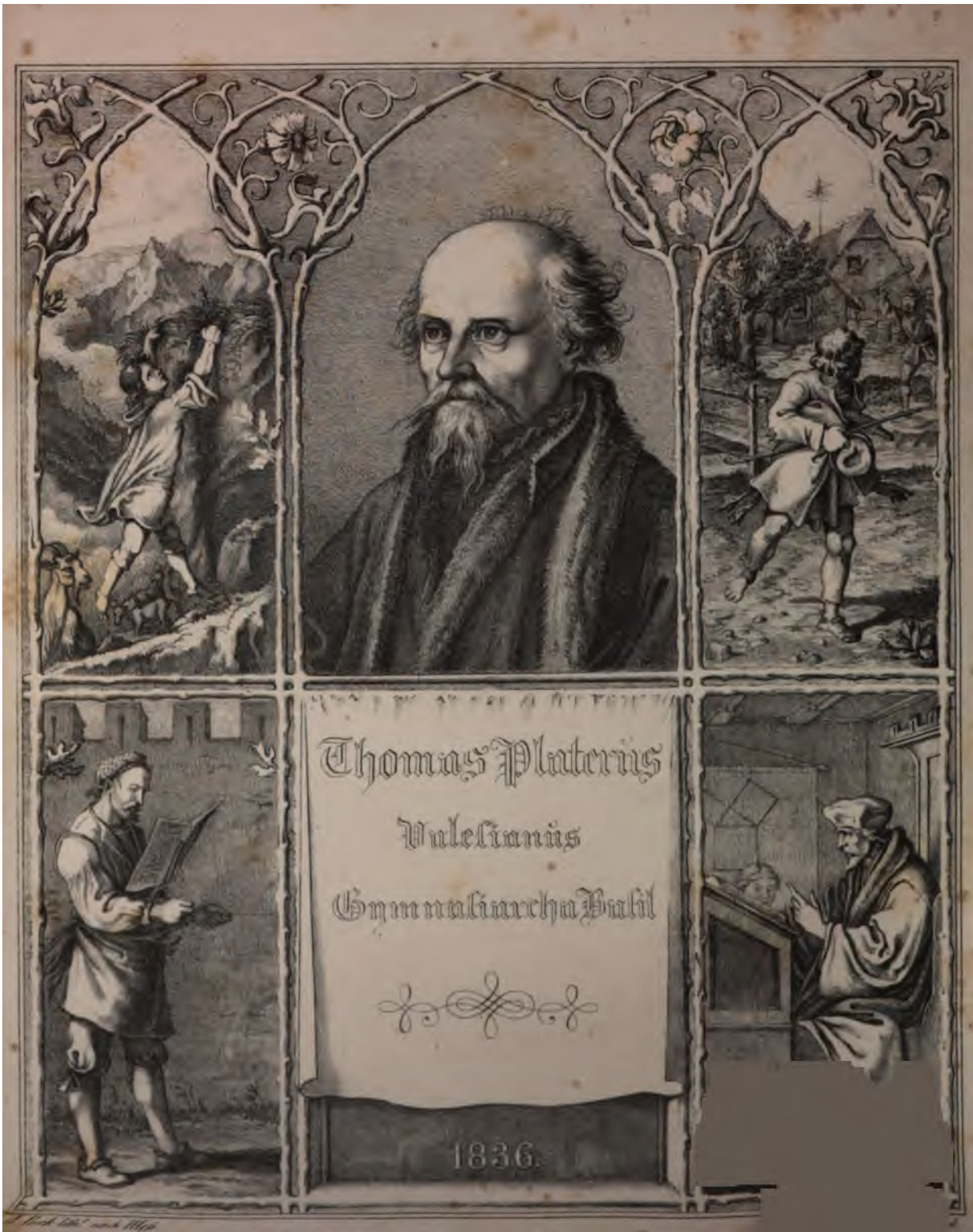
gene unter der Folter abgelegt hatte, bei den Klagen zu Grunde gelegt. Darauf antwortete im Namen des Beklagten sein erwählter Fürsprech Hans Frym von Basel: „Herr Peter von Hagenbach sei keinem andern Richter und Herrn Rechenschaft über seine Regierung schuldig, als allein seinem gnädigen Herrn dem Herzoge von Burgund. Die vier Männer zu Tann habe er um Aufruhrs willen hingerichtet; sein Benehmen sei vom Herzoge gebilligt. Den Eid, keine Neuerung einzuführen, habe er allerdings geschworen; aber als der Herzog in diesem Lande gewesen, so seien neue Huldigungen geleistet worden, bei denen er nichts von Einschränkungen vernommen habe. Daß er das fremde Kriegsvolk eingeführt, sei auf Befehl seines Herrn geschehn. Ob es dem Diener gebühre, über das Recht oder Unrecht der Gebote seines Gebieters zu urtheilen?“

— Man ließ nun eine laute Aufforderung an das gesammte Volk ergehn, daß so Jemand da wäre, welchem vom Beklagten Unrecht geschehen sei, der solle vortreten und seine Klage eröffnen. Auf dieses hin traten Viele von der Landschaft, insonderheit die von Breisach und Tann auf, und begehrten Recht an Hagenbachs Leib und Leben um den großen Frevel, den er an ihnen und ihren Weibern und Kindern verübt habe. Aber Hagenbach stand vor seinen Klägern und Richtern den ganzen Tag lang mit großer Besonnenheit und stolzem Anstande da; denn er sah, daß diesen Männern über ihn eigentlich kein Urtheil gebührte. Mit vielgewandter List und Klugheit wußte er die Sache in die Länge zu ziehn; schon den vierten Fürsprech hatte er aufgerufen und zum Beistande erhalten; es war Abend, es war Nacht geworden, die Lichter wurden angezündet. Endlich als es am Thurme sieben Uhr geschlagen hatte und der letzte Bertheidiger zu Ende war, hielt der Schultheiß von Ensisheim die Umfrage. Vom ersten Richter an bis zum letzten gingen alle Stimmen auf Tod. Das Urtheil wurde verlesen, laut vor allem Volk seine Missethat verkündet und dann der Spruch gesprochen: daß Peter von Hagenbach gerichtet werden solle vom Leben zum Tode. Der Unglückliche faßte sich; — er hatte nichts Anderes erwartet; er bat nur, enthauptet zu werden. Als ihm dies gewährt worden, stellten sich acht Scharfrichter dar, welche wetteiferten, den Tyrannen des Landes vom Leben zu bringen. Man wählte den von Colmar, ein kleines Männchen, das nur ein kurzes Schwert hatte; denn wenn der Richter im Himmel einmal beschlossen hat den Hochmuth eines Gewaltigen zu fällen, so ist der Kleinste genug, um ihn zu Falle zu bringen. Ehe aber der Scharfrichter von Colmar sein ernstes Amt übernahm, erklärte er, daß er sich nicht unterstehn würde die schimpfliche Strafe an dem Gerichteten zu vollziehn, so lange denselben noch die ritterliche Würde, welche nie besleckt werden dürfe, bekleide. Worauf der Herr von Eptingen mit den sechzehn Rittersn, die unter den Richtern saßen, bei Seite trat und sich darüber berieth. Auf ihren Befehl trat sodann der kaiserliche Herold Kaspar Hurter feierlich vor und sprach: „Peter von

„Hagenbach, es ist mir leid, daß du dich also versehn und dich so unritterlich gehalten hast. Ich soll die glorreichen Zeichen der ritterlichen Würde von dir nehmen. Ich finde sie nicht mehr an dir. Nun dann, im Namen des himmlischen Schirmherrn Sanct Georg, zu dessen Ehre du einst zum Ritter geschlagen wurdest, erkläre und verrufe ich dich hier öffentlich als Einen, welcher der ritterlichen Ehre, Würde und Hoheit unwürdig und entgürtet ist. Strenge Ritter und ihr zur Ritterschaft aufwachsende Edelknappen, handelt würdig eueres Namens; gedenkt dieses Beispiels!“ — Jetzt erhob sich der Marschall des Gerichtes, Thomas Schütz der Schultheiß und rief dem Scharfrichter: „Thue nach dem Recht!“ Alles brach auf; die 27 Richter stiegen zu Pferd; zwischen ihren Rossen ging der Verurtheilte, den Reichwatter zur Seite; zum Thore hinaus über die Rheinbrücke ging der Todes-Zug mit brennenden Fackeln durch die Nacht hin; die Menge des Volkes strömte begleitend mit. Da man auf dem Richtplatze anlangte, wurde ein Ring gebildet; in dessen Mitte stand im Scheine brennender Strohwellen und Pechfackeln der ehemalige Landvogt, erhob sich und sprach: „Mich dauert nicht mein Leib, den ich schon oft gewagt habe; aber mir ist leid um manchen Biedermann, der um meinetwillen sterben muß. Denn Herzog Karl wird dieß rächen. Ihr Alle, vergebet mir um Gottes und seiner Mutter, der Jungfrau Maria willen! Betet alle für mich zu Gott.“ Er hat auch noch, daß der Erzherzog, so wie er's in seinem Testamente verordnet habe, dem Gotteshause zu Breisach seine goldene Kette und seine sechzehn prächtigen Hengste zukommen lassen möge. Dann ließ er sich die Hände übereinander binden, knieete nieder und wurde enthauptet. Mitleidig, von ihrem Hass geheilt, ging die Menge nach Hause. Der Leichnam kam nach Hagenbach in das Grab seiner Väter.

Also endete Peter von Hagenbach, der in dem übermüthigen Gefühle seiner gewonnenen Hoheit kein Gericht Gottes mehr fürchtete. Aber für unsre Stadt und ihre Nachbarn, besonders für die Eidgenossen nimmt die Geschichte hier noch kein Ende; sondern mit dieser That, an Hagenbach geschehn, war nun der Ausbruch des großen und schweren burgundischen Krieges unwiderrüßlich entschieden. Der Bruder des Enthaupteten, Stephan von Hagenbach, kam zu Herzog Karl, ihn um Rache zu bitten für seinen Bruder. Karl der Kühne, in furchtbarem Ingrimme entbrennend, schwur eher vom Leben als von der Rache zu lassen. Zwar der burgundische Krieg ward für die Eidgenossen die Krone ihres Waffenruhmes; allein dennoch führte ihnen sein Ausgang, weil Karl zu stark erzürnt war um nicht den Kampf bis aufs Aeußerste zu führen, einen unerseßlichen Schaden, den Sturz des burgundischen Reichs, die Zertrümmerung unserer Schutzwehr gegen allzugroße Abhängigkeit von der Uebermacht Frankreichs und von seinem verderblichen Golde, herbei. Denn in den Büchern der Geschichte erzählen die folgenden Blätter von der Strafe, welche die Abweichung von der Gerechtigkeit, die auf dem vorhergehenden Blatte stand, im Laufe der Zeiten später gefunden hat.





Thomas Platerius

Mulesianus

Gymnasiarcha Basil



1836

XIV.

Neujahrs-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigen

1836.



Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

... ..

Das Leben

Thomas Plater's.

Liebe Kinder, ich will euch eine gar lustige und lehrreiche Lebensgeschichte erzählen. Ihr habt wohl auch schon vom Thomas Plater, dem Gründer unsres Gymnasiums, reden gehört, wie er zuerst nur ein armes Weiskindlein war und wie's ihm in seiner Jugend so übel gieng, wie ihn aber Gott in vielen großen Gefährden des Leibes und der Seele wunderbarlich erhalten, ihm aus allen Nöthen geholfen und ihn zuletzt zu einem glücklichen, gelehrten und weit und breit nützlichen Manne gemacht hat.

Thomas Plater war aus dem Oberwallis aus dem Wisper Zehnten gebürtig. Wenn man durch die Wiesengründe des wilden Nikolai-Thales gegen dem Monte Rosa und dem Matter Horne hinaufgeht, so liegt zur linken Hand auf der Höhe eine Schaar zerstreuter Häuser und kleiner Weiler, welche man alle miteinander am Grenchen oder auch Grechen heißt. Dort stand das väterliche Haus Plater's, in welchem er im Jahre 1499 auf die Herrenfastnacht zur Welt kam; man läutete eben in der Kirche zur Messe zusammen, und alle Freunde und Verwandte prophezeiten daraus, der Kleine werde gewiß einmal ein Priester werden. Aber sein Elend fieng bei Zeiten an; denn sein Vater starb ihm so bald, daß er sich gar nie erinnern konnte ihn gesehen zu haben; und als seine Mutter nicht lange darnach wieder einen andern Mann nahm, mit dem sie weiter ins Thal hinab zog, so kamen die Kinder alle von ihr, — das väterliche Gut hatten die Wucherer an sich gerissen, die ältesten Söhne zogen in den Krieg, die andern Geschwister mußten sobald sie nur konnten dienen gehn, und den kleinen Thomas, den jüngst unter allen, nahmen des Vaters Schwestern der Reihe nach abwechselnd zu sich.

Als er nun etwa drei Jahre alt war, fuhr der Bischoff von Sitten, der nachmalige Cardinal Schinner, durchs ganze Land, um, wie's bei den Katholiken Gebrauch ist, allenthalben der Jugend durch das Sacrament der Firmelung ihren Taufbund zu bestätigen. Und so kam er auch an den Grenchen. Im bischöflichen Ornat saß er in der Kirche und wartete, daß ihm die Kinder eins nach dem andern an der Hand ihrer Firm-Patzen zugeführt würden. Aber dem kleinen Thömeli machte sein Herr Vetter, Herr Anton Platter der Priester, der sein Firm-Pathe sein sollte, gar zu lange; er war ungeduldig bald gefirmt zu werden, damit er vom Herrn Patzen eine Karte mit einem schönen Sprüchlein geschenkt bekomme; er macht sich also ungesäumt auf den Weg und läuft allein in die Kirche hinein und gerade vor den Bischoff hin, der im Sessel feierlich da saß. „Was willst du, mein Kind?“ fragte der Herr Bischoff verwundert, als er das Kind ohne Patzen zu ihm hinlaufen sah. „Ich wollte gern firmen,“ sagte der Kleine. Der Bischoff sprach lachend: „wie heißt du?“ Er antwortete: „Ich heiße „Herr Thommen.“ Da lachte der Bischoff noch mehr und legte dem Kinde die Hand auf, brummte einige Worte her, gab ihm einen leisen Schlag an die Wange, und der Thömeli war gefirmt. Nun kam sein Pathe mit großen Entschuldigungen herbeigeeilt; aber der Bischoff Matthäus Schinner erzählte ihm munter, wie der kleine Thomas gesagt hatte, und sprach: „Gewiß wird etwas Besonderes aus dem Kinde werden, etwa ein „mal ein Priester.“

Thömeli war noch nicht über sechs Jahre alt geworden, als man ihn aus seinem Dorfe wegführte und ihn zu einem Bauern, der seiner Mutter Schwester hatte, in einem Seitenthale bei Stalden in den Dienst that. Da mußte er das erste Jahr die jungen Geißen beim Haus hüten, und hatte manche liebe Noth, wenn etwa ein großer Schnee lag und der gute Kleine so tief darin einsank, daß ihm die Schühlein zurückblieben und er baarfuß zitternd nach Hause kam. Aber das zweite Jahr mußte er schon die großen Geißen auf die Berge treiben, und war doch noch so klein, daß er der 80 starken Ziegen nicht Meister werden konnte. Denn wenn er des Morgens früh die Stallthüre aufthat, so mußte er schnell auf die Seite springen, sonst stießen ihn die Thiere nieder, rannten über ihn weg und traten ihm auf den Kopf, die Arme und den Rücken. Hatte er das ausgehalten und war der Heerde nachgeeilt, um sie über die Biß über die Brücke zu treiben, so liefen ihm dort die vordersten Geißen in die schöne Saat der Kornäcker hinein und begannen zu fressen; trieb er aber die wieder hinaus, so liefen unterdessen die andern in die Aecker und er wußte sich nicht mehr zu helfen, weinte und schrie, denn er hatte auf die Nacht harte Streiche zu erwarten. Dann stieß etwa sein guter Freund

Thomas im Leidenbach, welcher groß war, mit seiner Geißheerde zu ihm, erbarmte sich des Hülflosen und half ihm, und sie trieben nun munter mit den Geißhirten andrer Bauern zusammen ihre Ziegen auf die höchsten Grate der steilen Berge hinauf. Dort saßen sie, verzehrten miteinander ihr Mittagbrot, schwarz Brot und Käse, was Jeder in einem Hirtenkörbchen am Rücken hinaufgetragen hatte, übten sich im Steine Schießen oder bliesen das Hirtenhorn, sprangen auch wo's der Boden erlaubte mit Stecken, suchten Krystallen im Berge und trieben allerlei Künste.

In diesen wilden Höhen oben hat der liebe Gott den kleinen unbedachtsamen Thomas aus mancher Todesgefahr erlöst. Einmal an einem Morgen frühe war er der Erste gewesen und trieb vor den andern Hirten seine Ziegen den Berg hinauf. Seine Geißlein suchten den Weg aus und dachten freilich nicht daran, ob ihr Weg für ihren Hirten auch gut sei. Sie giengen eins dem andern nach zuerst rechter Hand auf ein kleines Felsplätzchen, und dann an dem Felsen oben daran weiter hinauf, daß sie kaum ihre kleinen Fußklauen auf die Grasbüschel die am Felsen wuchsen stellen konnten. Wie die Geißen nun so hinauf waren, kam Thömeli hinten nach und stand auf das Felsplätzchen; das war nicht mehr als einen guten Schritt breit und unten dran war ein fürchterlicher Abgrund, mehr als tausend Klafter tief nichts als Felsen. Von da sah er seinen Geißen nach und wollte auch folgen, faßte einen Grasbüschel am Felsen und dann den zweiten, und zog sich einen Schritt weit empor. Aber jetzt konnte er nicht weiter kommen, konnte doch auch nicht wieder ohne Sprung den schwerern Schritt zurückthun, und durst' es nicht wagen auf das Felsplätzchen rückwärts hinunter zu springen, denn er fürchtete, er würde sich überschlagen und über die schreckliche Felsfluh hinabstürzen. Da klebte der Kleine nun am Felsen über dem Abgrunde des Todes, hielt sich mit beiden Händchen am Grase fest und stand mit dem großen Zehlein des einen Fußes auch auf einem Büschelein Gras, und wenn er gar zu müde ward, zog er sich am Grase oben ein wenig auf und setzte das andere Zehlein an die Stelle. So wartete er eine lange Zeit auf die Hülfe Gottes. Der Wind wehte ihm sein Gewändchen hinten in die Höhe und seine zitternden Beine waren mit keinen Hosen geschützt. Unter ihm flogen in den Lüften die großen Dämmergeier umher; der Arme hatte beständige Angst, sie werden jetzt kommen und ihn hinwegtragen. Endlich sah sein treuer Gefelle Thomas von weitem das Röcklein am Felsen flattern; er meinte zuerst, es sei ein Vogel; als er aber recht hinsah, erschrak er daß er todtenbleich wurde, rief hinauf: Thömeli, nun steh still! Er geht hinzu auf das Felsplätzchen, umfaßt den Kleinen von hinten mit seinem Arme und

Gefellen seine Straße weiter durchs Dorf. Aber da kam ihnen der Hirte nachgelaufen, schreiend, der Bube habe ihm eine Gans geraubt; die Schützen flohen, die Bauern stürzten überall aus den Häusern und warfen ihnen mit Netzen nach; sie wurden heftig verfolgt; dem Diebe hiengen die Füße der Gans unter seinem Röcklein hervor. Zuletzt ließ der kleine Platter vor dem Dorfe seinen Raub fallen und sprang seitwärts in einen Busch; zwei Bauern liefen an ihm vorbei und ereilten die beiden andern Schützen; die lagen auf den Knien und schrieten um Gnade, weil sie ja nichts verübt hätten; die Bauern gingen wieder zurück. Aber den kleinen Dieb in seinem Gebüsch quälte die Todesangst und das Gewissen, und er sprach bei sich selbst: „Ach Gott! ich glaube, ich habe mich heute nicht gesegnet;“ denn man hatte ihn zu Hause gelehrt, daß er sich alle Morgen segnen sollte. Als die Bachanten aus dem Wirthshause nachkamen, lachten sie nur über den Thömeli, der sich entschuldigte, er habe geglaubt, es sei so Landesgebrauch. Sie sagten: es sei jetzt noch nicht Zeit. Aber ich meine, der Thömeli hatte jenes Mal so Unrecht nicht gehabt, als er sich vor den Gänsen wie vor dem bösen Versucher fürchtete. — Auf ihrer Reise hatten die Gefellen zusammen allerlei Abenteuer zu bestehn; einmal übernachteten sie in einem Wirthshause welches eine Mördergrube war. Ein andermal, etwa eine viertel Meile vor Raumburg, waren die Großen in einem Wirthshause geblieben und hatten die Kleinern vorausgeschickt. Diese waren nur ihrer Fünfe; plötzlich sprengten auf offenem Felde acht Männer auf Rossen mit gespannter Armbrust gegen sie heran, umringten sie und richteten die Pfeile gegen sie. Gebt Geld! rief Einer. „Wir haben kein Geld; wir sind arme Schüler,“ antwortete der Größte unter den Fünfen. Gebt Geld! wiederholte Jener zweimal. Der Schüler sprach: „Wir haben kein Geld und geben euch kein Geld und sind euch nichts schuldig.“ Da zuckte der Räuber das Schwert und führte den Streich am Kopfe vorbei auf ihn nieder, daß er ihm die Schnur auf dem Bündel entzwei hieb. Darauf ritten die Männer wieder in ein Holz zurück. — So wanderte Thomas mit seinem liederlichen Führer durch halb Deutschland, durch Baiern- und Sachsenland, über Halle und Dresden, und bettete in den Städten, gieng aber gar nicht oder nur zum Schein etwa ein wenig in die Schule. Zuletzt liefen sie bis nach Breslau in Schlessen hinein. Da war ein Leben wie sie sich's wünschten, Alles wohlfeil und viele freigebige Herzen; die Schützen sangen vor den Thüren ums Brot, ein jeder in der Pfarrgemeinde in der seine Schule war; aber es durfte keiner in einer andern Pfarre singen, sonst rief man gleich: „ad idem! ad idem!“ (herbei! herbei!) und die beiden Partbeien liefen zum

heißem Kampfe zusammen. Der kleine Thomas brachte seinem Vetter Abends oft fünf bis sechs Schüsseln in die Schule, wo sie wohnten; denn die Leute hatten sein offenes Gesicht und seine Jugend gar gerne und hatten den Jungen lieb, weil er ein Schweizer war. Mit dem Lernen war's freilich nicht viel; in der Schule wo Thomas war lasen immer in einer Stube neun Lehrer auf einmal; gedruckte Bücher waren so selten, daß nur der Präceptor einen Terentius hatte; den Bachanten wurde aber Alles dictiert, zuerst das Buch selber, dann das Distinguieren der Wörter, darauf das Construieren der Sätze, zuletzt das Exponieren des Sinns, so daß sie am Ende große und schwere Searteken im Reisefackel, aber desto weniger im Kopfe heim zu tragen bekamen. Nachts schliefen die Bachanten in den Kämmerchen der Schulhäuser; die Schützen lagen im Winter in der Schule auf der Erde, im Sommer legten sie sich auf dem Kirchhofe nieder; wenn aber ein Gewitter war, so mußten sie schier die ganze Nacht mit dem Subcantor auf den Strassen Responsoria singen.

Solch ein Leben führte Thomas, in allerlei Städten von Deutschland umherziehend, mehr als zehn Jahre lang und lernte dabei nicht einmal lesen. Er sollte bei seinem unnützen und ungesegneten Gewerbe keine guten Tage haben. Denn Alles was er erbetete mußte er seinen Bachanten bringen und für sich den bitteren Hunger leiden. Sein Gesell und Mitschüze aß das was er von guten Leuten bekam lieber selber; aber die Bachanten hießen ihn den Mund mit Wasser ausspülen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte; dann warfen sie ihn auf ein Bette, drückten ihm die Kissen auf den Kopf, daß er nicht schreie, und schlugen ihn ganz wund, bis sie selber vor Schmerzen nicht mehr zuschlagen konnten. Thomas fürchtete sich vor solcher Behandlung und brachte Alles ehrlich; der Vetter Paulus hatte so viel Brot zu Hause, daß es schimmlicht wurde, und Thomas jagte vor Hunger den Hunden auf der Gasse die Knochen ab. In Ulm war eine fromme Wittfrau, welche sich des armen Knaben erbarmte, wenn er im Winter bis in die Mitternacht auf den Strassen sang und vor ihr Haus kam; sie hieß ihn immer ein wenig hereinkommen, hatte ihm da schon hinter dem Ofen ein Stück Pelz gewärmt, wickelte ihm den guten Pelz um die halb erfrorenen Füße und trug ihm eine volle Schüssel mit Muß auf. Es war ein Glück für den Thomas, daß es ihm unter den liederlichen Bachanten so übel ergieng. Das kam von Dem der ihn in den Bergen zu Hause oft aus großen Gefahren errettet hatte. Denn so wurde er unter der Zucht der Thränen in der Unschuld bewahrt, und immer stärker ward ihm das Bettelleben verleidet. In München versuchte er sich endlich von seinem schlechten Bachanten loszumachen und blieb ein Paar Wochen lang im Hause einer Fleischerin, die die Schweizer

gar gern hatte. Aber sein Vetter sah ihn einmal in der Kirche und sprach grimmig: „Du Schütz, du kommst nicht zu mir; ich will dich einmal mit Füßen treten.“ Da nahm sich Thomas vor, Paulus müsse ihn nicht mehr mit Füßen treten, und am frühen Morgen, als die Sonne aufgieng, machte er sich in der Stille auf, gieng zum Thore hinaus und über die Isar-Brücke hinüber, gerade in der Richtung die von der Schweiz wegführt; denn er dachte, sein Vetter werde ihn auf dem Heimwege verfolgen. Jenseit der Isar saß er auf einem Hügel, sah die Stadt an, und weinte von ganzem Herzen; denn es that ihm doch wehe, daß er von seinem Landsmanne und Vetter fortließ; er fühlte sich nun ganz verlassen in der großen weiten Welt. Wie er so da saß, kam ein voller Bauer auf einem leeren Salzwagen von der Stadt her gefahren; Thomas bat ihn, daß er aufsitzen dürfe, und fuhr mit, bis der Bauer in einem Dorfe ausspannte um die Pferde zu füttern. Unterdessen wartete Thomas vor dem Dorfe draußen am Wege und schlief ein. Als er wieder aufwachte, erschreck er, daß er geschlafen hatte; denn er dachte, der Wagen sei nun schon vorbeigefahren. Er weinte wieder bitterlich; ihm war, als habe er mit dem letzten bekannten Menschen seinen Vater verloren. Siehe, da kam sein Bauer, der seitdem dem Krüge zugesprochen hatte, vom Dorfe her und hieß ihn wieder aufsitzen. So fuhr er denselben Tag acht Meilen weit, bis der Wagen von der Strasse abfuhr. Thomas zog seines Weges weiter auf Wien zu, ohne Schuhe und ohne Varet, mit zerrissenen Strümpfen und in einem ungefältelten Tüpplein. Zu Passau an der Grenze wollte ihn der Thorwächter nicht hineinlassen. Er beschloß nun, München ausweichend auf einem Umwege sich nach der Heimath zu wenden. Unterwegs durfte er weder in Freisingen noch bei seiner guten Wittwe in Ulm sich aufhalten; denn überall kam ihm sein Vachant nach, der mit einer Halleparte bewaffnet den entlaufenen Schützen suchte. Aber Thomas lief, wie er stand und gieng, spornstreichs zum Thore hinaus und nach Constanz hin. Zu Constanz auf der Brücke begegneten ihm ein Paar Schweizerbauern in weißen Kitteln; ach, wie war er da so freudig! er glaubte im Himmelreiche zu sein.

Platter war nun bei 22 Jahre alt geworden und er begehrte sehnlich, endlich etwas zu lernen. Er verband sich mit einem Walliser, Antonius Venez aus Visp, und zog mit ihm nach Straßburg, und als ihnen die Schule dort nicht gefallen wollte, zogen sie nach Schlettstadt. Dort lebte ein sehr geschickter Präceptor, Herr Johannes Sapidus, zu welchem die Schüler schaaarenweise hinströmten. Er empfing den Thomas und seinen Gefellen mit einer gewaltigen Schulmeistermiene. „Wenn ihr weidlich studieren wollt,“ sprach er, „so braucht ihr mir nichts zu geben; wo nicht, so müßt ihr mich zahlen oder

„ich will euch den Rock ab dem Leibe ziehn.“ Wie Platter nun in die Schule kam, konnte er noch nicht einmal die lateinische Grammatik des Donatus lesen; aber jetzt war der Hunger nach dem Lernen erwacht; setzte sich der große Mensch auf die Bank der kleinen Kinder hin, sah aus wie die Gluckhenne unter den Hühnlein, und fieng an im Donatus zu lesen und ihn für sich selber ganz auswendig zu lernen. Eines Tages, als Sapidus das Verzeichniß seiner Schüler ablas, sprach er: „Ich habe da viele barbara „nomina“ (barbarisch klingende Namen); „ich muß euch ein wenig lateinisch machen.“ Und so fieng er an die Namen ins Lateinische übersetzt noch einmal zu lesen. Da er an die beiden Walliser kam, nannte er sie Thomas Platerus und Antonius Venetus, rief: „wer sind die Zwei?“ — Sie standen auf. — „Pfui doch!“ schrie Sapidus, „sind „das so zwei krähige Schügen, und haben so hübsche Namen?“ Nur ungern reisten im folgenden Frühjahr Thomas und sein Gesell von diesem kräftigen Lehrer weg, weil sie bei der großen Menge der Schüler sich in Schlettstadt nicht mehr ernähren konnten. Mit neuem Namen und neuem Lerneifer kam Platerus nach Solothurn. Als er aber daselbst gar zu viele Zeit in der Kirche mit Messe- und Vesper-Singen zubringen mußte, so kam er lieber über den Winter nach Hause und lernte bei einem Priester ein wenig schreiben.

Im Frühjahr 1523 zog Plater nach Zürich und gieng beim Frau-Münster in die Schule. Zu selbiger Zeit hieß es, ein gelehrter Mann und treuer Schulmeister werde an diese Schule kommen, Oswald Myconius, der zu Luzern um des Evangeliums willen war abgesetzt worden; das sei aber gar ein strenger und wunderlicher Meister. Den faulen Schülern war bange. Thomas Plater machte sich einen Sitz in einem Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stuhle, und dachte: in diesem Winkel willst du studieren oder sterben. Als nun der neue Präceptor ankam und in die Schule trat, welche eben neu gebaut worden war, sprach er: „Das ist eine hübsche Schule; „aber mich dünkt, es seien ungeschickte Knaben darin. Doch wollen wir schauen. Wen- „det nur guten Fleiß an!“ Und sofort nahm er die Comödien des Terentius zur Hand und machte sie eine ganze Comödie hindurch alle Wörtlein declinieren und conjugieren. Thomas, ob er schon den ganzen Donatus auswendig hersagen konnte, war doch noch nicht im Stande ein einziges nomen der ersten Declination zu declinieren, und wenn es sein Leben gekostet hätte. Da hat ihn sein Schulmeister oft so durch alle Declinationen und Conjugationen getrieben, daß ihm das Gesicht vergieng und ihm vom Angstschweiß sein Hemde tropfnas wurde. War aber Myconius recht streng mit Thomas umgegangen, so führte er ihn dann nach der Schule zum Mittagessen mit sich nach Hause, ließ sich

von ihm seine Abenteuer in Deutschland erzählen und war gegen ihn wie ein Vater. Er nahm ihn auch zum Custos der Schule an; dieses Amt trug Plater alle Frohnfasten von jedem Knaben einen Zürcher Angster ein.

Um diese Zeit war es, daß in Zürich das Licht des Evangeliums mitten in den Finsternissen des Papstthums hell wie die Sonne aufgieng. Meister Ulrich Zwingli hatte zweimal in diesem Jahre vor dem versammelten Rathe öffentlich seine Lehre aus dem Worte Gottes vertheidigt und Niemand fand sich der ihm etwas anhaben konnte. Myconius erklärte in seiner Schule Jedermann der hören wollte den rechten und lebendigen Verstand der h. Schrift. In der Stadt, unter den Schülern redete Alles hin und her, dafür und dawider. Plater wurde zum Nachdenken über diese heiligen Angelegenheiten gebracht; er suchte ernstlich das Heil seiner Seele zu wirken; aber er griff die Sache eben ziemlich verkehrt an. Er betete viel, aber wie ein Knecht, der es thun muß, und nicht mit kindlichem Herzen; er fastete mehr als ihm lieb war; er wallfahrte sechsmal mit Kreuzen nach Maria Einsiedeln. Er betete zur Mutter Gottes, daß sie bei ihrem Kinde seine Fürsprecherin sein möge; er bat die h. Catharina, sie solle ihm helfen daß er gelehrt werde, die h. Barbara, daß er nicht ohne das Sacrament sterbe, den Sanct Peter, daß er ihm dann den Himmel aufthue. Er war sehr ängstlich mit allen seinen Gebeten; sobald er eins versäumte, schrieb er's gleich in ein Büchlein, und wenn man am Donnerstag oder Samstag in der Schule Urlaub hatte, gieng er ins Frau-Münster in einen Stuhl, schrieb sich die Versäumnisse an den Stuhl hin und fieng an, betete die Gebete der Reihe nach hinunter, wischte jedesmal die bezahlte Schuld ab und meinte, er hätte jetzt der Sache ein Genüge gethan. Allein bei alle dem wurde ihm sein Herz immer unruhiger und immer mehr voll Zweifel gegen die päpstliche Lehre. — Eines Morgens früh sollte er in der Schulstube einheizen und hatte wie oftmals kein Holz. Die Kirche zum Frau-Münster war offen, weil Zwingli vor Tag daselbst predigen wollte. Auf einmal kommt ihm der Gedanke: du hast kein Holz und sind doch so viele Bögen in der Kirche. Kaum hat's der unbesonnene Custos gedacht, so ist's auch ausgeführt. Niemand war noch zugegen; Thomas geht hinein, erwischt beim nächsten Altare ein Bild des Apostels Johannes, trägt's schnell in die Schule — „Zäckli," spricht er, „nun „bück dich, du mußt in den Ofen;" — und stößt das Bild hinein. Als der Johannes aber zu brennen anfeng und es wegen der Dehlfarbe garüige große Blasen gab, die gar sonderbar knisterten, so ward dem Custos doch nicht ganz geheuer; halb scherzend, halb ernsthaft stellte er sich an das Ofenthürlein und sprach zum Zäckli in seinen Gedanken: „Nun halt still! rührst du dich (was du aber nicht thun wirst), so will ich das Thür-

„kein zuthun.“ Und dann entschlossener: „Er muß nicht heraus, der Teufel trag' ihn „denn heraus!“ Die Frau des Myconius kam vorbei gegangen, wie sie in die Predigt gehn wollte; sie sprach zum Custos: „Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind. Hast „du geheizt?“ Er that das Ofenthürlein zu und antwortete: „Ja Mutter, ich habe „schon verheizt.“ Denn er durfte keiner sterblichen Seele erzählen was er gethan hatte; es hätte ihn damals sein Leben kosten können, wenn man's gewußt hätte; denn die Obrigkeit hatte scharf geboten, daß man den Schwachgläubigen kein Aergerniß gebe.

Ob schon aber Plater immer hellere Gedanken über die Lehre Christi faßte, so war er doch noch kein rechter Evangelischer; denn das Bilder Verbrennen macht den wahren Anhänger des Evangeliums nicht aus. Thomas hatte dazumalen, wenn er an seine Heimath gedachte, noch immer im Sinne, er wolle ein Priester werden, wolle fromm sein, sein Amt treulich verwalten und seinen Altar fein aufputzen. Er und seine Gefellen stritten oft für das Papstthum. Das wurde anders. Er sollte entschieden werden in Sachen des Glaubens. Einmal hörte er den Magister Ulrich über das Gleichniß vom guten Hirten und von den Dieben und Mördern und den Mietzlingen, Johannis am 10^{ten}, predigen. Zwingli sprach streng und scharf; er sagte, Gott werde einß das Blut der verlornen Schäflein von den Händen der Hirten fordern, welche ihnen das wahre Evangelium vorenthielten. Platern ward heiß dabei zu Muthe; es war ihm, als ob ihn Einer bei den Haaren aufzöge. „Hat es diese Meinung,“ dacht' er, „so ade Pfaffen- „werk! ein Priester werd' ich nimmermehr!“ Und von da an begann er wider seine Gefellen zu disputieren und gieng fleißig zur Predigt.

In der Zeit machte er zuweilen zu Hause Besuche bei seinen Leuten. Als er einß auf so einem Zuge über die kalten Höhen des Grimselpasses wanderte, fror ihn sehr; er fühlte sich schwach und müde, und des Bergreisens noch unkundig setzte er sich nieder, zu ruhen. Ihm ward gar seltsam um sein Herz, eine liebliche Wärme strömte vom Herzen aus in alle seine Glieder, er stützte die Arme auf die Kniee, legte den Kopf in die Hände und entschlief. Da trat ein Mann vor ihn, legte ihm auf jede Achsel eine Hand, weckte ihn und sprach: „Ei, was siehest du da? stehe auf und gehe!“ Plater stand auf, aber der Mann war verschwunden; er konnte den Weg weit hinauf und weit hinunter sehen, aber er sah keinen Mann mehr. In Bergen wohlserfahrene Leute, denen er diese Geschichte erzählte, sagten ihm: Gott habe ihm sein Leben gerettet; denn wenn man in der Kälte auf den Bergen sich setze, so laufe Einem das Blut, das zum Herzen zusammengedrängt worden war, vom Herzen weg in die äußern Glieder und das Antlitz, man schlafe ein und wache nicht wieder auf.

Wenn Plater in seine Heimath kam, so gab es manchmal Anlaß, vor seinen Landsleuten das Evangelium zu vertheidigen. Ein Priester fragte ihn und seine Gefellen, was sie zu Zürich in der Kezerstadt gethan hätten? „Warum Kezerstadt?“ fragte der fecke Thomas Plater erzürnt. — „Darum,“ antwortete Jener, „daß sie dort den Papst nicht für das Haupt der christlichen Kirche halten.“ — „Und warum,“ meinte Thomas, „soll der Papst das Haupt der Kirche sein?“ — Der Priester sprach: „Darum weil Sanct Peter, das Haupt der Apostel, zu Rom Papst war.“ — Plater zog ein Neues Testament aus dem Haberfäckelein und zeigte, wie Paulus in der Epistel an die Römer so viele Christen zu Rom grüßen lasse und doch nirgends Sanct Peters, des vermeinten Bischoffs erwähne. Da wußte der Priester nichts zu erwidern, als: „Wenn Sanct Peter nicht zu Rom gewesen wäre, wie könnte denn das wahr sein, daß ihm Christus vor dem Thore zu Rom begegnet ist und ihn gefragt hat, wo er hinwolle? darauf Petrus sagte: gen Rom, mich kreuzigen zu lassen!“ Thomas fragte, wo er das gelesen habe? Jener meinte aber, das habe er ja oft von seiner Großmutter gehört. Da sagte Thomas: „So höre ich wohl, Eure Großmutter ist Eure Bibel.“ — Der Priester brach das Gespräch ab. Des andern Tages, als wegen der ersten Messe eines jungen Priesters ein großes Gastmahl gehalten wurde, lud man alle andern Schüler dazu ein, nur Platern ließ man allein stehen. Ihm aber war dabei himmlisch wohl zu Muth; v wie so gerne wollte er um Christi willen ein wenig fasten und verstoffen sein!

Er mußte damals zu Zürich um seiner lieben Studien willen oft bitterm Hunger leiden. Denn er war zu groß geworden, um länger auf den Strassen zu singen, und seine Bachantensstimme gefiel den Leuten auch nicht mehr. So hatte er manchen Tag keinen Bissen Brod zu essen; mehr als einmal nahm er Wasser in eine Pfanne, bat die Hausfrau um ein wenig Salz, salzte das Wasser und trank es für den Hunger aus. Um eine Mahlzeit trug er den Leuten etwa Holz; um seinen Hauszins zu erwerben, lief er als Bote über Feld. Er lief auch oft in einer höhern Angelegenheit als Bote in die katholischen Orte und brachte denen die dort im Verborgnen die Wahrheit Christi lieb hatten geheime Briefe von Zwingli und Myconius; da wagte er oft mit Freuden Leib und Leben daran, damit die Lehre der Wahrheit ausgebreitet würde. — Zu der Zeit als zu Baden die große Disputation zwischen dem berühmten Doctor Eck, dem gewaltigen Disputierkünstler, der sich an Dr. Luther die Ritterwürde erworben, und zwischen dem bescheidenen, mit Gottes Waffen gerüsteten Doctor Oecolampadius gehalten wurde: war Zwingli nach dem Willen seiner vorsichtigen Obrigkeit zu Zürich geblieben, und unser Plater trug unter steter Lebensgefahr wegen der Pöpstlichen die geheimen Briefe,

worin Oecolampadius Rath suchte und Zwingli Aufschluß ertheilte, eifrig hin und her, begierig etwas beizutragen, damit die gute Sache gewinne. Einst hatte Eck eine schwierige Frage aufgeworfen und Decolampad sollte den morgenden Tag antworten. Da erbot sich Plater während der Nacht nach Zürich zu laufen, kam mitten in der Nacht vor Zwingli's Haus und schellte unaufhörlich, bis man ihm aufthat. Meister Ulrich kam sich die Augen reibend und sprach: „Ei, was bist du für ein unruhiger Mensch! ich bin „ seit sechs Wochen in kein Bette gekommen. Was bringst du?“ Thomas sagte ihm, warum es sich handle und Zwingli schrieb einen Brief, den ein Amdrer nach Baden hintrug.

Die äußern Umstände Plater's hatten sich unterdessen gebessert; er war Hauslehrer geworden und hatte dafür alle Tage ein Mittagessen. Hernach nahm ihn Vater Myconius an seinen Tisch, damit er etliche seiner Tischgänger in der lateinischen Grammatik übe. Doch gab's noch Mühe und Noth genug beim Studieren. Er wollte zu der lateinischen noch die griechische und hebräische Sprache erlernen. Aber dazu hatte er nicht solche gemachte Grammatiken und Wörterbücher, wie man sie jetzt überall findet, zur Hand. Myconius selber verstand nicht sehr viel Griechisch, denn das Studium dieser Sprache kam erst neu auf. Plater mußte also in seinem Lucianus und Homerus das Griechische mit der Uebersetzung vergleichen und daraus erst die Regeln der Sprache sich nach und nach abnehmen. Von einem geschickten Manne, Theodorus Bibliander, lernte er die hebräischen Buchstaben und Wörter lesen. Dieser hatte für sich selbst eine hebräische Grammatik geschrieben. Nun stand Thomas alle Morgen früh auf, heizte dem Vater Myconius sein Stüblein, saß vor dem Ofen und schrieb sich ganz stille und unbemerkt des Bibliander ganze Grammatik vom Anfang bis zum Ende ab. Um seine einzige Krone, die er eben geerbt hatte, kaufte er eine hebräische Bibel und begann sie nun zu studieren. Da schlief er manche Nacht nur wenig, sondern wehrte sich jämmerlich wider den Schlaf, nahm kaltes Wasser und Sand in den Mund, damit wenn er entschlief, er mit den Zähnen aufeinander stosse und davon wieder erwache. Wenn er dann in den Lectionen zuweilen etwa einnickte, sagte ihm Vater Myconius nichts; denn er wußte wohl, daß Thomas die Nacht durch gewacht hatte.

Mitten in diesem Heißhunger nach den Wissenschaften unterbrach ihn der Gedanke an seine künftige Laufbahn. Was sollte er werden? Man wußte bei ihm zu Hause von nichts Andern, als daß man alle Studenten zu Pfaffen mache. Er hörte aber oft predigen, wie Gott die Handarbeit gesegnet und gesagt habe: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen.“ Da war ein junger gelehrter Mann aus Luzern,

Rudolph Collinus, welcher um des Gewissens willen die Chorherrnwürde aufgegeben hatte und in Zürich das Seilerhandwerk trieb. Zu diesem trat Plater als Seilerlehrling mit einem Centner Hanf, den er aus seinem mütterlichen Erbe kaufte, in die Lehre. Aber er dachte mehr an seine Bücher als an den Hanf und konnte vom Studiren nicht lassen. Deswegen sagte sein Meister: „Platere! pluribus intentus minor est ad singula sensus; entweder studiere oder treibe dein Handwerk.“ Das waren zwei merkwürdige Seiler; wer nicht gut Latein und Griechisch wußte, der konnte in ihrer Gesellschaft nur fein stille schweigen. Eines Abends saßen sie nach der Arbeit beim Nachtmahl und Wasserkrüge beisammen. Der Seilermeister fragte: „Platere, wie fangt Pindarus an?“ — „*Ἄριστον μὲν ὕδωρ*,“ (das Beste ist Wasser) erwiederte der Lehrling. — „So wollen wir,“ sprach lachend der Meister, „dem Pindaro folgen und, weil wir nicht Wein haben, Wasser trinken.“

Nachdem nun Plater seinen Centner Hanf verarbeitet hatte, waren seine Lehrjahre schon zu Ende und er zog als Geselle auf die Wanderschaft aus nach Basel. Hier kam er zum Meister Hans Stehelin am Rindermarkt, den man nur den rothen Seiler nannte; man sagte von ihm, er sei der böfeste Meister am ganzen Rheinstrom. Als dieser seinen neuen Gesellen an die Arbeit stellte, siehe! da konnte der kaum den Hanfbüschel aufhängen und nur ein klein wenig am Rade drehen. Als bald zeigte Meister Stehelin seine Art und begann fürchterlich zu fluchen und rief: „Geh hin! stich deinem Meister der dich gelehrt hat die Augen aus. Was soll ich mit dir thun? du kannst doch nichts.“ Plater, der ihm nicht gestehn durfte, daß er erst nur einen Centner Hanf verarbeitet habe, redete bescheiden und freundlich mit dem groben Schwaben, sprach: „Ich habe wenig gelernt, das erkenn' ich. Aber leidet Euch mit mir; gebt mir wenig oder nichts zum Lohne; ich will Euch treue Dienste leisten und Euch alle Dinge fleißig aufschreiben;“ denn es konnte Niemand im Hause schreiben. Da behielt ihn sein Meister für eine Woche auf Probe. Aber der Lehrjunge verachtete ihn und verklagte ihn bei den übrigen Seilerknechten in der Stadt: da sei Einer, der könne nichts, der gewiß nicht ausgelernt habe. Nur mit vielen Bitten und freundlichen Worten brachte es Plater dahin, daß er endlich geduldet wurde. Er arbeitete den ganzen Tag fleißig; Nachts saß er bei dem Lichte, das er sich um seinen Bayern Wochenlohn gekauft hatte, und studierte, — wiewohl er in die Nacht hinein, bis man auf dem Thurme trompetete, dem Meister schaffen mußte und früh Morgens mit der Trompete schon wieder aufstand. Nach einem halben Jahre konnte er schon das Tagwerk drehen und das Geschäft eines Meisterknechts versehen. Wenn sie die großen Stricke drehten, arbeitete er oft, daß der

Schweiß über ihn lief. Dann lachte der Meister seiner und meinte: „Hätte ich so viel „ studirt wie du und hätte so eine Liebe dazu, ich wollte eher, daß der Henker das „ Seilerhandwerk nähme.“ Aber am Sonntag Nachmittag ließ Thomas sich's köstlich wohl sein; da gieng er gleich nach dem Imbißessen fort, eilte seine Bücher unter den Armen zum Thore hinaus, setzte sich dort in ein Gartenhäuschen und las den ganzen Tag, bis er den Thorwächter rufen hörte, daß man das Thor jetzt zuschließe. Von seinem Freunde und Gönner, dem Herrn Buchdrucker Andreas Cratander, erhielt er einmal einen neu gedruckten, noch ungebundenen Plautus geschenkt. Voll Begier diesen berühmten lateinischen Autor zu lesen, nahm Plater einen Bogen um den andern und steckte ihn in ein hölzernes Gäßlein das unten gespalten war, und das Gäßlein steckte er in den Hanf, den die Seiler beim Seildrehen vor sich gebunden haben; so las er dann beim Rückwärts- und beim Vorwärtsgehen in Einem fort und drehte inzwischen am Seile, und wenn der Meister kam, warf er geschwind den Hanf über seinen Druckbogen hin. Das war gerade das Gegentheil von dem was Knaben die nichts lernen wollen in der Schule unter den Bänken treiben; aber da Meister Stehelin ihn einmal ertappte, ward er doch fürchterlich zornig und suchte erschrecklich. Der sonderbare Seilerknecht wurde allmählig mehr bekannt; saß er am Rindermarkt in der Werkstätte, so traten oft die Studenten an den Laden und redeten mit ihm. Einst half er auf dem St. Peters' Plage ein großes Seil drehen, als der gelehrte Herr Beatus Rhenanus und der hohe und weitberühmte Herr Erasmus Röterodamus zu ihm traten und ihm zusprachen, daß er das Handwerk lasse und sich ganz zu den Studien wende; Erasmus versprach ihm selber seine Verwendung bei einem Bischoff oder sonst einem hohen geistlichen Herrn. Plater blieb fest. Ehe denn er den höchsten Ehren unter den falschen Priestern zusteuerte, wollte er lieber im Schweiß seines Angesichtes sich abmühen, übel frieren, stinkenden Käse essen oder hungern. Dominus Oporinus, ein guter Graecus, dem's in seinem Leben auch wunderlich ergangen, wurde sein Freund. Er bat Platern sehr, daß er ihn Hebräisch lehren möchte; denn das war damals eine seltene Kenntniß. Plater wollte lange nicht, weil er nur gar wenig könne. Endlich gab er nach und erhielt von seinem Meister gegen Abzug vom Taglohne die Erlaubniß, alle Tage eine Stunde zu Oporinus in die Schule zu St. Leonhard zu gehn. Oporin voller Freuden schlug an der Kirchthüre einen Zettel an; darauf stand: „es sei Einer da, der wolle die Anfangs- „ gründe der hebräischen Sprache lesen, Montag Abends um vier Uhr.“ Unser Seilerknecht wußte nichts davon, und kam um die abgeredte Stunde in Oporin's Schulstube: da saßen um den Tisch herum achtzehn gelehrte junge Männer, des hebräischen Sprach-

meisters wartend. Plater wollte scheu sich zurückziehn. Doch Oporin rief: „Fliehe nicht! das sind auch gute Gesellen.“ Plater aber schämte sich in seinem Seilerschürzlein und ließ sich kaum bereden, setzte sich zuletzt hinter den Ofen auf das bescheidene Sitzlein und fieng an hebräische Grammatik und den Propheten Jonas zu lesen. Eines Tages kam ein vornehmer Franzose in diese Stunde; denn die Königin von Navarra hatte ihn in die Welt hinausgeschickt, überall wo er könne Hebräisch zu lernen. Er war prächtig gekleidet, eine goldene Mütze zierte den Kopf, und ein eigener Knecht trug ihm Mantel und Hut nach. Er setzte sich unter die Studenten und wartete immer noch auf den Lehrmeister, als dieser schon in seiner schlechten Kleidung hercingekommen war und sich an sein gutes Plätzchen gesetzt hatte. „Quando venit noster Professor?“ (Wann kommt denn einmal unser Professor?) fragte er laut. Da zeigte Oporinus leise auf den Seilerknecht hinter dem Ofen und Plater begann.

Nachdem Thomas Plater über 3 ½ Jahre das Seilerhandwerk getrieben hatte, zog er im Jahr 1529 mit seinem Meister, dem rothen Seiler, in den Krieg wider die Katholischen Orte und sah mit zu, wie der Landammann Nefli von Glarus für diesmal die Versöhnung stiftete. Als er darauf ein wenig zu Zürich verweilte, riet ihm Vater und Mutter Myconius, er solle nicht mehr in der Welt umherfahren, sondern ihr Anni, die treue Dienstmagd, heirathen, so wollten sie ihn zu ihrem Erben einsetzen. Thomas und Anni zeigten sich willig und Vater Myconius legte segnend ihre Hände ineinander. Anna Dietzschin war eine arme Waise, welche sieben Jahre lang treu und fleißig der Hausfrau des Myconius gedient hatte; sie war manche Nacht nur wenig im Bette gewesen und hatte allein in der Stube gesponnen, damit sich die Mutter (wie sie ihre Frau nannte) mit dem Vater Myconius desto besser ernähren könnte; denn es gieng in der Haushaltung dieses würdigen Mannes gar spärlich her. Dabei war sie eine so emsige und geschickte Spinnerin, daß sie sich nebenbei alle ihre Kleider aus Leinen- und Baumwollen-Garn selbst gemacht hatte. Oftmals waren die Beiden bis in die tiefe Nacht in Myconius Stube beim Lichte gesessen, Thomas studierend und Anni spinnend, und hatten an nichts weniger gedacht, als daß sie einmal Eheleute werden sollten. Einige Tage hernach giengen die zwei Brautleute in ihren Werktagskleidern ganz stille nach Dübendorf in die Kirche, ließen sich da vom Herrn Pfarrer trauen und hielten dann im Wirthshaus ihre Hochzeit mit solcher Pracht und köstlichem Aufwand, daß Leute bei ihnen am gleichen Tisch waren, die gar nicht wußten, daß eine Hochzeit sei. Darauf giengen sie ein Jedes wieder in seine Herberge nach Hause. Nach sieben oder acht Wochen wanderten die neuen Eheleute miteinander ins Wallis. Anna machte große Augen, als sie

in die Berge kamen und im October, in solcher Nässe und Kälte daß ihr die Kleider am Leibe gefroren, über den Grimselberg mußten. Aber Gott half ihnen hinüber. Als sie nach Münster im Wallis kamen, hatten sie nur noch für einen Tag Zehrung und einen dicken Pfening im Vermögen; denn der arme Vater Myconius hatte von den 14 Gulden Lohn die er Anni schuldig war ihr nur zwei geben können. Um den letzten Pfening kaufte die Frau Anna Flachs; in Visp fanden sie ein hübsches Haus mit Scheibfenstern, das man ihnen umsonst ließ; von seinem Oheim entlehnte Thomas 15 Bagen, und nun feng sie ihre Haushaltung, er sein Handwerk und eine Schule daneben an. Es gieng den lieben genügsamen Leuten recht gut. Er hatte im Winter wohl 30 Schüler und von jedem alle Frohnfasten einen dicken Pfening, sie verkaufte gesponnenes Garn, Wein, auch Aepfel für die Schulknaben die es beehrten. Des Thomas Bäblein, deren er von der Mutter Seite allein noch 72 ledige hatte, brachten die eine Eier, die andre einen Käse, die dritte eine Baller Butter; der Kinder Aeltern steuerten Schaafviertel, Milch, Kraut, Wein. Kurz es vergieng selten ein Tag, daß ihnen nicht etwas geschenkt wurde, und oft rechneten sie des Nachts Gott dankend aus, daß ihnen diesen Tag acht- oder neunertei Gaben waren gebracht worden. Hier schenkte ihnen Gott auch das erste Kindlein, das in der H. Taufe Margretlin geheissen ward. Allein Platern wurde doch schwül zu Muthe im päpstlich gesinnten Wallis; man sah's nicht gern, daß er, der ein gelehrter Priester hätte werden können, ein Weib genommen hatte; die Geistlichkeit war zwar freundlich und gastfrei gegen ihn, aber nur damit er der Lutherischen Lehre nicht allzusehr anhangt; er durfte nicht frei reden wie's ihm ums Herz war; er mußte als Schulmeister in die Kirche gehn und die Messe singen helfen, und es drückte sein Gewissen, daß er zu der Abgötterei mithelfe. Darum noch spät im Herbst 1530 entschloß er sich, band sein Kind mit der Wiege auf ein Räß, nahm's auf seinen Rücken und zog weg; die Mutter folgte, wie dem jungen Kälblein, das man wegführt, seine Mutter überall nachläuft. Sie kamen nach Basel. Plater's Freund und treuer Geselle, Heinrich Billing, der Stieffsohn des Herrn Bürgermeisters Jakob Meier zum Hirschen, verwandte sich für ihn, daß er an der Schule des Münsters auf Burg zum Provisor des Oporinus, der dazumal Schulmeister war, gewählt wurde. Die Herren Deputaten gaben ihm 40 L für seine Besoldung und sagten, so viel habe man vor ihm noch keinem gegeben. Plater bezog um 10 L Hausmiethe ein Häuschen bei St. Ulrich, zum Löwenkopfe genannt; im Spital kaufte er ein kleines Kesselein und einen Brunnenkessel, die beide Lächer hatten, so kaufte er auch ein Bette und einen Stuhl. Dann gieng er auf den Markt, kaufte sich ein Fäßlein Weins und trug's auf der Achsel nach

Hause. Nach dem Essen giengen Mann und Frau zusammen in den Keller hinab, als Trinkgeschirr einen Angster (eine Flasche mit einem gar engen Hals) in der Hand, und füllten den Angster am Fäßchen. „Trink,“ sprach der Mann, „du mußt dein Kind stillen.“ — „Trink du,“ sprach die Frau, „du mußt studieren und hast üble Zeit in der Schule.“ Später schenkte ihnen Heinrich Billing ein Glas, das wie ein Stiefel formirt war, womit sie dann zum besondern Fest in den Keller giengen, wenn sie im Bade gewesen waren. Plater studierte wacker, stand früh auf und gieng spät nieder, hatte dabei nur magere, sparsame Kost. Da litt er oft an Kopfschmerz, er bekam einen starken Schwindel, daß er oft in der Schule an den Bänken gehn mußte, und die Aerzte vermochten ihm mit allem Ueberlassen nimmer zu helfen.

Damals war ein berühmter venetianischer Doctor, Epiphanius mit Namen, zu Bruntrut am Hofe des Bischoffs von Basel; der kannte den Thomas Plater wohl und sagte ihm einmal: wenn er ihn bei sich hätte, wollte er ihm den Schwindel bald vertrieben haben. Diese Worte machten Platern lüßtern, er dachte der Sache nach, es erwachte in ihm ein großer Trieb die Medicin, diese seltene Wissenschaft! bei dem geschickten Mann zu erlernen; suchte er denn nicht schon lange einen Beruf der ihm Nahrung für Leib und Geist zugleich verspreche? Und, wie er nun einmal von Jugend auf an ein fahrendes Leben gewohnt war, Thomas nahm abermal das Kindlein auf den Rücken und zog im Frühjahr 1531, zum großen und gerechten Aerger seiner Gönner in Basel, fort nach Bruntrut, um mit seiner Frau als Knecht und Magd beim Doctor Epiphanius zu leben; gerade wie sein Freund Sporin beim berühmten Paracelsus in den Dienst trat. Als Plater zum Arzte kam, sprach er: „Herr Doctor, jetzt bin ich bei Euch; helft mir nun von meinem Schwindel.“ Epiphanius antwortete: „Geh Nachts früh nieder, wann du meinst, daß Niemand mehr komme; schlafe am Morgen, so lange du denkst, daß Niemand klopfen werde. Iß, sobald du aufgestanden, eine gute Suppe. Das ist deine Arznei.“ Wie nun Thomas diese Lebensweise drei Tage geführt hatte, so war der Schwindel vorbei und kam nie wieder. — Die beiden Ehleute waren zwölf Wochen in des Doctors Hause, als es Gott gefiel ihnen eine tiefe Wunde zu schlagen. Ihr liebes Margretli hatte eben auf einen Abend die ersten fünf Trittlein gehen gelernt; da wurde es krank, die Pest brach aus, und am dritten Tage, nachdem es unter großen Martern in Sichter gefallen war, starb das holdselige Kleine. Da es verschieden war, weinten die beiden Aeltern vor Leid und doch auch vor Freude, daß ihr Kind aus den Qualen erlöst war. Die Mutter flocht ihrem Lieblich ein hübsches Kränzlein und der Schulmeister zu Bruntrut trug den geschmückten — in sein kleines Grab hinter der

St. Michaels Kirche. Aber nun war die arme Frau Anna nicht mehr so fröhlich als vorher und mochte nicht mehr wie sonst bei der Arbeit singen, daß es durchs Haus klang. Der Doctor fürchtete daher, die Pest möchte auch bei ihr ausbrechen, und befahl dem Plater, daß er sie fort und nach Zürich führe. Als Thomas von dieser Reise zurück kam, fand er den Epiphanius vor Angst sich schrecklich betrinkend; denn seine Frau lag droben an der fürchterlichen Pest krank. Des andern Tags floh der Doctor, schon selbst vom Pestgifte angesteckt, von Frau und Haus weg, und Thomas begleitete ihn. Damals erzeigte er sich an seinem Herrn als einen treuen und eifrigen Diener, wie er den Kranken, den man nirgends aufnehmen wollte und ihn von Ort zu Ort fortwies, trug und pflegte und für ihn um Obdach bat, dann wieder zur Frau des Doctors lief, ihre letzten Habseligkeiten und des Doctors Receptbuch bei Zeiten vor den Gläubigern rettete, dann wieder zum Sterbenden nach Münster eilte, und als der Wirth seinen armen Herrn auf die Gasse werfen wollte, von Haus zu Haus gieng und ernstlich um Gotteswillen auch nur um ein Schweinställchen anhielt, wo der Verlassene sterben dürfte. — Nach Epiphanius Tode regten sich, wie erwartet, die Gläubiger und verlangten das Receptbuch. Plater, der aber diesen Schatz der Erfahrung und der Kunst seines Herrn gerne sich zu Nuzen gemacht hätte, verlangte, ehe er das Buch heraus gebe seine 6 Gulden Lohn, die ihm der Doctor schuldig geblieben; die hätten Jene wieder lieber nicht gezahlt. Der Prozeß währte bei sechs Wochen, und unterdessen schrieb Plater mit seinem Freund Dporin das ganze Buch ab, indem immer Einer die Hälfte eines jeden Blattes copierte. Als sie damit zu Ende waren, sprach das Gericht, Plater erhielt sein Geld und gab das Receptbuch zurück.

Darauf zog er nach Zürich und war erst wenige Tage in der Stadt, als am 11^{ten} October des Jahres 1531 die unglückliche Schlacht bei Kappel wider die V Orte gestritten ward, in welcher Ulrich Zwingli und die Blüthe der Zürcherischen Mannschaft ankam. Beim Anbruch der Nacht kam die Schreckenskunde nach Zürich; die große Sturmglöck am Münster ertönte; Bewaffnete liefen haufenweis nach dem Albis gegen den Feind hin. Plater ergriff eine Halleparte und legte einen Degen an und lief mit dem Menschenströme hinaus. Aber draussen wünschte er bald, daß er lieber in der Stadt geblieben wäre; denn vom schauerlichen Scheine begleitender Fackeln erleuchtet kam ihm hier Einer entgegen der nur eine Hand hatte, dort Etliche die den blutigen Kopf in beiden Händen trugen, dann wieder Einer dem die Eingeweide zum Leibe heraushiengen. Doch nun war's zur Rückkehr zu spät; Männer mit Gewehren liefen Jedermann über die Brücke hinüber, Niemand zurück. Es war Alles verwirrt; man sprach einander Trost und Muth w.

endlich gieng's auf den Albis hinauf. Dort angelangt lagerte man sich bei den Feuern; Thomas hatte die Schuhe abgezogen, um seine erstarrten Füße besser wärmen zu können. Auf einmal wird Lärm geschlagen; Alles scharrt sich in hastiger Eile; während Thomas seine Schuhe anzieht, nimmt ihm ein aus der Schlacht entronnener Trompeter die Halleparte; doch gewinnt er sie wieder und tritt in die Ordnung; vor ihm steht der Trompeter, ohne Schuh noch Baret, einen großen Zaunstecken in der Hand, männlich sich stellend. Man erwartet in jedem Augenblicke den Angriff. Da zitterte mancher Mann, der zu Zürich hoffärtig einbergieng. Unser Thomas hatte sich schon ergeben; er dachte: „nun muß es sein!“ und war nur gar nicht mehr erschrocken, hatte im Sinne, sich tapfer mit seiner Halleparte zu wehren, und wenn er von der Halleparte kommen sollte, mit dem Degen um sich zu schlagen. Doch es erfand sich, daß noch nirgend ein Feind war; die Nacht vergieng, und da Plater, weil er nicht zum ordnungsmäßigen Heere gehörte, kein Brot fand, so gieng er wieder, froh so davon gekommen zu sein, nach Hause. Vater Myconius trat ihm entgegen. „Wie ist's ergangen?“ fragte er. „Ist Magister Ulrich umgekommen?“ Und als Thomas antwortete: „Ja, leider!“ so sprach er mit traurigem Herzen: „Das müsse Gott erbarmen! Nun mag ich zu Zürich nicht mehr bleiben.“ Denn Zwingli und Myconius waren viele Jahre gar gute Freunde gewesen. Plater, der bald darauf wieder nach Basel kam und im Collegium studierte, gedachte an diese Rede des Myconius, als man hier einen Prediger zu St. Alban suchte; er redete deswegen mit Heinrich Billing, dieser mit seinem Stiefvater dem Herrn Bürgermeister zum Hirschen, der mit den Herren Deputaten, diese wieder mit Plater, und Thomas ward abgeschickt, den Myconius nach Basel zu holen, ihn der bald darauf als Decosampads Nachfolger der würdige zweite Antistes unsrer Basler Kirche werden sollte.

Die Basler stellten nun auch den Thomas Plater an und machten ihn zum Professor für das Griechische am Pädagogium, welches damals zwischen den lateinischen Schulen der Kirchgemeinden und der Universität in der Mitte stand. Dem unternehmenden Manne aber, der schon als Thömsli auf den Walliser Felsen zuerst gehandelt und dann erst bedacht hatte, boten sich bald neue Aussichten neben seinem Amt am Pädagogium dar. In Basel ward zu jenen Zeiten die Buchdruckerei von vielen gelehrten und kunstreichen Männern (Probenius, Amerbach, Herwagen, Cratander) auf einem wahrhaft großen Fuße betrieben; die schönsten und genauesten Ausgaben der Alten, der Kirchenväter, der reformatorischen Schriften wurden hier der Welt geschenkt. Da nun Plater und Oporinus sahen, wie etliche Druckerherren mit wenig Arbeit großes Geld gewannen, dachten sie, sie wollten auch Druckerherren werden, verbanden sich mit einem geschickten Schriftseher Balthasar

Ruch, der eben auch gerne hoch hinaus wollte, und mit Dporin's Schwager Ruprecht Winter, welcher eigentlich schon Guts genug gehabt hätte und noch dazu von der Buchdruckerei nichts verstand, dem aber seine Frau in den Ohren lag, daß er ein Druckerherr werde, damit sie auch solchen Staat und Prunk treiben könne wie die Frauen andrer Herren Buchdrucker. Nachdem nun Plater hier Bürger geworden, fiengen die Vierer zusammen eine Druckerei an; das zum Geschäfte nöthige Geld wurde entlehnt; die drei des Geschäftes Kundigen arbeiteten; Ruprecht versetzte zum Besten der Handlung heute dies, morgen jenes von seiner Habe, damit ihnen die Leute darauf Geld liehen. Plater meinte, wenn man wieder mit neu gedruckten Büchern auf der Frankfurter Messe gewesen war und sie verkauft hatte, so sollte man aus dem gewonnenen Gelde die Schulden nach und nach abzahlen und dem Ruprecht das verpfändete Gut frei machen. Aber da fanden die Frauen, jetzt müße man ihnen schöne Kissen und Bettzeug von Frankfurt mitbringen, jetzt wieder ihre Küche mit zinnernem Geschirre ausschmücken, jetzt hatten sie eiserne Hafen nöthig. Und Thomas selber brachte wider sein besseres Wissen statt des Geldes ein ganzes Faß voll eingekauften Geräthes von Frankfurt zurück. Allein der Handel wollte ihm von Tage zu Tage immer weniger gefallen; er sah, daß sie zuletzt den armen Ruprecht Winter ganz verderben würden, und begehrte, daß man abrechne und sich trenne. Da fand sich, daß man die vorräthigen Bücher und die Werkzeuge zusammen auf 2400 Gulden schätzen konnte, die Schulden hingegen sich auf 2000 Gulden beliefen. Das hätte nun ja nicht so gar übel gestanden, wenn nur die Bücher auch schon verkauft gewesen wären. Bücher und Schulden wurden vertheilt, und Plater trat, um nur nicht an Ruprecht's Verderben schuldig zu sein, sein ganzes Theil an denselben ab, weil Winter ja für ihn und die Andern sein Hab und Gut versetzt hatte.

So war Thomas Plater noch zu guter Zeit mit reinem Gewissen der Gefahr entronnen. Und nun, noch nicht abgeschreckt, begann er für sich selber von Neuem eine Druckerei und einen Buchladen an der Eisengasse einzurichten und neuerdings Geld zu entlehnen. Der Herr hatte ihm unterdessen wieder ein anderes Margrethlin und ein Urselin und endlich seinen Sohn Felix geschenkt. Den taufte ihm zu St. Peter Doctor Paulus Phrygio, und Dominus Simon Grynaeus, wie auch Johann Walter der Buchdrucker und Herrn Zacharius Nußbaums Ehefrau waren Taufpaten. Als Grynaeus mit dem Vater aus der Kirche gieng, sprach er: „Du hast ihn mit Recht Felix genannt; denn mich trügen alle meine Gedanken oder er wird felix“ (das ist ein Glücklicher) „werden.“ Aber für jetzt hatte es noch keinen Anschein, als ob das wahr werden wollte; denn des kleinen Felix Vater fand kein Glück bei seinem Handel. Sein alter

Gönnner, der Herr Buchhändler Cratander merkte seine Umstände und gab ihm auf seinem Sterbebette die goldene Lehre: er solle unter denen welchen er schuldig sei, immer diejenigen am liebsten haben welche am meisten in ihn drängen, daß er sie bezahle; denn diese würden ihm viel mehr nützen, als die Andern, die Einem immer mehr leihen und Einen hinläßig machen. — Damals wurde Thomas Plater einmal todtkrank und lag bei acht Wochen im Bette. Einem ehrlichen Manne wird's schwül und heiß ums Herz, wenn er in Schulden sterben soll und nie, nie mehr soll wiederzahlen können was ihm die Leute in gutem Zutrauen liehen. Und Plater hatte damals 1400 Gulden Schulden! Nachdem ihn darum Gott wieder gesund gemacht hatte, beschloß er nicht mehr auf Gewinn auszugehen und selber Handel zu treiben, sondern nur für Andre auf Bestellung zu drucken, bezog zwei Häuser in der Tiefe, die dem Secretarius der ausgewanderten Domherren gehörten, richtete drei Pressen ein, nahm 20 Tischgänger an die Kost und begann seine Schulden allmählig abzuführen. Aber es fiel ihm schwer, den Hauszins entrichten zu müssen. Da gab ihm Gott in den Sinn, daß er das Haus ja kaufen könnte, und der Herr Bürgermeister zum Hirschen rieth ihm auch dazu. Plater wanderte also nach Freiburg zum ausgewanderten Secretarius. Dieser war gut gestimmt und schlug dem Thomas die zwei Häuser darin er wohnte, die Weißenburg und das Gejagd für 750 Gulden an und gab ihm noch einigen Hausrath in den Kauf. So weit wäre Alles herrlich gegangen. Aber als der Secretarius fragte, wie viel der Käufer baar geben würde? war die Antwort: „nichts; er wolle es für den Anfang schuldig bleiben „und verzinsen.“ — Da fragte Jener weiter, was für einen Bürgen seiner Ehrlichkeit er hätte? — Antwort: „auch keinen; er wolle Niemand um seinetwillen bekümmern.“ — Der Secretarius begehrte nun Unterpfaud und Sicherheit, daß ihm sein Geld werde gezahlt werden. Plater sagte: „er versehe ihm die Häuser und was er darin habe.“ — Da meinte Jener bedencklich: wer auf ein Haus Geld leihe, der leihe auf einen Zuber mit Asche. — Thomas aber war gar voll Muth und voll Trost, denn ihm war, der Vater im Himmel habe es mit ihm; darum redete er zum Herrn Secretarius frisch heraus und sprach: „Vertrauet mir! ich will Euch ehrlich halten.“ — Und Gott beredete den Secretarius, daß er Platern ohne einen Bürgen glaubte. Das Jahr darauf trug der Secretarius selber dem Thomas sein drittes Haus neben den andern zum Kauf an, damit ihm nicht ein anderer Käufer den Platz vor den Häusern mit Mißhaufen versperre. Und der Herr Bürgermeister zum Hirschen sprach: „Der Gott „der dir die zwei wird helfen zahlen, wird dir das dritte auch zahlen helfen. Kauf „es!“ Und siehe, innert 5 Jahren war die Summe für die drei Häuser rein abgetragen,

also daß der Secretarius sagte, er habe nie einen bessern Zahler gehabt. Aber der Münzmeister von Basel, als er hörte, um was für einen Preis die 3 Häuser weggekommen waren, sagte dem Thomas: „wenn er gewußt hätte, daß die Häuser feil wären, so hätten sie nimmer müssen dem Plater werden; er wollte ihm nur um das eine 1200 Gulden geben.“ — Unterdessen fuhr Plater emsig fort, das Druckergeschäft zu betreiben, Weib und Kinder halfen und die Kleinen mußten oft Papier streichen, daß ihnen die Fingerlein bluteten. Seine Professur am Pädagogium mußte er abgeben, weil man nicht gut fand, daß er zwei Geschäfte betreibe. Es gieng ihm immer besser. Er fand immer Leute die ihm ohne Bürgschaft vertrauten und er erlebte noch zuletzt die Freude, alle seine Schulden völlig aus seiner Hände Arbeit getilgt zu haben, ohne daß je einmal ein Schuldforderer ihm hatte ins Haus kommen müssen. Doch es kamen für das Geschäft weniger günstige Zeiten, die Gesellen waren gar ungeschickt und Plater ward der Druckerei endlich müde.

Um diese Zeit kam einst Thomas Plater zum Herrn Rudolph Frey, oberstem Deputaten und Pfleger der Münster Schule auf Burg, und wollte bei ihm für seine Tischgänger, denen er gern Pergament zum Bücherbinden verschafft hätte, ein pergamentenes Buch kaufen; denn der Herr Deputat hatte neulich drei solche Bücher Jemanden gar wohlfeil verkauft. Er hatte aber jetzt keins mehr. Hingegen erzeigte er sich sonst sehr freundlich gegen Plater und fragte ihn unter Anderm: wann er einmal mit der Druckerei aufhören wolle? Plater gestand, daß ihm die Sache bald zu verleidern beginne. — „Lieber, werdet Schulmeister!“ sprach der Herr Deputat; „damit werdet Ihr meinen Herren ein Wohlgefallen thun, würdet Gott und der Welt dienen.“ — Darauf schickten unsre Gnädigen Herren den Stadtschreiber zu Plater hin, der ihn auffordern sollte die Leitung der Schule des Münsters zu übernehmen. Dominus Grynaeus kam, vom Rathe abgesendet, und sprach: „Werdet Schulmeister! es ist kein göttlicher Amt auf Erden. Ich möchte auch selber nichts lieber sein, wenn ich nur nicht immer das Nämliche zweimal sagen müßte.“ Kurz, man redete Platern so lange zu, bis er endlich einwilligte. Die Herren Deputaten ließen ihn ins Raths Haus kommen und unterhandelten mit ihm. Er verlangte vor Allem, daß man ihm die Schule ganz anvertraue und ihm freie Hand lasse, sie nach seiner Einsicht einzurichten; denn erstlich verstand er's am besten, und zweitens wollte er von jeher am liebsten seinem eignen Kopf nachgehn. Sodann begehrte er für sich 100 Gulden Besoldung und 100 für seine Provisoren. Das verließen ihm die Deputaten, doch verboten sie ihm, Jemand von den 100 Gulden etwas zu sagen, denn man habe noch Keinem so viel gegeben. Es war im Spätjahre 1640.

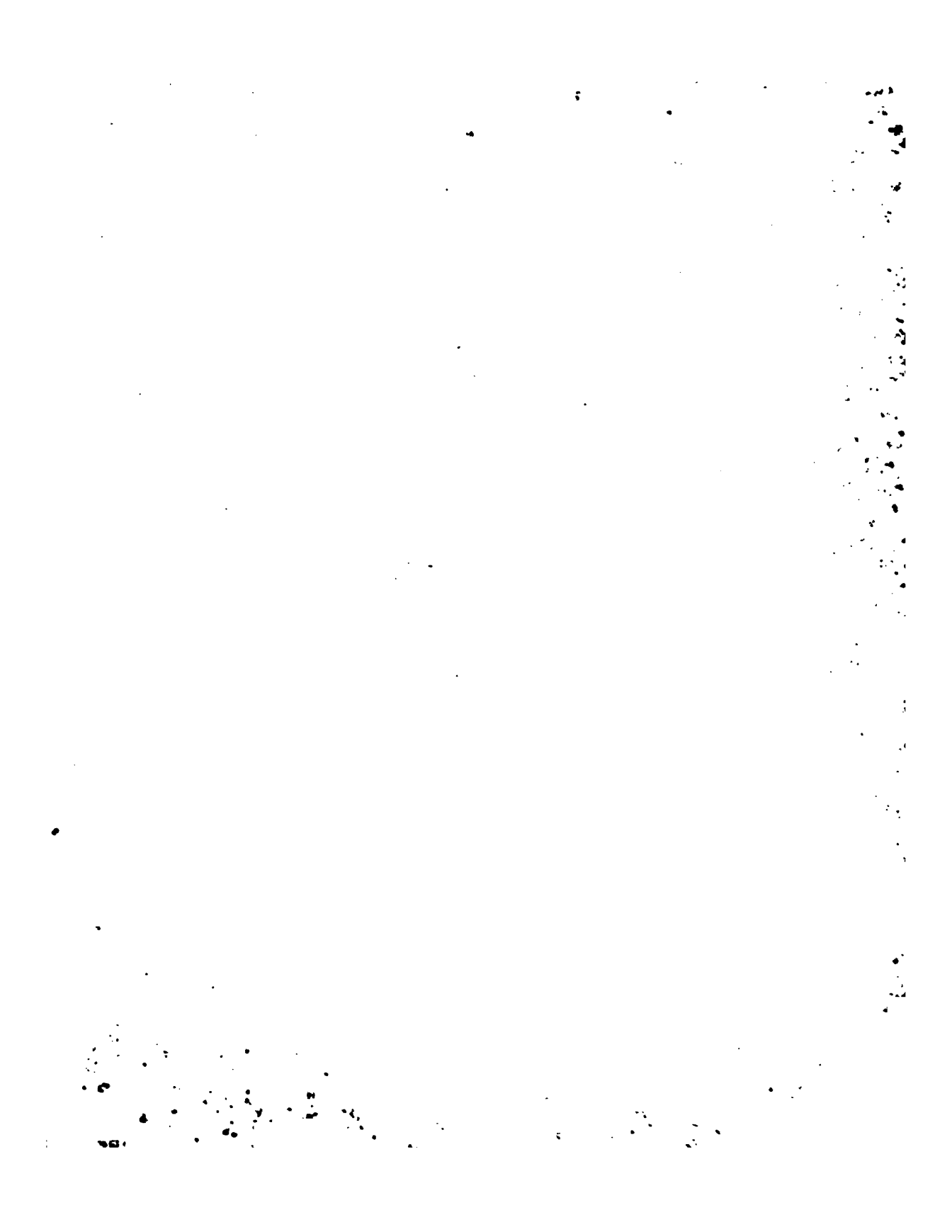
Jetzt endlich hatte Gott dem Thomas Plater nach seinen langen Irrfahrten und Mühsalen im 41^{ten} Jahr seines Lebens das Amt gegeben, an welchem er fortan als ein wohl vorbereiteter und geschickter Mann in unsrer Stadt und noch weithin in den benachbarten Landen durch gründliche Bildung des zukünftigen Geschlechts einen großen und seltenen Nutzen stiften sollte. Er fand die Schule auf Burg ziemlich verwahrlost; sie stand beinahe leer in ihrem Winkel, in der linken Ecke des Münsterplatzes gegen den Rhein hin, neben der ehemaligen Capelle des St. Johannes; es waren so wenige Schüler da, daß nur noch in der untern Stube geheizt ward. Plater reiste nun zuerst nach Straßburg und besah sich die dortige Schulordnung; dann kam er wieder und richtete vier Classen ein und vertheilte die Stunden unter sich und die Provisoren. Bald füllten sich alle vier Classen und die Münsterschule erhielt immer mehr vor den Schulen zu St. Peter und zu St. Leonhard den Vorrang, also daß sie zuletzt für die oberste Schule der Stadt galt. Ja, selber die Herren Professoren am Pädagogium beklagten sich immer lauter und lauter; denn die Schüler am Münster lernten ihnen zu viel und konnten schon so schwere Autoren verstehen, daß sie im Pädagogium fast nichts Neues mehr zu lernen bekamen. Sonst waren die Knaben die aus den Schulen der Gemeinden traten, meistens zu ihnen gekommen und hatten sich da, wenn sie an die Lectionen des Pädagogiums promoviert wurden, unter großer Feierlichkeit mit hölzernen Beilen beschneiden, mit Hobeln sich abhobeln lassen; man bohrte ihnen in die dicken Knabenohren, die oft so schwer hören; man schnitt ihnen die großen Hörner des Hochmuths vom Kopfe ab. Jetzt aber hatten sie das grobe ungehobelte Wesen und die Unbescheidenheit derer die nichts lernen wollen, schon unter den Händen Plater's ihres geschickten Schulmeisters ablegen gelernt; darum kamen nur noch Wenige zu den Herren ins Pädagogium. Es gieng am Ende so, daß nicht lange nach Plater's Tode von E. E. Rathe das Pädagogium und die andern lateinischen Schulen in der Stadt abgeschafft und die Schule des Münsters, in erweiterter Gestalt, als unser jetziges Gymnasium zur einzigen, allgemeinen lateinischen Schule erhoben wurde. Deswegen müssen wir auch den Thomas Plater den eigentlichen Gründer unsres Gymnasiums nennen, wenn er schon bei seinen Lebzeiten nie einen höhern Ehrennamen als den eines Schulmeisters führte. Dafür konnte er in seinem Alter mit Dank gegen Gott daran gedenken, wie er manches Ehrenmannes Kind unterrichtet hatte, konnte viele Doctores und hochgelehrte Männer unter seinen ehmaligen Schülern zählen, ja er durfte in die Welt hinausschauen und sehn, wie seine Knaben, ja vielleicht seine Tischgänger und Böglinge hier zu Gericht und zu Rathe saßen, dort als adelige Herren Land und Leute regierten. In der löblichen Stadt Zürich, in

der berühmten Stadt Bern wurde ihm auf seiner Durchreise von einer Deputation ehrenhafter und gelehrter Männer samt dem Stadtweibel in der Farbe eine Kanne mit dem Ehrenweine der Stadt in seine Herberge gebracht. Und als er einmal in seinem lieben Vaterlande, im Wallis war, begrüßte ihn die Stadt Sitten auch mit dieser Ehrenbezeugung, und der Castlan der den Wein überreichte sagte dazu: „Diesen Ehrenwein schenkt eine Stadt Sitten unserm lieben Landsmann Thomas Platter als einem Vater der Kinder gemeiner Landschaft Wallis.“

In seinem Hauswesen erlebte Plater unterdessen noch vielerlei, Schweres und Frohes. Er kaufte dem Hug Waldus das Landgut Gundeldingen ab und trieb da ein wenig Landbau. Dort starb ihm, als in den Jahren 1551 und 52 zu Basel die Pest wüthete, seine fast 17jährige Tochter Ursula nach 4 Tagen in Gott hin. Sein zweites Margretlin war auch schon längst zum ersten Margretli gegangen. Da hatte er nur noch seinen Sohn Felig, die Hoffnung seines Alters, den Stolz seines Herzens. Felig war etwa 15 oder 16 Jahre alt und sollte nach Montpellier ins südliche Frankreich ziehen, um dort die Medicin zu studieren. Nun aber hätte das vom Tode der Ursula verwundete Vaterherz gerne bald eine andere Tochter gehabt, und wiewohl noch lange nicht Zeit war, daß sein Sohn aufs Freie ausgehe, doch einstweilen gern an künftiger Hoffnung sich gelabt und sich lassen sein, als hätte er jetzt schon eine andere Tochter. Und wie der gute Vater sich umsah, gefiel ihm keine besser als Meister Franz Zäckelmann's des Rathsherrn Tochter, und er gieng hin, ohne daß Felig darum wußte, beim Meister Zäckelmann um seine Magdalena zu werben. Dieser antwortete freundlich und zeigte sich nicht ganz ungeneigt auf die Zeit hin, wenn Felig aus Frankreich zurückkommen würde. Nach 5 Jahren, als Felig wieder da war, kam Vater Plater wieder und sprach um die von seinem und seines Sohnes Herzen auserwählte Madlen an. Und nachdem der Sohn mit Ehren Doctor geworden, konnte sich Meister Zäckelmann nicht länger mehr weigern, und Kirchgang und Hochzeit wurde in Ehren gehalten. Felig aber gelangte durch seine außerordentlichen Kenntnisse zu überaus großem Wohlstande und wurde als der berühmteste Arzt seiner Zeit mit Fürsten und Herren, Edeln und Unedeln wohl bekannt, die Zierde der Basler Universität, ein Begründer seiner Wissenschaft; also daß die Prophezeiung, die Grynaeus bei seiner Taufe gethan hatte, wohl an ihm in Erfüllung gegangen ist. Im Februar 1572 starb die treue Mutter Anna, nachdem sie fast 43 Jahre lang ihrem Eheherrn redlich und fleißig und oft mit großer Arbeit und Mühe auf seinem Lebenswege beigestanden war. Plater, zwar ein 73jähriger Mann, doch noch nicht alt im Geiße und in seinen Kräften, sah seinen Stamm, da er kaum erst im Basler Boden gepflanzt war,

schon frühe aussterben; denn sein Sohn Felig war kinderlos. Vater Thomas hatte darum abermal Hochzeit, und Gott schenkte ihm in seiner zweiten Ehe noch sechs Kinder, vier Mädchen und zwei Knaben. In seinem 79^{ten} Jahre, als er doch im Gesicht und Gehör die Altersschwäche zu fühlen begann, wurde er auf Fürbitte der Universität nach einer beinahe 38jährigen Amtsführung seiner Schulmeisterstelle ehrenvoll entlassen und für sein ganzes übriges Leben mit einem jährlichen Einkommen von 80 Gulden beschenkt.

Nun erwartete Thomas Plater in der Stille das Ziel seines Lebens, seine Gedanken darauf gerichtet: „daß ihn der liebe Vater im Himmel von der ewigen Pein bewahren „ und ihm ein seliges Ende durch Jesum Christum verleihen wolle.“ Er dachte auch in seinem Alter viel an sein vergangenes Leben zurück und schrieb für seinen Sohn seine Lebensgeschichte auf. Eben das Büchlein das er selber geschrieben hat findet sich auf der Bibliothek zur Mücke, und aus demselben habe ich euch diese Geschichte erzählt. Wenn er sich in seinen alten Tagen so zurück erinnerte, so mußte er sich oft wundern, „daß er nach so vielen überstandenen Gefahren noch lebe, daß er noch sehn oder gehn könne und ihm nie ein Glied gebrochen sei, und er erkannte, daß ihn da Gott durch seinen Engel behütet habe. Und wenn er gedachte, „wie gering und schlecht sein Anfang gewesen und wie ihm nun durch Gottes Benedicung Haus und Hof und ein Gut geworden war und wie Gott der Herr dem armen Hirtenknäblein so große Ehre gegönnt hatte, so ward ihm recht deutlich, daß es Alles von der Barmherzigkeit des Vaters im Himmel komme und „daß er ihm selbst nichts davon zuschreiben, sondern Gott allein „ Lob und Ehre bringen sollte sein Leben lang.“ — Zuletzt that der bald 83 Jahr alte Greis einen übeln Fall, mußte das Bette hüten und in großer Altersschwäche, doch jeder Zeit bei hellem Verstande, über neun Wochen lang daliegen. Endlich am 25^{ten} Januar 1582 entschlief er seliglich, an einem Freitage um Mittag, da man eben 12 Uhr läutete. Er liegt im Kreuzgange des Münsters bei seiner ersten Frau und seinem Sohne Felig begraben, und zwei Denksteine an einem Pfeiler beim Eingange des Gottesackers der kleinen Kinder, nahe bei der Pfalzthüre, nennen uns die Namen und die Werke und den Glauben dieser theuern Männer. Geht hin, sie zu betrachten, schaut die kleinere, graue Tafel dort hoch oben mit stiller Ehrfurcht an und denkt dabei an den 22jährigen Thomas unter den A.-B.-C.-Kindern und an den Gott der so wunderbar führt.





XV.

Neujahrs-Blatt

für

B a s e l s J u g e n d

herausgegeben

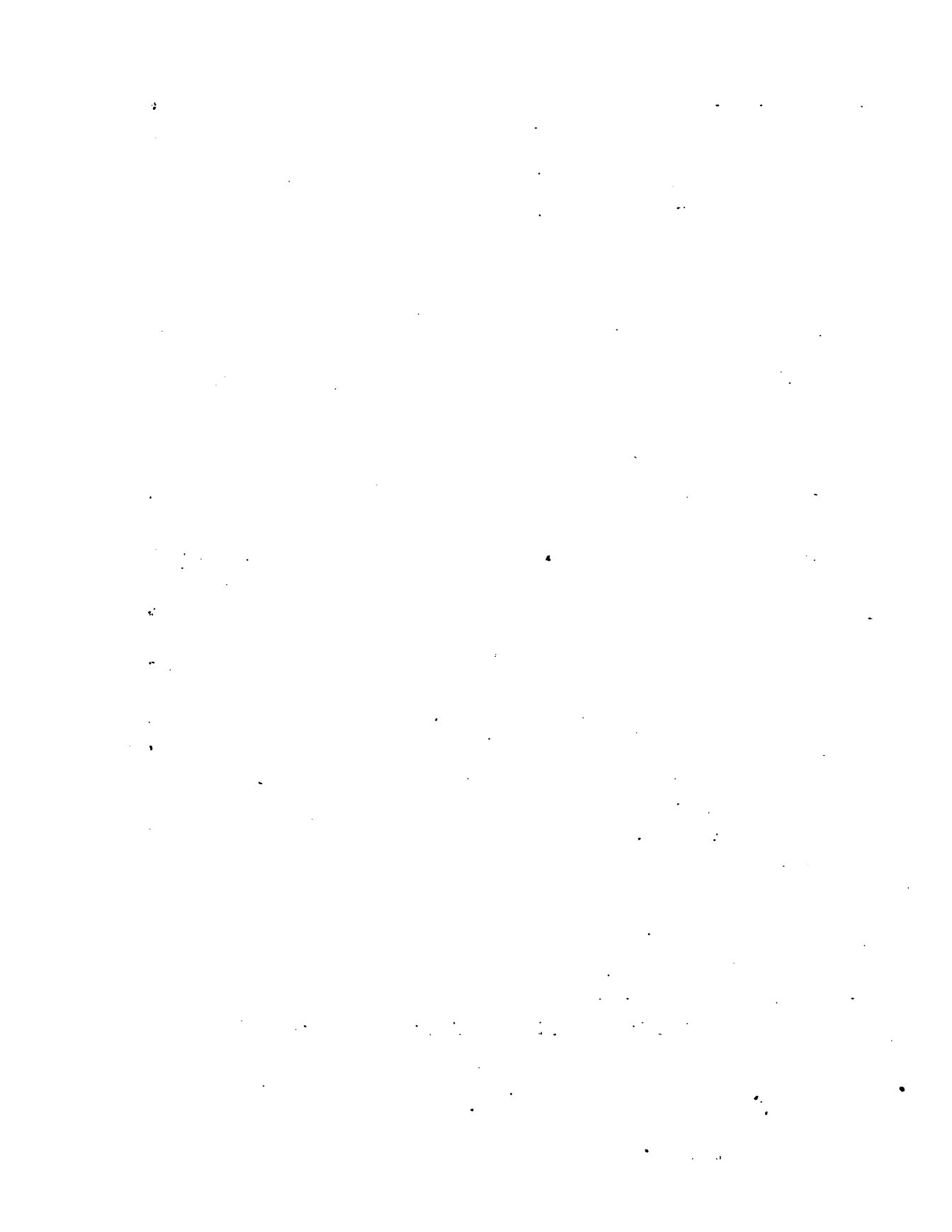
von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen

1 8 3 7.



Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



Das große Sterben

in den Jahren 1348 und 1349.

Diesmal, liebe Kinder, erzähle ich euch eine schreckliche Geschichte von großem und fast unglaublichem Elend, welches nicht allein über unsre Stadt und unsere Umgegend, und nicht nur über ganz Deutschland oder Europa, sondern über alle Länder der Welt von denen man damals zu sagen wußte gekommen ist. Das war eine Pest, welche Gott der Herr in seinem Ernste über die unheilige Welt sandte. In den Jahren 1348 und 1349 sind darob in unsern Landen aller Menschen Herzen erschrocken.

Von Asien, woher in unsern Zeiten die Cholera gekommen ist, kam dazumal auch jene Krankheit. In den hintersten Gegenden dieses Welttheils nahm sie ihren verborgenen Anfang. Geheimnißvolle Umwälzungen in der Luft und in dem Innern der Erde giengen ihr seit Jahren von China bis zum atlantischen Weltmeere als wie Vorboten die Unheil verkündeten voraus. Das eine Mal herrschte in den Gegenden eine lange Dürre, schwarze Heuschreckenschwärme zogen von Morgen nach Abend; und ein ander Mal wieder schollen unter unaufhaltsamen Regengüssen die Ströme an, und bis hinauf zu den Gipfeln der Berge thaten sich neue Quellen auf; in den Städten fuhr man auf Rähnen. Feuchte Jahre, wo die Baumfrüchte nicht reif werden konnten, Mißwachs, Theurung und vielfältige Hungersnoth folgten. Erdbeben zogen ihre geheimen Wege unter Asien und Europa hin. Die Menschen hörten unterirdische Donner unter ihren Füßen rollen; die Erde that sich hie und da zähmend auf. Zu Basel fielen Gebäude des Münsters und die Mauern der Pfalz in den Rhein. Und im zweiten Jahre darauf, im Jenner 1348, stürzten in Kärntzen und Steiermark und in der ganzen Lombardei aller Orten Häuser,

Zürme, feste Burgen ein; viele Tage lang wankte der Erdboden; die Leute fielen nieder als wären sie ohnmächtig geworden; die Stadt Villach in Kärnthen gieng unter; man spürte die Erschütterung bis Rom und Neapel, bis zu uns und bis in das Elsaß. Die Luft war in diesen feuchten, dann wieder brennend heißen Jahren sehr ungesund; verwesende Heuschrecken vom Meer ausgeworfen verpesteten die Küstländer, und ein giftiger Wind wehte über das mittelländische Meer hin. In Italien sah man einen dichten, riechenden Nebel von Morgen her sich über das Land legen; eine dumpfe Wärme machte in Frankreich die Menschen träg und schlaff: — Europa war vorbereitet, um die heranziehende Seuche zu empfangen.

Und zwar war die Krankheit schon seit Jahren, den Überschwemmungen und den Erdbeben auf dem Fuße folgend, von China aufgebrochen, und hatte auf Wegen die wir nicht kennen die Welt gegen Westen durchschritten und mit ihren tödlichen Pfeilen Millionen Opfer, von denen Niemand etwas vernommen hat, erlegt. Nun erschien sie plötzlich am kaspischen Meere, in Kleinasien und in Agypten. Nach Europa kam das Gerücht, wie bei den Heiden ganze Länder ausstürben, wie in der Stadt Cairo in einem Tage wohl 15,000 Menschen sterbend dahinsanken. Durch Schiffe vom schwarzen Meere her kam 1347 die Pest selber nach Constantinopel. Bald war sie auf Cypern. Sie fuhr auf Schiffen über das mittelländische Meer hin; und nachdem manchmal die ganze Mannschaft gestorben war, brachten die Wellen Fahrzeuge ohne Führer, voller Schätze und voller Leichen, an die Küsten von Belschland und Frankreich. Noch in demselben Jahre herrschte die Pest auf Sicilien, in Marseille und in einigen Hafenstädten Italiens. Aber im Jenner 1348 wüthete sie schon am Hofe des Papstes zu Avignon, im April brach sie in Florenz aus, im Herbst war sie am Genfer See, und vor Ende des Jahres fielen bei uns ihre ersten Opfer. Von hier drang dann die Seuche weiter durch ganz Frankreich und Deutschland, entvölkerte England, ja Island und Grönland; und als darauf der Bürgengel Gottes von England nach Schweden und Norwegen, von Deutschland nach Polen gegangen, brach er zuletzt auch in das russische Reich ein, mehr als drei Jahre nach seinem ersten Erscheinen zu Constantinopel. So umfaßte die Seuche wie eine große giftige Schlange unsern Welttheil im Kreislaufe, und richtete ein solches Sterben unter den Menschen an, daß die Chronikenschreiber berichten, es habe seit den Tagen der Sündfluth Gott der Herr kein so großes mehr über diese Welt kommen lassen. Die Leute nannten es in unsern Landen das große Sterben, im Norden hießen sie's den schwarzen Tod.

Die Krankheit selbst aber haben in ihren Büchern gelehrte Männer, die sie selbst erlebten, beschrieben und besonders hat uns der Italiener Johann Boccaccio, der diese Pest in Florenz sah, eine treffliche und berühmte Beschreibung davon hinterlassen. Und es war so mit dieser Krankheit. Zuerst spürten Männer und Weiber und Kinder, wie sich an verborgenen Stellen ihres Leibes, unter den Armen und an den Weichen, hie und da geschwollene Erhebungen bildeten; und da nun hier das geheime Übel, nachdem der innere Mensch bereits davon ergriffen war, in eine sichtbare Gestalt hervorzudringen trachtete, so entstanden harte Beulen und Drüsen, wie sie die Leute nannten, welche schnell groß wurden, bis sie manchmal wie ein Ei oder ein Apfel oder noch größer waren. Und diese Beulen waren schon ein tödliches Zeichen. Denn bald darauf kamen rings um die ersten her andere Beulen und schwarze Brandblasen zum Vorschein, und indem die Krankheit von jenen zwei Stellen aus die sie zuerst vergiftet hatte nach allen Gliedern sich ausbreitete, sproßten die Geschwüre hier und dort auf und erschienen bald an jedem andern Theile des Körpers. Und dann begannen sich an den Armen und Schenkeln kleine blaue oder schwarze Flecken zu zeigen, und kamen auch an andern Orten; bei den Einem waren es große und wenige, bei den Andern lagen unzählige und kaum unterscheidbare schwarze Pünktchen so dicht an einander, daß die ganze Haut schwarz zu sein schien. Und das war das Zeichen, daß die innere Fäulniß um sich gegriffen hatte. Diese Kranken starben dann, manchmal unter beständigem Fieber, manchmal aber auch ohne alles Fieber am dritten oder vierten oder fünften Tage nach der Erscheinung der ersten Zeichen. Und dieß war die gelindere Gestalt der Krankheit; denn es konnte geschehen, daß wenn die schwarzen Flecken nicht dazu kamen, die großen Beulen nach und nach reif wurden und abdorren, oder daß man sie aufschneiden und dem giftigen Eiter der Krankheit hier einen Ausweg öffnen konnte. Und wenn freilich nur sehr Wenige und diese meist erst gegen das Ende der Seuche so die Genesung erlangten, so blieb doch immer noch für einen Jeden die unwahrscheinliche Möglichkeit, gerade Einer unter diesen Wenigen zu sein. Aber bei einer großen Menge von Kranken kam es gar nie bis zur Erscheinung jener Beulen, sondern die Krankheit nahm gleich ihre schrecklichste Gestalt an und warf sich auf die Brust. Die Menschen fühlten sich von durchdringenden Brustschmerzen ergriffen; durch den Hals hinauf stieg eine brennende Hitze; Schlund und Zunge wurden schwarz; ein böser und verpestender Athem gieng aus dem Munde der Kranken; Blutstürze quollen aus ihrer zerrütteten Brust, und ein heftiger Brand verzehrte innerlich, die edleren Theile in Fäulniß auflösend, schnell eilend das letzte Leben der Unglücklichen.

Und Diese starben alle in zwei oder drei Tagen, und selbst nur wenige Stunden, nachdem sie erkrankt waren. Ja es war, als ob nach ihrem Tode noch die Krankheit nicht von ihnen lassen wollte, und das Volk, als es die schnelle Verwesung sah, erzählte sich, „ das „ heilige Feuer“ der Krankheit verzehre die Leichen bis auf die Gebeine.

Und keine Kunst der Aerzte vermochte etwas gegen die Gewalt der Krankheit, und was für verschiedene Mittel sie auch anwendeten, so starben die Leute. Und bald flohen die Aerzte oder erkrankten selbst, und Wenige blieben auf ihrem Posten in täglicher Erwartung des Todes, Hülfe versuchend nach ihrer Pflicht, ohne Hoffnung. Darum sobald ein Mensch irgend eines jener Zeichen der Pest an sich spürte, so schloß er mit der Welt ab und suchte seinen Trost in Gott oder in dem Ablasse den Papsi Clemens damals den Völkern der Christenheit für die Todesstunde verhiess.

Aber die ansteckende Kraft der Krankheit war so stark, daß sie ringsherum um einen Kranken alsobald die Gesunden und Starke ergriff, wie ein Feuer nach trockenem Holze greift das ihm nahe kommt. Nicht blos die welche die Sterbenden verpflegten oder ihre Hausgenossen, sondern wer nur ein wenig bei ihnen verweilte, ja wer ihnen nur einmal in das entstellte Angesicht schaute, erkrankte. Und es schien, als ob die Augen der Pestkranken den Gesunden von ferne vergiftende Blicke zusenden könnten. Auch wer keinen derselben gesehen und nur ein Ding das er berührt hatte in die Hand nahm, starb. Und sogar Thiere empfingen auf diese Weise die Krankheit. Denn Johann Boccaccio sah es selber zu Florenz, wie eines Tages zwei Schweine die Lumpen eines Verstorbenen auf der Straße hin und her zerrten und ein Paar Stunden darauf alle beide über die herumgezogenen Fegen todt zusammensürzten. Es war auch durch die Ausdünstung und durch den verpestenden Athem der Kranken die ganze Luft in den Häusern und in den Städten also vergiftet, daß manchmal die jüngsten und kräftigsten Leute, wenn sie gesund über die Straße giengen, plötzlich wie vom Blitze getroffen sterbend zur Erde fielen.

Und es konnten die Menschen die verborgene Ursache dieses großen Sterbens nicht ergründen, und im Anfang war es ihnen schwer, den Gedanken allein festzubalten, daß sie in die Hände des lebendigen Gottes gefallen seien. Sondern die Aerzte und Gelehrten sahen nach den Sternen und glaubten in einer großen Conjunction der drei obern Planeten, Saturnus, Jupiter und Mars, oder in einem fabelhaften Kampfe der himmlischen Gestirne mit dem großen Meere in Indien den Grund dieser Pest zu entdecken. Das gemeine Volk aber dachte nach seiner Weise, wie es auch in unsern Tagen beim Aus-

bruche der Cholera gethan hat, gleich an Verrätherei und Vergiftung, und wollte zuerst in seinem Unmuth sich wehren gegen das ihm auferlegte Unglück. Und es wandte sich der allgemeine Verdacht und Unwille der Völker gegen jene unglücklichen Fremdlinge, die Juden, welche dazumal als die Mörder Christi und seine Feinde in der ganzen Christenheit mit einem glühenden Haffe verabscheut, durch Gesetz und Sitte mit Verachtung gebrandmarkt, vom Mißtrauen Aller schon längst der abentheuerlichsten Verbrechen beschuldigt waren. Als jetzt das große Sterben unversehens in einer Gegend über der andern erschien, hieß es bald, das Geschlecht der Juden habe die Brunnen und Quellen vergiftet. Vom mittelländischen Meere bis hinauf in unsere Lande waren in in den Städten die Juden ergriffen und verbrannt worden.

An den Bürgermeister und Rath zu Basel kamen Boten und Briefe von Bern, welche mit dem Eifer der Entrüstung meldeten, wie bei ihnen die Juden ihre große Unthat selber bekannt hätten. Zum Beweis ihrer Aussage führten die Boten einen gefangenen Juden mit sich, daß man aus dessen eignem Munde die genauere Kunde vernehme. Es hatte nämlich auf dem Schloße Chillon am Genfer See der dortige Castellan auf das allgemeine Gerücht hin viele Juden greifen lassen und durch die Qualen der Folter allerlei seltsame und grauenvolle Geständnisse ihren Lippen erpreßt. Die Berner hatten Nachricht von diesen Geständnissen, und als sie ihren Juden die Daumenschrauben an die Hand legten, so erfolgten dieselben Bekenntnisse. Nun reiseten ihre Boten von Stadt zu Stadt, meldend, man habe zu Jofingen Gift in den Brunnen gefunden, auffordernd, daß man allenthalben wie bei ihnen das gichtmischerische Geschlecht verbrenne. Von Basel zogen sie mit ihrem gefesselten Juden Rheinabwärts nach Freiburg und Straßburg.

In Basel wohnte schon seit längerer Zeit eine nicht geringe Anzahl von Juden. Denn dieses merkwürdige und unglückselige Volk, — ob es wohl überall verachtet und gemieden war, wurde es doch überall wieder in den Schutz und Schirm der Fürsten und der Städte aufgenommen, weil sie, denen fast allein der für jeden ehrbaren Christenmenschen verbotene Wucher erlaubt war, allenthalben das Geld und den Reichthum in ihren Händen hatten. Eine alte Urkunde aus den Schriften des Gotteshauses zu St. Leonhard zeigt, wie bei uns im Jahr 1290 die Juden bloß und allein von jenem Stifte der Chorherren an die fünfzehn Häuser gekauft hatten und, für jedes Haus eine Grundsteuer entrichtend, am St. Leonhardskirchberge, am Rindermarkte und auch auf dem Kornmarkte wohnten. Sie hatten ihre eigene Judenschule am Rindermarkt und ihren eigenen Kirchhof (auf dem Petersplatz und im Werkhofe gelegen), und es scheint, daß unser Rathhaus damals die Wohnung eines reichen Israeliten gewesen sei.

Aber wenn die Herren vom Rathe diese Ansiedler um ihres Goldes willen gerne in unsern Mauern wohnen sahen, so haßte sie dagegen die Bürgerschaft deswegen nur um so mehr, weil sie nun nicht nur die Verächter Christi, sondern auch noch die beneideten Reichen und ihre harten Gläubiger waren. Erst vor Kurzem noch hatten zu Basel einige Herren vom Adel die Juden — ich denke wohl, eben ihre Gläubiger — gemißhandelt und waren dafür nach der Strenge des Gesetzes bestraft und für lange Zeit aus der Stadt Gränzen verbannt worden. Als nun aber die Nachricht von Bern und das schnelle Erkranken und Sterben der Leute in unserer Stadt den allgemeinen Zorn gegen die Juden aufs Höchste steigerte; so murrten die Bürger und wurden unruhig, liefen zürnend daß der Rath säume auf den Zünften zusammen, nahmen die Zunftbanner weg, erschienen plötzlich mit gewaffneter Hand auf dem Markte und stellten sich, als eben die Herren vom Rathe oben versammelt saßen, vor dem damaligen Richthause (den drei Häusern zum Pfauen, die dem jetzigen Rathhause schräg gegenüber stehn) in drohenden Schaaren auf. Die Herren, unversehens vom wilden Aufruhr umringt, erschrocken. Es zeigte sich der Bürgermeister und fragte das Volk, was sie wollten? — Wir wollen nicht von hinnen weichen, antworteten die Bürger, als bis die wegen der Juden Verbannten zurückgerufen sind! Der Rath, von Furcht übermannt, ließ zu daß das Gesetz vom empörten Haufen gebeugt werde, und sandte Augenblicks nach den Verwiesenen aus. Die Bürgerschaft blieb vor dem Hause. Kein Rathsherr wagte hinauszugehn, ehe denn die Verbannten zurück wären. Das Volk aber begehrte immer lauter, daß keine Juden mehr in der Stadt geduldet würden. Und die Glieder des Rathes, um ihrer unnatürlichen Gefangenschaft zu entkommen, schwuren der Bürgerschaft einen feierlichen Eid, daß von nun an innert zweihundert Jahren kein Jude mehr zu Basel sollte wohnen dürfen.

Von jetzt an wurden bei uns und in unsrer Umgegend, im Elßas und Breisgau, in Freiburg und zum Theil auch in Strasburg, die Juden gefangen gesetzt und über die Vergiftung der Brunnen peinlich verhört. Wo, wie in Strasburg, die Richter nicht in vorgefaßter Meinung an die Untersuchung giengen, da fanden sie auch keine Ursache an den Beklagten; wo sie aber entweder selbst den Haß des Volkes theilten oder ihn fürchteten, da wiederholten sich bald wie überall die Bekenntnisse der Juden. Denn wenn man die Armen zur Eröffnung der Untersuchung auf die Folter gespannt hatte, bis sie im übergroßen Schmerze schriegen, sie wollten bekennen: so wurden sie von der Folterleiter wieder heruntergelassen; sie aber mußten sich zuerst von den Qualen erholen, ihre irren

Gedanken sammeln, und dann nach einer langen Weile erst fiengen sie an und erzählten was nur ihre Peiniger gerne hören wollten. So sagten vor den Dreizehn des Rathes zu Freiburg die dortigen Juden aus: es habe Einer von Jerusalem über das Meer her Gift gebracht, das sei mit solchen Zauberkünsten bereitet, daß wer nur einmal aus einem Brunnen worein solch Gift gelegt worden trinke, der müsse — nur ein Jude nicht — über kurz oder lang daran sterben. Unter allen Juden zu Basel, zu Freiburg und zu Strasburg bestehe eine Verschwörung, und von Basel hätten zuerst zwei Juden von dem Gifte nach Freiburg gesandt. In Freiburg versammle sich immer, wenn der Stadt Obrigkeit zu Rathe gehe, auch ein heimlicher Rath aus den Juden. Zwischen Freiburg, Breisach und Emdingen seien alle Brunnen zu denen sie zukommen konnten vergiftet. Denn es hätten jenseits und diesseits des Meeres die Rätthe der Juden beschlossen, daß die Judenheit jetzt wieder sollte erhöht und an Heiden und Christen Rache genommen werden. Es gestand auch Einer nach dem Andern unter ihnen — und sie beschwuren es feierlich bei der Todesfahrt die sie fahren müßten, — wie sie selbst und wie Andere ihrer Genossen in diesen und jenen Brunnen oder in die Quelle der Stadt kleine Seckel mit Gift verborgen hätten. Denn als die Unglücklichen sahen, daß das Ende ihres Stammes doch schon beschlossen war, so schonten sie in ihren Bekenntnissen nicht länger mehr ihres Rufes und nicht ihres ganzen armen Geschlechts. Nur Wenige waren's die dem Schmerz standhaft widerstanden. Andern war der Muth so gebrochen, daß sie auch ohne gemartert worden zu sein nur aus Furcht vor der Folter diese Bekenntnisse ablegten. Der Verdacht aber gegen die Angeklagten schien sich immer mehr zu begründen. In Zeringen fand man in den Häusern der Juden (sie giengen als Ärzte mit starken Mitteln um) wohl verwahrt und verschlossen wirkliches Gift, und als man es an Hunden und Hühnern versuchte, starben sie. In Waldkirch führten — so erzählten's die Waldkircher — drei der Gefangenen den Schultheiß und Rath von Brunnen zu Brunnen, und nahmen selber die Seckel die sie darein gelegt zu haben bekannten (vielleicht aber sonst nur Stückchen leinernen Tuchs die sie darin vorfanden) aus den Brunnen heraus, sie für Zeugnisse ihrer That (die sie wohl nie begangen hatten) ausgehend. Doch mag es auch sein, daß zuletzt hie und da die Verzweiflung, entweder um sich zu wehren oder um sich zu rächen, die abentheuerlichen Beschuldigungen zur Wahrheit gemacht hat. Denn als zu Schlettstadt ein Jude unter der Folter den Brunnen nannte den er vergiftet habe, und man hingieng zu untersuchen, so fand sich daselbst in einem Glase das mörderische Gift, und der Jude erhängte sich des Nachts in dem Gefängnisse. Die Überzeugung von der Schuld der

Juden ward allgemein. Man trank nicht mehr aus den Brunnen; es verschlossen sie die Regierungen; selbst die von Strassburg gaben hierin dem Volk nach; man gebrauchte nur Regenwasser oder schöpfte aus Flüssen und Bächen. Bald aber behauptete das wachsende Gerücht, auch die Bäche seien durch die Juden vergiftet worden.

Die ehrsamten Botschaften der drei Städte Strassburg, Freiburg und Basel waren zu verschiedenen Malen zusammgetreten, bei einander Rath und Gewißheit was sie thun sollten zu suchen. Je mehr aber einer der Räte schon vor dem Zorn seines Volkes gewichen war, desto schwächer wurde sein Eifer für die Beschuldigten, ja desto leichter schlug er in den entgegengesetzten Eifer um, daß ein Gleiches wie bei ihnen auch an den andern Orten geschehe. Und als endlich ein allgemeiner Tag für alle Herren und Städte dieser Gegend nach Biennefeld im Elsaß angefangt wurde, und der Bischoff von Strassburg und die Herren und Barone des Elsaß und die Botschaften der drei Städte Strassburg, Freiburg und Basel dort versammelt waren; so waren es nur noch die von Strassburg welche frei heraus sagten: sie wüßten nichts Böses von ihren Juden. Aber man fragte die Strassburger, warum sie denn die Eimer von ihren Brunnen weggethan hätten? Und es erhob sich ein solch allgemeines Geschrei wider die von Strassburg, daß der Bischoff, die Herren und die Städte übereinkamen, das Geschlecht der Juden nimmermehr in ihren Landen zu dulden.

Nun war der Zorn und das Rachegeschrei der Bürgerschaft zu Basel nicht länger zurückzuhalten. Die Christen glaubten sich tausendfach berechtigt, ihrem Hasse gegen Israel alle Zügel schießen zu lassen. Wer den Mord eines Juden begehrte, meinte nur gegen einen Judas, der den Herrn verrieth, zu wüthen. Der Bürgermeister und Rath giebt noch einmal dem Geschrei des Volks nach. Ohne daß das Gericht ein rechtmäßiges Urtheil gesprochen hat, bevor daß, wie's doch recht und billig wäre, ein jeder unter den Unglücklichen verhört und gerichtet worden: — steht schon auf einer Au des Rheines eine große Hütte, von Holz erbaut. Man führt alle Juden die in der Stadt wohnen samt Weib und Kind nach der Todesinsel hin. Nur die Wenigen die im Entsetzen gegen ihr Gewissen das Zeichen der Christentaufe annehmen werden zurückgelassen. Die Andern alle werden in die Hütte zusammengedrängt. Das Haus wird angezündet. Und von allen Seiten sind im Augenblick die armen Opfer mit dickem Rauch — und jetzt mit hochlodernnden Flammen umgeben. — Es konnte Keiner entrinnen. Hätte er's versucht, so drohte wo das Feuer aufhörte das Wasser. Zwischen den beiden verschlingenden Elementen war der Elende rettungslos eingeschlossen. Die entartete Christenheit weidete sich

am Ufer an dem fürchterlichen Schaupiele. Als man aber in den Flammen unter Erstikten und Brennenden die kleinen Kindlein in den Armen ihrer Väter und Mütter erblickte, da wendete sich in manchem Herzen der Haß in großes Mitleid um, und mit dem doppelten Eifer, einen schuldlosen Menschen vom Tode und eine Seele aus der Verdammniß zu retten, eilte man herzu, riß viele Kinder aus dem Feuer und taufte sie. Aber die Väter und Mütter in den Flammen wollten nicht ihre Kleinen gerettet sehn, und jammerten als über die größte Grausamkeit die an ihnen verübt wurde, daß man ihnen, denen Alles genommen war, nun auch noch ihre Kinder mit Gewalt aus den brennenden Armen raubte, den Unschuldigen in ihrer Unwissenheit den Glauben jener Ungerechten aufdrang und sie nicht sterben ließ mit ihrem Volk im Glauben Israels! So verschlossen sich die gemißhandeltesten Juden, Stolz mit Stolz, Haß mit Haß, Abscheu mit Abscheu vergeltend, in sich selbst — und starben. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Schuldforderungen für aufgehoben erklärt, Schuldbriefe und Pfänder an die Schuldner zurückgegeben. Mit den Grabsteinen des zerstörten Judentempels wurden die Mauern der Stadt gebessert. — So giengen damals die Juden zu Basel unter. Es war am neunten Tag des Jenner 1349, am Freitage vor dem Feste des h. Hilarius.

Drei Wochen nachher am Freitage vor unsrer Frauen Tag der Lichtmesse, verbrannten auch die Freiburger ihre Juden. Als in Strassburg der Rath noch immer widerstand, erregte das Volk einen Aufruhr, setzte alle Rätze ab und führte eine Änderung des Regiments ein; und darauf am Samstag dem Sanct Valentins Tage, am 14^{ten} des Hornung, wurden auch hier die Juden, 2000 an der Zahl, auf ihrem Kirchhofe verbrannt. Es richtete Mühlhausen alle seine Juden hin die nicht früher entflohen waren; es räderten oder verbrannten sie alle kleineren Städte im Elfaß und Breisgau. Der Rath von Schaffhausen hielt seinen Juden das Schirmrecht. Aber in Zürich, Constanz, Nürnberg und Augsburg, zu St. Gallen, in dem Gebiete vieler Herren und Grafen starben die unglücklichen Juden im Feuer. Welche entflohen oder verzagt wurden, die fielen den Bauern auf den Dörfern in die Hände und wurden nun von diesen verbrannt, gemordet, in Sümpfe gejagt und erstickt. — Als die Juden zu Speier und Worms die Gewißheit ihres Untergangs sahen, vergruben sie ihre Schätze in die Erde und verbrannten sich selbst mit Hab und Gut, mit Weib und Kind in ihren Häusern. Das vom Hasse der Welt verfolgte Geschlecht fand fast nirgends Zuflucht als auf den Schloßern einiger Grafen und Fürsten, in den Erblanden ihres Freundes, des römischen Königs Karls des Vierten, im fernen Polen und Litthauen, und zu Avignon unter dem Schutze des feinen und verständigen Pappes Clemens VI.

Also ergieng es zur Zeit, da das große Sterben bei uns ausbrach, dem Volk aus dem unser Erlöser gekommen ist. Und wie ich an diesen namenlosen Jammer gedenke, will mich fast eine Furcht ankommen vor den heiligen und langen Gerichten Gottes über dem unglücklichen Volk das seinen Heiland verworfen hat. Aber ich mag auch nur mit Schaam an die entartete Christenheit denken, welche in ihrer bösen Leidenschaft nicht verstanden hat, daß der Mensch schweigen müsse wo Gott redet.

Und es nahm das große Sterben unter der Christenheit nach der Bestrafung der vermeinten Urheber nicht ab, sondern vielmehr erst im Verlaufe des 1349^{ten} Jahres wurde die Krankheit in den deutschen Landen recht mächtig, als sie die Luft ganz mit ihrem Gifte erfüllt hatte, und raffte eine unglaubliche Menschenmenge dahin. Und es starben in Erfurt 16,000 Menschen; in Wien zählte man eine Zeit lang täglich 1200, in Lübeck, damals dem nordischen Venedig, in einem Tage 1500 Tödt. Aus dem Orden der Barfüßer starben 124,434 Mönche. Strasburg, welches doch nicht so sehr als andere Städte heimgesucht wurde, verlor 16,000 Einwohner. Und in Basel wurden — eine Zahl die wir jetzt nicht ertragen könnten — 14,000 Leichen begraben. In der damaligen Länge unserer Stadt, vom Nischemer Thor bis zum Rheinthur, blieben auf beiden Seiten nur drei Ehen ganz. Es ward auch in der ganzen Schweiz, im Aargau, im Thurgau, im Aichtland um den Herbstmonat des Jahres das Sterben ärger als je. Zürich achtete sich besonders von Gott gestraft, Bern verlor auf einen Tag 60 Menschen; bis hinauf in die reine Luft der Berge drang die tödliche Seuche und raffte hinten im hohen einsamen Engelberg 116 Nonnen des Frauenklosters und alle Tage fast 16 der Thalleute weg, also daß in dem nur sparsam bewohnten Thale zuletzt an die zwanzig Häuser leer wurden. — Und in Italien waren der Opfer noch gar viel mehr gefallen; denn es vergieng dort wohl die Hälfte der Einwohner. In Florenz blieben die denkwürdigsten Geschlechter ohne Nachfolger und große Reichthümer ohne Jemand der sie geerbt hätte. Die Venetianer, als die Pest Unzählige getödtet, giengen zuletzt auf Schiffe und verließen ihre Stadt öde und ausgestorben. In Frankreich war zu Marseille der Bischoff und das ganze Capitel todt; zu Avignon blieb kaum der vierte Theil der Einwohnerschaft übrig; prächtige Paläste standen mit all ihrem Hausrathe leer da, und Niemand war der hinein zu gehn wagte. In Paris fielen die verödeten Häuser in Trümmer.

Wenn aber die Krankheit in einer Stadt nach ihrer ganzen Macht und Stärke hauste, so war das Elend das von den Leuten kam noch entsetzlicher als das Übel der Krankheit selbst, und die Todesfurcht und die Selbstsucht der Menschen trat in ihrer

ganzen gräßlichen Größe hervor. Denn es starben Etliche, wenn sie die Seuche ihnen nahen sahen, aus Furcht; die Andern aber suchten beinahe Alle, indem sie nur an sich dachten, so viel sie nur konnten von den ansteckenden Kranken sich entfernt zu halten, und lebten entweder mit ihren noch gesunden Freunden, abgeschlossen von aller Welt, in mäßiger Lebensweise dem Spiel und Gesang und feinen Zerstreuungen, von keinem Krankheitsfalle und keinem Gestorbenen, wär' es auch ein naher Verwandter, etwas hören wollend; oder sie glaubten durch wilde Unmäßigkeit und ausschweifende Lustigkeit, durch die Stadt des Todes von einem Wirthshause zum andern lärmend, ihre Furcht übertäuben und sich gegen die Ansteckung beschützen zu können. Andere wieder flohen, den Stoff der Ansteckung in ihren Kleidern mit sich nehmend, in eitrer Flucht von ihrer Stadt und ihren Angehörigen weg. Und die Kranken lagen oft verlassen und ohne Pflege da, — die Reichen den Händen raubfüchtiger Leute, welche nur Acht gaben ob sie nicht bald gestorben seien, Preis gegeben, — die Unbegüterten manchmal allein in der Todesstunde, also daß man erst am Leichengeruch der aus ihrem Hause drang erkannte, daß sie gestorben seien. Denn es verließ ein Nachbar den andern und der Bruder verließ seinen Bruder; die Leute starben ohne ihre Diener und ohne die Tröstungen des Priesters; der Vater besuchte den Sohn nicht und der Sohn nicht den Vater; ja selbst Weiber gaben ihre Männer und Mütter ihre Kinder auf und wollten nicht für sie sorgen. Und den Gestorbenen ward immer seltener der letzte Dienst eines feierlichen Begräbnisses zu Theil; denn man konnte nicht mehr die Leichen in die Kirche tragen und die Seelenmesse über sie singen lassen, sondern es war schon viel, wenn nur einige Verwandte, und ein Paar Priester mit geweihten Kerzen, eilig hinter dem Sarg giengen und den Todten in das erste offene Grab ohne heilige Handlung hineinwarfen und noch schneller, voll Furcht der Ansteckung, wieder davon giengen. In vielen Städten hatten die Obrigkeiten verboten, die Leichen über Nacht in den Häusern zu lassen, und sie wurden sobald sie gestorben waren fortgetragen oder nur auf die Straße vor die Thüre gelegt; wo sie am Morgen die Todtengräber fanden, sie auf eine Bahre oder auf ein blosses Brett legten, und so manchmal ihrer sechs oder acht, zuweilen Mann und Weib und Sohn oder mehrere Geschwister zugleich zur Begräbnisstätte hintrugen. Und es sollen so in der Eile Unglückliche lebendig begraben worden sein. Es genügte aber zur Bestattung die geweihte Erde nicht mehr; sondern man grub außer der Stadt große Gruben, worin man die Gestorbenen zu Tausenden schichtenweis wie Kaufmannsgüter in die Schiffe hinlegte, jedesmal eine Schichte mit ein wenig Erde kaum zudeckte und so fortfuhr bis an den Rand des

ungeheuern Grabes. In der Stadt Avignon aber ließ der Papst die Rhone weihen und die Todten hineinwerfen.

Damals hörte in der allgemeinen Erwartung des Todes Vieles auf wichtig zu sein was sonst die Menschen mit aller Müß' und Begierde zu suchen und zu betreiben pflegen. Die Kaufleute zu Lübeck trugen ihre Schätze nach den Kirchen und Klöstern hin, um sich noch vor ihrem Tode dieser unnützen Dinge zu einem frommen Werk zu entledigen; aber die Mönche verschlossen ihre Pforten vor dem todbringenden Golde; da warf man's ihnen über die Klostermauern hinüber. Aller Verkehr und alle Geschäfte des Lebens hörten auf. Die Landleute jagten in Welschland ihr Vieh aus den Häusern über die Felder hin und die Thiere liefen in den reifen Saaten, die Niemand geschnitten hatte, umher. Beinaß überall wurde zuletzt kein Recht geübt, kein Gericht mehr gehalten; alle Furcht der Geseze und alle menschliche Ordnung gieng unter. Der Papst schloß sich in sein Zimmer ein, hatte da beständige große Feuer brennen und ließ keinen Menschen zu ihm hereinkommen.

Und jetzt, da der menschliche Muth gebrochen war und die menschliche Treue untergieng, so zeigte sich noch da und dort, wie Lichter durch die Nacht scheinen, das was ein anderer Geist als der menschliche in die Christenheit gelegt hatte. Zu Paris starben täglich im Hospital der barmherzigen Schwestern über fünf Hunderte, und die treuen Pflegerinnen der Kranken erlagen sichtbar eine nach der andern der Ansteckung; aber dennoch fehlte es nie an Frauen die von der Liebe Christi getrieben die gebrochenen Reihen ergänzten, und mehrere Male erneute sich die Schaar der unter dem Werke der Barmherzigkeit dahinsterbenden Schwestern. Es erwachte auch immer mehr ein besserer Geist in den Leuten, und während freilich Viele nur an Begabung der Kirchen und an Ausschmückung der Altäre dachten, wie zu Basel der Caplan des Nonnenklosters der büßenden Schwestern und ein Geistlicher zu St. Martin in diesem Jahr Beide in ihren Kirchen neue Altäre mit ewigen Messen stifteten: so wandten sich doch auch manche Herzen im Stillen von dem kirchlichen Gepränge zu Gott hin; und da Keiner eine Stunde seines Lebens sicher war, so warnten die Ältern ihre Kinder, lehrten sie beten und sich in Gottes Willen ergeben; und Nachbarn ermahnten sich untereinander, daß sie lassen wollten von ihrem bösen Leben und ihren Erlöser suchen weil es noch Zeit sei. Und wenn dann die Todesstunde kam, so starb ein Mancher im seligen Frieden Gottes, ja man sah auch junge Kinder betend und singend vor großen Freuden, daß sie nun in den Himmel kamen, von dieser Welt abscheiden.

Und es verstummten nun immer mehr die Gedanken, als sei das Sterben von den Juden gekommen. Sondern die Christenheit erkannte die Hand ihres zürnenden Gottes. Und es ergriff ein gewaltiger Geist der Buße das deutsche Volk. Die Leute erschrocken über ihre Sünden und über den Ernst des Herrn, und sahen an die Verderbniß der Kirche, wie sie unter dem weltlichen Zank der Päpste wider den verstorbenen Kaiser sehr hoch gestiegen war. Gar Vielen ward bange ums Herz, und ein großer Drang erfüllte sie, sich zu bekehren und die Versöhnung des Weltrichters zu gewinnen. Und es war ihnen, sie und die ganze Welt müße laut und öffentlich Buße thun, niederfallen und ihre große Schuld, ihre tiefen Schmerzen bekennen. Aber weil der rechte Weg zur Versöhnung und die evangelische Neue des Glaubens in jenen finstern Zeiten des Papstthums den Völkern verdeckt worden war; so meinten die armen verirrtten Menschen, sie müßten den heiligen Zorn Gottes durch eigene Leiden und Qualen selber abbüßen und versöhnen; und weil sie's in ihrem Unverstände nicht besser einsahen, so suchten sie ihre sündlichen Begierden durch eigenmächtige und äußerliche Kasteiung zu ertöden. Und fingen an ihren Leib mit Geißeln blutig zu schlagen, und wollten dadurch dem Herrn Jesus, der auch geißelt worden war, ähnlich werden und seiner göttlichen Gerechtigkeit ein Genüge thun mit ihrem Schmerze, damit er in seinem Erbarmen das große Sterben möge aufhören heißen.

Im Frühling 1349 begann in Oberdeutschland die wunderbare Bewegung. Schaaren von 80 bis 100 reumüthigen Männern, welche unter Gebet und Thränen mit Geißelhieben in den Städten und Dörfern eine öffentliche Buße thaten, zogen seit dem Himmelfahrtstage und seit dem Anfange des Maimonats im Schwabenlande umher, und verbreiteten sich von da nach Sachsen und der Mark, nach Hstreich und Böhmen, nach den Rheingegenden hin. Vierzehn Tage nach der Sonnenwende (Johannes Bapt.) kam die erste Schaar der Geißler, 200 an der Zahl, nach Strasburg und theilte sich hier, als sie großen Zuwachs erhalten, in zwei Schaaren, von denen die eine Land abwärts, die andere Land aufwärts zu uns kam.

Und wenn eine solche Schaar gegen eine Stadt kam, so ordneten sie ihren Zug. Kostbare Fahnen von Sammet und Seide mit schönen Schildereien, Kreuze, eine Menge gewundener Kerzen wurden vorangetragen; dann folgten vom obersten Meister und zwei andern Meistern geführt, zwei und zwei, im ernstern Zuge die Geißelbrüder. Auf ihre Hüte war vorn ein rothes Kreuz genäht; ihre Schultern und Brust deckte bis an die Lenden ein leinener Mantel, darauf auch das Zeichen des Kreuzes genäht war; an dem

Kleide hieng einem Jeden unter ihnen die Geißel, ein Stock woran drei Stränge herabhängten. Aber in der Stadt wurde mit allen Glocken gegen ihnen geläutet. Und die Kreuzbrüder, indem sie von Strömen des Volkes begleitet einzogen, sangen.

Nun ist die Betfahret also hebr.
 Christ ritt selber gen Jerusalem;
 Er führte ein Kreuz in seiner Hand.
 Nun helfe uns der Heiland!

Nun ist die Betfahret also gut.
 Hilf uns, Herr, durch dein heiliges Blut,

Das du an dem Kreuze vergossen hast
 Und uns in dem Elende gelassen hast.

Nun ist die Strafe also bereit
 Die uns zu unsrer Frauen treit,
 In unsrer lieben Frauen Land,
 Nun helfe uns der Heiland!

So schritten sie durch die Straßen der Stadt zum Münster hin und traten in die Kirche. Da warfen sie sich dreimal in Gestalt eines Kreuzes auf die Erde nieder und lagen betend auf ihrem Angesicht, und erhoben sich wieder unter besondern Gefängen. Und meistens wurde dann gleich hier ihre Buße gehalten. Nachdem sie bei geschlossenen Thüren sich bis an die Hosen entkleidet und den leinenen Mantel, der ringsum geschlossen war, um die Hüften gegürtet hatten, daß er bis auf die nackten Füße gleich einem Weiberrocke herunterhieng, traten die Büßenden mit nacktem Oberleibe auf die Geißelsätte hinaus. Sie bildeten einen großen Ring. In der Mitte standen die Meister und drei Vorsänger. Mit ihrer hellen und klingenden Stimme stimmten sie an und der Chor der Brüder sang ihnen nach:

Wer seiner Seele wolle pflegen,
 Der soll zahlen und wiedergeben;

Und die in der Mitte forderten die Andern zur Buße auf und sangen:

Nun tretet her wer büßen wolle.
 Fliehen wir ja die heiße Hölle!
 Lucifer ist ein böser Geselle;

So wird seiner Seele Ruh,
 Ach hilf uns, lieber Herr, dazu.

Wer ihm wird geschenkt,
 Mit Pech er ihn tränkt.

Darauf antworteten Alle:

Das fliehen wir, wenn wir haben Sinn!
 O hilf uns, Maria, Königin!
 Deines Kindes Huld neige zu uns hin.

Ihr Sünder, vor das Kreuz! rief jetzt die Stimme des Meisters. Und alsobald legten sich Einige vor den Anfang der Prozession hin wo das Kreuz war; und sie legten sich ein Jeder nach der Sünde die er begangen hatte auf verschiedene Weise; war Einer ein Mörder, so legte er sich auf den Rücken; war er ein Meineidiger, lag er auf die Seite und streckte drei Finger in die Höhe; und so lagen sie noch in vielerlei Stellungen, daß Jedermann ihre Missethat erkennen konnte. Wer aber keine besondere Sünde auf sich

hatte, lag in Gestalt eines Kreuzes da. Dann gieng die ganze Prozeßion, dem vorge-
tragenen Kreuze folgend, über die Liegenden hin, und ein Jeder der über sie schritt
berührte sie leise mit seiner Geißel. Sobald aber Einer über die Reihe der Liegenden
geschritten war, lag er selbst auch auf die Erde und wartete bis Alle die nach ihm ka-
men über ihn gegangen seien. Der Meister aber trat, wenn der Letzte hinüber war, zu
dem der sich zuerst niedergelegt hatte, gab ihm einen Schlag, schritt über ihn hin und
sprach:

Steh auf bei der reinen Marter Ehr'
Und hüte dich vor Sünden nunmehr.

So gieng er über einen Jeden, und die er berührt hatte, standen auf und folgten
ihm und dem sich mehrenden Zuge über die noch Liegenden hin, bis zuletzt Alle über Alle
geschritten waren und der zuletzt sich gelegt hatte auch zuletzt wieder aufstand. Und
dann fieng die Geißelung an. Die Kreuzbrüder giengen zu Zwei und Zwei im Kreise
um den Platz herum, schlugen sich mit den Geißeln über beide Achseln und den nackten
Rücken und sangen:

Jesus Christ der ward gefangen,
An ein Kreuz ward er gehangen,
Es ward das Kreuz vom Blute roth;
Wir klagen seine Marter und seinen Tod.

Die Meister und Vorsänger standen in der Mitte, sich unerbittlich mit Geißelhieben
kasteiend; sie sangen mit süßen und lauten Stimmen:

Sünder, womit willst du mir lohnen?	Sünder, das litt ich um dich;
Drei Nägel und eine dornige Krone,	Was willst du nun leiden um mich?
Das heilige Kreuz, ein Speer, ein Stich,	

Und der volle Chor stimmte hinwieder mit ihnen ein:

So rufen wir, Herr, mit lautem Tone;	Drum bitten wir dich bei deinem Tod;
Unsern Dienst den nimm zum Lohne!	Für Gott vergießen wir unser Blut,
Behüte uns vor der Hölle Noth;	Das ist uns zu den Sünden gut.

Maria, begannen wieder innig stehend, an die Schreckenszeichen jener Zeiten mah-
nend, die süßen Stimmen in der Mitte:

Maria, Mutter, Königin!	Ach hilf uns Mutter, reine Magd.
Um der Liebe willen deines Kinds	Die Erde hebet, es spalten die Steine:
All unsre Noth sei dir geklagt,	Liebes Herze, du sollst weinen! —

Wir weinen, sang die Menge der Büßenden:

Wir weinen Thränen mit den Augen
Und haben des so guten Glauben
Mit unsern Sinnen und mit Herzen:
Um uns litt Christ viel manche Schmerzen.

Aber nun peitschten sich die Führer in der Mitte noch viel stärker als vorher und fangen den Andern zu:

Nun schlaget euch sehr
Zu Christi Ehr'!
Um Gott, so lasset die Sünde nunmehr.
Um Gott, so lasset die Sünde fahren,
So will sich Gott über uns erbarmen!

Und während die Andern Alle diese Worte den Vorsängern nachsangen, schlugen sie sich auch so stark mit den knotigen Geißeln und mit den eisernen Stacheln die kreuzweis durch die Knoten getrieben waren, daß ihnen das Blut von den Achseln über den Rücken herunter floß und ihr Körper in grausigen Farben aufschwoß. Das Volk stand und weinete laut vor Mitleid bei dem Anblicke. — Die Geißelbrüder aber blieben unbarmherzig gegen sich selbst und ihr Chor gieng weiter:

Maria stand in großen Nöthen,
Da sie ihr Liebes Kind sah töden:
Es schnitt ein Schwert ihr durch das Herz,
Sünder, das laß dir machen Schmerz.

In kurzer Frist
Gott zornig ist!
Jesus ward gelabet mit Gallen,
Drum sollen wir kreuzweis niederfallen.

Wie sie aber an diese Worte kamen, siehe! auf einmal verstummt der Gesang und wo ein Feder steht, auf reiner Erde oder im Koth oder auf harten Steinen, stürzen sie plötzlich vorwärts nieder zu Boden, nicht niederknieend oder sich haltend, sondern auf einmal, als hätte sie der Donner erschlagen. Und mit dem Angesichte auf der Erde, mit ausgestreckten Armen, die Gestalt des Crucifixes nachahmend, beten sie leise eine Zeit lang. Man hört nichts als ihr Seufzen und Schluchzen und die Meister welche im Kreise umhergehn und bald hier, bald dort sie ermahnen, daß sie recht beten sollen zum Herrn um Gnade für das Volk, für ihre Wohlthäter und für ihre Übelthäter, für alle Sünder und für die armen Seelen im Fegfeuer. Es war ein erschütternder Augenblick; nur ein steinernes Herz (so schreibt Einer der es selbst sah) konnte dabei ungerührt bleiben. Nach einer Weile hob der Meister wieder an:

Nun hebet auf euere Hände,
 Daß Gott dieß große Sterben wende.
 Nun hebet auf euere Arme,
 Daß sich Gott über uns erbarme.

Da erhoben sie sich alle auf ihre Kniee, streckten die Arme auf gen Himmel und sangen knieend mit inbrünstigem Flehen:

Jesus, bei deinen Namen drei
 Nun mach' uns hier von Sünden frei!
 Jesus, bei deinen Wunden roth
 Behüt' uns vor dem gähen Tod!

Darauf standen sie wieder auf und geißelten sich noch lange im Kreise, umherziehend und ihre Gefänge singend. Ihr Lied wandte sich fortan an das umherstehende Volk und warf den Leuten ihre großen Sünden und ihre weltliche Gottesvergessenheit vor. Es verhiess aber um der Fürbitte der Maria willen und wegen dieser nun unternommenen Buße Schonung und Gnade. Dann schlossen sie ihren Gesang mit der Aufforderung, daß die Sünder sich an Sankt Peter, den Pförtner des Himmelreichs wenden sollten, und mit einem Gebet an den lieben Sankt Michael, der ein Pfleger aller Seelen sei, daß er sie vor der Hölle noth behüte.

Hatten sie nun also ihre Buße vollendet, so las Einer mit lauter Stimme einen Brief, von welchem sie sagten, es habe ihn ein Engel vom Himmel in die Sankt Peters Kirche zu Jerusalem gebracht. Darin stand geschrieben, wie Christus sehr erzürnt gewesen sei wegen der Sünden der Welt und wegen der Entheiligung des Sonntags. Und er habe die Welt wollen lassen vergehn. Da habe ihn aber seine Mutter und alle heiligen Engel um Gnade für die Menschen gebeten. Und Christus habe gesagt: es solle Jedermann 33 und einen halben Tag lang von Hause wegziehn, (so viele Jahre war er von seiner himmlischen Heimath entfernt gewesen;) und während dieser Zeit solle sich Jeder unter herzlicher Buße geißeln, damit die Welt Gottes Barmherzigkeit erlange.

Diesem Briefe, welcher doch die Herzen vom rechten Vertrauen auf Christus wendete, um sie zu falschen Mittlern zu führen, hörte das Volk mit großer Ehrerbietung und Andacht zu; und wenn dann die Geißler aneinander giengen, luden sie die Leute mit großer Begierde in ihre Häuser zu Gaste. Ein mancher Bürger wollte dieser frommen Büßer gerne zehn, ja zwanzig bei sich beherbergen und pflegen. Sie aber durften Niemand um irgend etwas bitten, sondern ein Jeder unter ihnen mußte für jeden der

34 Tage ihrer Wallfahrt vier Pfennige bei sich haben. Und wenn sie vor das Haus kamen darein sie geladen waren, fielen sie auf die Kniee und sprachen ihr Gebet, und in dem Hause war ihr Benehmen ernst und streng; des Nachts aber standen sie mitten aus dem Schlafe auf und geißelten sich. Und am andern Tage zogen sie wieder mit Gefang und mit Kreuzfahnen und Kerzen von dannen; denn sie durften nie mehr als eine Nacht an einem Orte bleiben. Sie hatten unter ihnen einen Rath, dem mußten sie gehorchen, und wenn sie etwas gegen die Regel der Brüderschaft gesehlt hatten, ihrem Meister es beichten.

Wo aber die Geißelbrüder in deutschen Landen sich zeigten, da zogen Edle und Uedle, Ritter und Knechte, Bürger und Bauern mit ihnen und stengen an sich zu geißeln; ja selbst Gelehrte und Bischöffe auferlegten sich diese Buße. Aber es ward Keiner in eine Gesellschaft aufgenommen, wenn er nicht feierlich bezeugen konnte, daß er vorher dem Priester gebeichtet habe, daß er Neu über seine Sünden empfinde, daß er Jedermann verziehen habe und daß er mit seiner Hausfrauen Urlaub von dannen ziehe. Und so sah man vorher, ehe wieder neue Schaaren geißelnder Brüder wegreisten, oft alte bittere Feinde sich unter Thränen versöhnen. — Über hundert fromme Einwohner von Speier traten so beim Erscheinen der Geißler in ihre Brüderschaft; und in Strasburg geschah es, daß im Laufe eines halben Jahrs, weil beinah wöchentlich neue Züge kamen, nicht weniger als tausend Strasburger sich zu ihnen thaten, und zuerst mit solchem Eifer, daß ihnen die Meister selbst ihre allzugroße Strenge im Geißeln verweisen mußten. Auf den Wiesen bei Erfurt sah man oft 3000 und mehr Geißler beisammen. In Achen war die Menge der büßenden Brüder so groß, daß König Karl IV. es aufgeben mußte sich hier krönen zu lassen.

Zu Basel verbanden sich hundert angesehene Bürger zu einer besondern Brüderschaft, machten sich statt der schlechten leinenen Mäntel der andern Geißler von gleichem Schnitte ein schwarzes Kleid, hefteten Kreuze darauf und zogen, ein großes Kreuz vor sich her tragend, in ihrer Andacht zum Papste selber nach Avignon hin. Als sie dort ankamen, geißelten sie sich vor den Augen des erstaunten päpstlichen Hofes. Viele bedeutende Männer, selbst Cardinäle bewunderten sie. Allein Papst Clemens, ein feiner Weltmann und wie alle Weltleute klug für den Vortheil seiner Macht und scharfsichtig das Abergläubische und Schwärmerische in bewegten Gemüthern zu entdecken, — er hatte keinen Gefallen an dieser strengen Buße; und er wollte den Befehl geben, daß man die Büßer aus Basel allesammt ins Gefängniß führe. Und als die Cardinäle eifrig für sie baten

und sie entschuldigten, daß die Leute in guter Meinung ihren Zug unternommen hätten: so nahm zwar Clemens sein Wort vom Gefängnisse zurück, aber nicht so seine mißbilligende Ansicht über die ganze Sache. Sondern er belehrte seine Brüder die Cardinäle, wie es ein gefährlich Ding sei um eine solche aus innerm Drang und ohne das Ansehn der Kirche entstandene Bewegung, und wohin es führen müßte, wenn Laien einander, wie unter dieser Sekte geschehe, die Absolution ertheilten. König Karl und die Universität zu Paris hatten den Papsst bereits zur Unterdrückung dieser neuen Gewohnheit aufgefordert. Clemens hatte, um der Bewegung eine für seinen Schatz einträglichere Richtung zu geben, das bisher nur hundertjährige päpstliche Jubel- und Ablassjahr auf alle 50 Jahre und zwar also zum ersten Mal auf das folgende 1350^{te} Jahr festgesetzt. Und jetzt wurden die Cardinäle um der Gründe des h. Vaters willen auch überzeugt, und Papsst Clemens machte am 20^{ten} October 1349 die feierliche Verdammungsbulle bekannt, worin alle Erfindungen, Gebräuche, Gesellschaften, Zusammenkünfte, Verordnungen und Satzungen der Geisler verworfen, auf ewig verboten und öffentlich für gottlos erklärt wurden. Doch fügte die Bulle hinzu, (und darin hat es der Papsst nicht übel getroffen,) daß wer sich in rechter Absicht und aus reiner Andacht geißeln wolle, der möge es im stillen Kämmerlein thun und in gottgefälligen Werken dem Herrn im Geiste der Demuth dienen.

Unterdessen war auch in Deutschland das Ansehn der Geißelbrüderschaften, so schnell es gestiegen war, eben so schnell schon wieder gesunken. Und zwar zuerst darum, weil die Macht der Neuheit vorbei war, und die Leute, der häufigen Schaaren müde, nicht mehr mit den Glocken ihren Einzug begrüßen, noch sie in ihre Häuser zu Gäste laden wollten. Dann aber auch durch die eigene Schuld der Geisler. Denn im Anfang waren freilich diese Leute mit einfältigem und frommem Sinne von Hause weggegangen; aber weil ihre ganze Buße nicht auf das lautere Wort Gottes gegründet war, so mischte sich, wie überall wo der Mensch mit seiner Begeisterung sich selbst überlassen bleibt, immer mehr eigenmächtiges Wesen und geistlicher Stolz und zuletzt eigentliche Schwärmerei darein. Als man sie fragte, wobei man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt recht wäre, und wer den Brief den sie vorlesen besiegelt hätte? antworteten sie stolz und fragten: wer denn die Evangelien besiegelt hätte? Sie wurden immer hochmütiger auf das hohe Verdienst ihrer Buße. Schon hieß es, ihr vergossenes Blut vermische sich mit dem Blut Christi und helfe den Verdammten in der Hölle. Hatten sie vorher die Geißlichkeit gering geschätzt, so wurde sie jetzt von ihnen verachtet; ja es begannen Etliche den

Sacramenten der Kirche die schuldige Achtung zu weigern. Es zogen nun nicht allein Männer, sondern auch Weiber sich öffentlich geißelnd im Lande umher. Zuletzt gab es auch einen Zug von 200 zwölfjährigen Knaben, die diese Buße thaten. Schon sahen Geißler Visionen und behaupteten Wunder zu thun. In Strasburg trug man ein todtcs Kind um ihren Ring, damit es wieder lebendig würde. Einen Predigermönch der eine Geißlerschaar zur Rechenschaft forderte, warum sie predigten ohne Befehl? warfen sie zur Antwort mit Steinen todt. Die Sache wurde immer mehr den redlichen Herzen verdächtig. Als die Bulle des Papstes erschien, kehrten die Meisten, weil sie's wirklich besser gemeint hatten, demüthig wieder in den Schoos der Kirche zurück. Der Eifer der Bischöffe, die Gewalt des weltlichen Arms that das übrige. König Philip von Frankreich gebot die büßenden Brüder als Märtyrer des Teufels mit dem Tode zu bestrafen; sie drangen nie tief in die französischen Lande ein. Und so nahm die Geißelfahrt in einem halben Jahre ein Ende, die doch nach ihrer Aussage bis ins 34^{te} Jahr gewährt haben sollte. Und — wie ein Schriftsteller aus jener Zeit sagt — da es die Thoren von sich selbst anfiengen und nicht von Gott, vergiengen in kurzer Zeit ihre Satzungen und Gebräuche.

Aber die Welt blieb bei allen den erschütternden Geschichten die gleiche Welt welche sie vorher gewesen und die sie noch jetzt ist. Die Leichtfertigen spotteten, wie es die kriegerische Macht der Berner gethan hat, welche als sie inmitten der Pestzeit vor Laubek mit den Töchtern des Landes tanzten, das Andenken der büßenden Brüder verhöhnzten und ihnen ihr Lied verkehrten. Die Ehrbaren und Stolzen wieder hatten Anstoß an der Öffentlichkeit der Geißelbuße genommen und meinten, ehrliche Leute haben sich dadurch ehrlos und rechtlos gemacht. Das abergläubische Volk strömte, als das neue Jubeljahr 1350 gekommen war, in großer Menge nach Rom, um Ablass der Sünden zu hofen. Die aber diese Geschichten für künftige Geschlechter aufzeichneten, zogen fast alle aus dem Ende der Geißelfahrten nichts als die Lehre, daß man fürder sich wohl hüten solle sich von der Kirche zu trennen, und daß man nie mehr ohne den Rath der h. Kirche solche Dinge unternehme.

Als das 1349^{te} Jahr zu Ende gieng, gefiel es Gott, dem großen Sterben in deutschen und französischen Landen allmählig ein Ziel zu setzen. Und es hatte Deutschland über eine Million Menschen verloren; und als die Seuche unsern ganzen Welttheil durchschritten hatte, lebte ein Viertel seiner Völker nicht mehr; Königinnen und Fürsten waren todt, und 200,000 Flecken und Dörfer standen ausgestorben, vom ältesten Mann

bis zum jüngsten Kinde ihrer Bewohner herab. Aber in den Städten schauten, als die Krankheit vorüber war, die Leute einander noch mit Entsetzen an; denn man glaubte unter lanter lebendigen Leichen zu wandeln, so sehr sahen Alle durch die große Angst und wegen der Verpestung der Luft von einer widrigen Todtenfarbe entstellt aus. Und auch dem armen Israel erschienen wieder günstige Zeiten. Man vergaß, als man Geld und Wundärzte bedurfte, des geschworenen Eides und nahm die Juden wieder in die Städte auf. 1369 zogen wiederum die ersten Schirmjuden zu Strasburg ein, und schon 1365 wohnten laut urkundlichen Angaben innert der Mauern von Basel die Glieder dieses oft niedergetretenen und doch niemals ausgetilgten Volkes. Denn als werde es mitten unter den Gerichten Gottes zu einem großen Zwecke wunderbar erhalten und aufbewahrt, so ist Israel unter seinen Drängern, nachdem sie's manchmal vertilgen wollten, immer wieder da und immer wieder seinen Feinden nöthig gewesen.



Reichs-Rath in



XVI.

Neujahrs-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigem

1838.



Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



D a s

K a r t h ä u s e r K l o s t e r

i n B a s e l.

Diesmal, meine jungen Leser, erzähl' ich nur die Geschichte eines einsamen stillen Winkels in unserer Vaterstadt. Wir gehen nicht auf die öffentlichen Straßen der alten Stadt Basel, zu sehn wie die Bürger in den Krieg ausziehen, und nicht in den Rathsaal, die Väter über das Wohl des Volkes sich berathen zu hören; sondern dort wo jetzt von alten grauen Mauern umschlossen die Gebäude und der Garten unseres Waisenhauses liegen, verweilen wir diesmal, von dem Geräusche der Welt entfernt, und denken an die alten Zeiten zurück, als hier ernste Mönche zur stillen Kirchthüre eingiengen und am großen Hofthor in der Mauer ein schweigender Laienbruder den Gruß eines Vorübergehenden mit einem langsamen Kopfnicken erwiderte.

Die Mönche welche einst in diesem Kloster gelebt haben sind Karthäuser Mönche gewesen. Ihr Orden war strenger als alle übrigen; ihr Kloster stellte nach dem Vorbilde des ersten Klosters in der Karthause (Chartreuse), einer Wildniß bei Grenoble, ganz eine Einsiedelei im Großen mit mehreren Klausnern und Klausen vor; und diese Einsiedler lebten da innerhalb unserer Stadtmauern in strenger Einsamkeit, kamen nicht in die Stadt, predigten auch nicht das Wort Gottes, sondern saßen einsam und schwiegen, tief erschrocken vor dem Gerichte Gottes, streng geschieden von dem Verkehre der bösen Welt, ihre eigenen Seelen wenigstens zu erretten begehrend.

1

Das Karthäuser Kloster ist unter den zwölf Klöstern und Stiftern welche einst in unserer Stadt waren das jüngste und erst im Jahre 1401 gestiftet worden. Es gieng aber ehemals unter den Klosterbrüdern dieses Hauses die stille Sage, die sie in ihren Büchern für die spätern Hausbewohner aufschrieben, daß noch ehe Jemand an eine Karthause in Basel dachte, schon eine Prophezeiung die Errichtung dieses Gotteshauses voraus verkündigt habe. Es war nämlich, so erzählte die Sage, im Kloster der Karthäuser zu Strasburg ein frommer Laienbruder aus Basel, welcher Burkard zum Haupt hieß. Den besuchte einmal, um ihren alten Herrn wieder zu sehn, seine ehemalige Magd Berena und redete mit ihm (der Prior hatte es für diesmal erlaubt) über allerlei was daheim vorgieng; sagte auch unter Anderm, es thue ihr von Herzen leid, daß man in Basel nicht auch wie in Strasburg und Freiburg und wie zu Torberg im Emmenthal ein Kloster der Karthäuser haben und durch ihren ernsten und strengen Lebenswandel an Gutes gemahnt werden könne. Worauf ihr der fromme Bruder antwortete: „Ich sage dir Berena, du wirst es noch erleben, daß zu deiner Zeit in Basel ein ansehnliches Haus der Karthäuser stehn wird. Dem werden viele Böse zuwider sein; aber es wird ihnen nicht gelingen, und ganz Basel wird sich zuletzt über sein Gedeihen freuen.“ Und als später ein ehrwürdiger Prior dieses Ordens auf Besuch in Basel war und sah wie mehrere andächtige Gemüther ein Verlangen trugen eine Karthause in unsrer Stadt errichtet zu sehn, so soll auch er von dem zukünftigen Kloster verwunderlich geweiffagt haben und gesagt: „es wird sehr arm sein; aber nachher wird es an Einwohnern und Gütern also wachsen, daß man es die Krone der Karthäuser am Rheinstrome nennen wird.“

I. Wie das Karthäuser Kloster in Basel gestiftet wurde.

Nicht lange hernach trug sich zu, daß Herr Jakob Zyböl, Oberzunftmeister der Stadt Basel, mit einigen andern ansehnlichen Rathsgliedern auf eine Botschaft an den Rath zu Nürnberg abgeschickt wurde; und als die Basler Botschaft von denen zu Nürnberg freundschaftlich empfangen, auch mit Ehren bewirtheet worden war, und man sie nun, um ihnen die Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, überall herumführte, kamen sie auch in das Karthäuser Kloster daselbst. Auf die Bitte der Herren von Nürnberg versammelte der Prior den fremden Gästen zu Gefallen den Convent zu einem Gespräche, und der Oberzunftmeister von Basel wurde von den guten und reifen Reden der Mönche und von dem ganzen Ernst ihrer Sitten so ergriffen und erbaut, daß er anfeng bei sich selber zu denken, wenn er nur so glücklich

sein könnte, ein Haus für den Karthäuser Orden zu erbauen, das würde ihm sein größter Wunsch sein. Und als er wieder in Basel war, sann er der Sache immer mehr und mehr nach, und fasste zaghaft den Gedanken, dieses Werk könnte vielleicht für ihn aufgehoben sein; schrieb auch deshalb an den Prior der Karthause zu Strassburg. Diesem gefiel die Sache sehr wohl. Denn er hörte, daß Zybol ein sehr angesehener Mann war, verständig, beredt, von stattlichem Aussehn und bei den Baslern beliebt, einer von den Achtbürgern, deren Geschlechter mit den Edeln Heirath zu schließen pflegten; er trug im Wappen das ihm der Kaiser geschenkt hatte drei Feuerflammen im silbernen Feld, und war so reich und mächtig, daß er unter Andern das Schloß Rheinfelden als Pfandschaft vom Herzog von Östreich für eine große Summe Geldes inne hatte.

Es stand aber damals im Kleinbasel am obern Ende desselben, wo der Stadtgraben an den Rhein stößt, ein altes leeres Gebäude, worin vor Zeiten die Bischöffe etwa für einige Tage zu wohnen pflegten, als Kleinbasel noch zu ihrer weltlichen Herrschaft gehörte. Und es traf sich nun, daß der Rath zu Basel diesen Bischoffshof in Sankt Margrethenthal (so hieß der Ort) eben verkaufen wollte. Da sagte der Obersitzunftsmeister Zybol eines Tages im Rathe, er wüßte, daß der Bischoffshof ihm und sonst keinem Andern verkauft werde, und bot dafür 600 Goldgulden als Kauffschilling an. Die Herren vom Rathe wunderten sich deß höchlich und wollten wissen, was er doch mit diesem Gebäude machen wollte. Er antwortete, er wolle mit Gottes Gnade den Hof des Bischoffs in so einen Stand setzen, daß die Stadt Basel sich noch in späten Zeiten darüber freuen solle. Und dann fügte er, offen heraus redend, hinzu: das ist meine Absicht, daß ich, so Gott hilft, dort ein Haus der Karthäuser errichten will. Darüber wurden die Herren alle sehr froh und der Kauf wurde geschlossen.

Am Dienstag nach Nicolai des Bischoffs im Jahre 1401 ward der Platz und die Gebäude dem Herrn Jakob und den Karthäusern unter Brief und Siegel förmlich übergeben, und im Anfange März des folgenden Jahres ließ der Karthäuser Prior Wynandus von Strassburg zwei Mönche und einen Laienbruder aus seinem Kloster hieherziehen, damit sie in dem verlassenen bischöflichen Hofe ihr einsames strenges Ordensleben zu führen anfangen. Bald darauf wurden auch schon einige Novizen in die neue Stiftung aufgenommen. Aber die ersten Anfänge unseres Klosters waren noch gar unscheinbar und gering. Da waren noch keine besondern Zellen für die Mönche gebaut und zur Kirche mußte der ehemalige Saal des Bischoffs dienen; man hatte die alten Kirchstühle einer abgebrochenen Kapelle der heiligen Margaretha darcin gestellt, die Fenster verwahrte man

anstatt der Glasscheiben mit leinenen Tüchern, und die Glocke mußte statt in einem schönen Glockenthurm im Kamin der Küche aufgehängt werden. Im Hause war kaum das nöthige Brot und Gemüse vorhanden, und die Brüder mußten manchmal, wenn sie das gegessen hatten, noch eine und zwei Stunden warten bis der andere Theil ihres armen Mittagessens ihnen von jenseit des Rheines aus dem Hause Zyhols (dem untern Collegium) gebracht wurde, und dann war es erst weder gar fein noch gar reichlich zubereitet. Die Väter aber waren dabei geduldig und fröhlich im Geiste und dienten Gott auf ihre Weise, so gut sie's eben verstanden.

An Neidern und Gegnern fehlte es der neuen Stiftung auch nicht; das Domkapitel und der Leutpriester zu St. Theodor suchten auf alle Weise den Bau des Klosters zu hindern; böswillig Gesinnte wollten einmal den Klosterbrüdern eine Knabenschule in die Nähe bauen, damit sie in ihrer Stille gestört würden; und der größere Theil des Karthäuser Ordens selber meinte lange, es würde besser sein das Haus zu Basel wieder eingehn zu lassen. Aber da der Stifter und der Strasburger Prior unermüßlich in ihrem Werke beharrten, wurde endlich zu ihrer großen Freude im Laufe des Jahres 1407 vom Generalkapitel der Karthäuser die Einverleibung dieses Hauses in den Orden beschlossen. Und Prior Wynandus verließ sein ansehnliches Kloster zu Strasburg, um als erster Prior der Karthause zu Basel die Arbeit seiner noch übrigen Lebensstage dem Hause zuzuwenden für das er eine so große Vorliebe hatte.

2. Wie das Kloster erbaut wurde.

Mit frischem Eifer schritten jetzt Wynandus und Zyhols an die Erbauung ihres Klosters. Ein Karthäuser Bruder des Strasburger Hauses, Johannes von Ungarn, ein geschickter Steinhauer und Baumeister, ordnete alles an, bestimmte die Orter wo die Kirche stehn und wo die Kreuzgänge und die Zellen der Mönche hinkommen sollten, und leitete den Bau der Kirche. Es freuten sich Viele in der Stadt, als sie sahen, wie schon die drei ersten Zellen standen und wie das schöne ernste Gotteshaus mit seinem Chor und den hohen Fenstern sich immer mehr emporhob und so feierlich an das Eine mahnte was Noth thut. Alle Samstag kam an die äußere Thüre des Klosters ein Weib, einfach und ehrbar gekleidet, ihrem Aussehn nach nicht gar alt und nicht gar jung, mit einem frommen stillen Gesicht. Sie sagte nicht viel, sondern fragte nur jedesmal, wie es mit dem Bau der Kirche vorwärts gehe, brachte gar andächtig einen Stebler für den Kirchenbau, und gieng schweigend wieder fort. Das währte so lange bis die Kirche fast

fertig war. Erst als die Frau an ihrem Samstage nicht mehr erschien, fiengen die Klosterbrüder an einander über diese andächtige Matrone zu fragen, und es reute sie, daß Niemand je nach ihrem Namen gefragt hatte. Oft sagte der gute Oberstzunftmeister Zyböl in dieser Zeit: Der in dessen Hand Alles stehe, möge doch seine gute Absicht, die er bei diesem Werke habe, gnädig ansehen. Er hatte es auch gar nicht anders im Sinn, als daß er die andern Zellen und Gebäude noch alle auch wollte bauen lassen. Da traf ihn im Jahre 1409 ein harter Schlag, welcher den Fortgang seines angefangenen Werkes auf viele Jahre hinaus lähmen sollte. Denn als am 5^{ten} October zwischen Basel und Östreich der Krieg ausbrach, meinte der Bürgermeister und Rath, der Oberstzunftmeister Zyböl sollte ihnen das Schloß zu Rheinfelden, das er als Pfandschaft vom Herzog hatte, übergeben. Aber Zyböl wollte das nicht; denn nicht das Schloß, sondern nur die Einkünfte der Herrschaft gehörten ja sein; und so geschah es, daß der östreichische Landvogt und die Rheinfelder zu großem Schaden der Basler die Burg einnahmen. Da wurde der Oberstzunftmeister zu Basel ins Gefängniß gethan und eine Zeit lang mit seinen zwei Söhnen schwer gefangen gehalten, bis er endlich am Dienstag nach St. Andreas sich gegen Bürgermeister und Rath schuldig erklärte, ihnen die Summe von 12,000 Gulden zu zahlen. Dieser große Verlust und die Demüthigung welche der Stifter des Klosters erleiden mußte betrüßte die armen Karthäuser tief. Und der gute Herr Jakob kam zwar, sobald er wieder frei wurde, zu den Brüdern und tröstete sie selber und sprach: Seid nicht allzu traurig über das was geschehen ist. Ich will euch, so mir's der Herr giebt, doch nicht gänglich verlassen. Und zum Pfand dessen übergab er dem Prior einen Brief, worin er sich und seine Erben auf ewige Zeiten für 100 Gulden jährlicher Einkünfte gegen das Kloster verschrieb, und schenkte noch dazu Kleinodien von Gold und Silber, die an die 300 Gulden werth waren. Aber so sehr er immer noch that was er nur vermochte, so konnte sich doch seine Stiftung auf lange lange Zeit nicht mehr von dem Schlage der sie getroffen hatte erholen. Und vier Jahre darauf wurde dem Kloster sein treuemennender Stifter völlig entzogen. Er hatte eben angefangen in der Karthause zu wohnen und Tag und Nacht an den Gottesdiensten der Brüder Theil zu nehmen; denn er gedachte die Welt völlig zu verlassen und als ein dienender Laienbruder den Rest seiner Tage zu beschließen. Da überreichte ihn, als er auf das Begräbniß eines Sohnes in seinem Hause zu Sankt Martin war, die Krankheit die ihn zum Tode führte. Am dritten März 1414 ließ er den Prior und Schaffner des Hauses vor sein Sterbebette kommen. „Siehe ich gehe nun,“ so sprach er, „den Weg alles Fleisches; meine

Seele und die Seelen der Meinigen befehle ich euern frommen Gebeten." Es schien ihn in dieser schweren Stunde zu ängstigen, daß er mit allen seinen Werken und Stiftungen doch nicht genug gethan habe für seine Sünden. Er starb indem er die denen er so viel Gutes gethan hatte um Vergebung bat, daß er ihnen so wenig erwies. Sein Grab ist ihm vor dem Hochaltar seiner Kirche gegraben worden. Die Summe alles des was er dem Kloster vergabt hatte belief sich auf 4,713 Gulden.

Endlich stand im Jahr 1416 die Kirche vollendet da; es waren drei Altäre darinnen errichtet; eine Scheidwand in der Mitte trennte das Chor der Laienbrüder von dem Chore der Mönche (der jetzigen Waisenhauskirche), daß die Laien die Gefänge der Mönche nur durch das Gitter der Thüre und den großen offenen Bogen darüber vernehmen konnten. Am Sonntage Quasimodogeniti, den 26^{ten} April des Jahres, wurde die feierliche Einweihung der Kirche gehalten. Es weihte sie der Weibbischoff des Bischoffs von Constanz. Eine große Menge von Prälaten und Geistlichen folgten ihm von einem Orte zum andern und sangen. Den ganzen Tag bis in die Nacht strömte das Volk, Männer und Weiber, in das offene Kloster hin, gingen in der Kirche und überall an den bezeichneten heiligen Orten umher, sahen sich mit großer Andacht die ersten merkwürdigen Zellen der einsiedlerischen Mönche an und dachten sich, wie es Alles einst werden müsse. Dann schloß sich wieder die große Pforte der Menge und besonders den Frauen für immer.

Seit dem Tode des Stifters gieng es zwar mit den Bauten im Kloster von Jahr zu Jahr etwas weiter von statten. Der Junker Burkard Zibol, der Sohn des Oberstzunftmeisters, trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters. Nicht wenig that auch Frau Adelheid von Eptingen, die man nur die Münchin nannte; und die Herzogin Isabella von Burgund, Gemahlin Herzog Philipps des Guten und Mutter Karls des Kühnen, gründete zwei Zellen, damit die darin wohnenden Klausner ihres Hauses beständige Fürbitter bei Gott werden möchten. Aber bei dem Allem wäre der entworfene Plan doch niemals ausgeführt worden, wenn nicht in den Jahren 1431 bis 1448, zur Zeit als Vater Albert und Vater Adolph Prioren der Karthause waren, das große allgemeine Concilium in unsrer Stadt gehalten worden wäre. Denn es nahmen bald manche unter den angesehensten Vätern des Concils an dem noch unvollendeten Karthäuser Kloster einen besonderen Antheil. In dem Buche der Wohlthäter dieses Hauses findet man die Namen der päpstlichen Legaten, Cardinals Julianus, des ersten Vorstehers der Kirchenversammlung, und besonders des Nikolaus, Cardinals des h. Kreuzes, aufgeschrieben. Auf einer steinernen Tafel welche in die Wand der Sacristei eingemauert ist sind die Wohlthaten

Thomas Wolton, eines Bischoffs aus England, verzeichnet. Neben diesen Namen sehn im Buche der Wohltäter auch die der eifrigsten Widersacher des ränkevollen Papstes Eugen. Denn die Karthäuser konnten sich der hohen Gunst des berühmten Cardinals Ludwig von Arles rühmen; das war der welcher nach der Abreise des Legaten mit großer Gewandtheit, Kraft und Geistesgegenwart den heftigen Beratungen des Conciliums vorstand, als die Versammlung sich über den Papst zu stellen und ihn zu entsetzen wagte; und er war es auch der nachher, als man auf der Mücke zu Basel einen andern Papst gewählt hatte, demselben vor der Münsterkirche die dreifache Krone aufsetzte. Dieser Cardinal pflegte oft die stille Karthause zu besuchen, und ihm gefiel die ganze Anordnung und der Plan der Gebäude so wohl, daß er sagte, es sei dieser Platz von Anfang her für ein Haus des Karthäuser Ordens bestimmt gewesen. Ein besonderer Beförderer des Hauses war auch der ehrwürdige Bischoff Georg von Via aus Hispanien, welcher bei jener merkwürdigen Versammlung im Chore des Münsters den Vorsitz führte, als Papst Eugen feierlich dreimal vor dem Hochaltar und dreimal vor der Kirchthüre auf dem Münsterplatz mit lauter Stimme als ein Angeklagter vor das Gericht des Conciliums vorgelesen wurde. Und der neugewählte Papst selber, Felix V., begabte das Kloster auch, schickte den Brüdern in St. Margrethen Thal oft Fische, Käse und Wein zu ihrer Erfrischung und speiste einmal mit ihnen im Refectorium. Als die Pest damals in Basel herrschte, sind die angesehensten Cardinäle und Prälaten in der Kirche dieses Klosters begraben worden. Wenn man den Fußboden von Brettern aufdeckt, sieht man noch jetzt in der Gegend wo einst der Frohnaltar stand die Grabsteine des Cardinals Alphonsus von Curillo; des Patriarchen von Aylar, welcher der letzte unter den Herzogen von Teck war; und unter ihnen das Grab des gelehrten Doctors beider Rechte, des Ludwig von Rom, der an den Sitzungen alle Gesetze nach denen gefragt wurde auswendig zu sagen wußte. So hat auch der Cardinal von Arles seinen Caplan, seinen Schreiber, seinen Kämmerer und seinen Beichtvater in diesem Kloster bestatten lassen.

Durch die Gaben und den Nachlaß aller dieser Väter ward es nun möglich, den Bau der Karthause nach dem ersten Plane fast bis zum Ende auszuführen; die Reihen der Zellen füllten sich; die Kreuzgänge mit ihren Bogen und Fenstern und den gemalten Scheiben darin stellten sich vollständig den staunenden Blicken dar; die Sacrifici, der Ort wo die Brüder Capitel hielten, die Bibliothek standen da, und der Bischoff von Marseille weihte diese Örter alle zu heiligem Boden ein.

Biegen des Kopfes grüßen, und denen die nach dem Wege fragten, ihn zeigen. Sie eilten ebenfalls, wenn die Mönche zur Frühmesse oder zur Vesper gingen, in die Kirche wo sie ihr besonderes Chor hatten. Hier hielt einer der Mönche vor ihnen das Amt um alle Gebete; sie machten schweigend alle seine Bewegungen nach. Aber am Vorabend der Feste durften die Gehorsamen unter ihnen durch die Gitterthüre ins obere Chor gehen und den Gottesdiensten der Mönche beiwohnen, und am Sonntag predigte ihnen der Prior das Wort Gottes und sie beichteten ihm.

Es haben vor Zeiten einst in diesem Kloster aufrichtige Männer sich's sauer werden lassen, die Last ihrer Sünden zu tragen, weil jenen Zeiten der Trost Gottes verdeckt war, daß Einer die Last seiner Gläubigen trägt und getragen hat. Von dem was in den Gemüthern dieser schweigenden Büsser vorgieng hat Niemand etwas vernommen. Nun eine Kunde ist aus diesen Zellen zu uns gekommen, und diese ist, merkwürdig genug ein Zeugniß, daß den Karthäusern ihre allerernsteste Selbsthülfe nicht Ruhe ins Gewisse brachte, daß aber dafür der Gott alles Trostes diese stillen Zellen besuchte und hie und da ein verwundetes aufrichtiges Herz sein Heil sehen ließ.

Es lebte im Jahre 1456 in einer Zelle der Karthause zu Basel ein Mönch, Bruder Martinus genannt. Der hatte, von schrecklicher Angst über seine Sünden ergriffen, vergebens das Gelübde eines Karthäusers auf sich genommen, vergebens gefastet und die härtere Hemde angezogen, gewacht und Gebete über Gebete geleistet; es war Alles seinem Gott und seinem Gewissen noch nicht genug; er fand nur Ruhe und Hoffnung in Glauben an seinen Erlöser. Da beschloß er auf sonst nichts Anderes zu bauen; weil aber dieser Glaube damals vom Papst mit dem Tode bestraft worden wäre und er fürchtete, er könnte zu schwach sein, ihn mit dem Munde zu bekennen: so nahm Bruder Martinus ein Stück Pergaments und schrieb darauf sein Bekenntniß und seinen Glauben

„ Ich Bruder Martinus, unwürdig des Namens eines Karthäusers, bekenne dir, barm
 „ herziger Gott Vater, alle meine vielen, großen und ungeheuern Laster und Sünden,
 „ welche ich seit der Zeit meiner Wiedergeburt in der Taufe bis auf diese Stunde jemals
 „ begangen habe. Und zur Genugthuung für alle diese meine Ausschweifungen und Sün-
 „ den bringe ich dir, liebevoller Gott, den köstlichen und überschwänglich reichen Schatz
 „ des unschuldigsten Leidens unsres Herrn Jesu Christi, des Gekreuzigten, deines
 „ geliebten Sohnes dar; indem ich wohl weiß, daß ich anders nicht selig werden, noch
 „ dir genug thun kann, als nur durch das Verdienst seines unschuldigen Leidens und
 „ Sterbens.“ Und weil den armen Bruder noch die Furcht peinigte, er möchte, se

einsam mit seinem neuen Glauben mitten unter den Irrenden, in einer Stunde der Anfechtung wieder zweifeln und wanken, schrieb er's jetzt feierlich auf sein Pergament hin: daß er in solche Zweifel hiemit weder mit dem Mund, noch mit dem Herzen, noch mit der Vernunft, noch mit dem Willen einwillige. „In deine Hände, Herr,“ fuhr er fort, „befehle ich meinen Geist. O frommer Jesus, mein ganzes Heil ist in deiner Hand.“ Und wieder: „Du kannst, barmherziger Jesus, die Hände deiner Güte nicht von mir abziehen; denn deine Hände haben mich geschaffen und haben mich gebildet und mich erlöst. Mit einem eisernen Griffel hast du mich tief in deine Hände gezeichnet und mich eingegraben in dein verwundetes Herz.“ Und wieder: „Gütiger Jesus, ich bin gewiß, daß sonst Niemand meine Seele wegnehmen wird, weil ich ja meinen Geist in deine Hände befehlen will.“ So schrieb der theure Mann, und nachdem er noch beigefügt, sein Engel möge dieses Blatt einst am zukünftigen Gerichte Gott zeigen, zum Beweise, daß er geglaubt habe, machte er ein zweifaches Kreuz, „das Zeichen des großen Königes“ darunter, nahm sein Bekenntniß, verschloß es in eine hölzerne Kapsel und mauerte das gefährliche Blatt in die Mauer seiner Zelle ein. — Als man 320 Jahre später die Zellen abbrach, fand man unter einem Balken das Glaubensbekenntniß; aber seitdem war es Licht in Basel geworden und der Glaube des Bruder Martinus wurde längst laut in den Kirchen gepredigt.

4. Wie es weiter bei uns mit dem Karthäuser Kloster ergangen.

Im Jahre 1449 erwählten die zum Capitel versammelten Brüder den ehrwürdigen Vater Heinrich von Alleveld zu ihrem Prior; er war der erste der aus den Söhnen des Hauses selber gewählt wurde. Derselbe hatte als ein in Geschäften wohlbewandertes Mann am Concilium das Amt eines Notarius geführt; aber nach einigen Jahren verließ er die Welt und trat in das Kloster ein. Er blieb nun über 50 Jahre lang ein Muster der Andacht, der Enthaltensamkeit und der Demuth unter den Klosterbrüdern, und stand während dreißig Jahren den schwierigen Angelegenheiten des Hauses als ein treuer, leutseliger und verständiger Prior vor. Denn als endlich die Bauten beinahe alle vollendet waren, begann es nun dem Kloster an den nöthigen Conventsbrüdern und an dienenden Laien zu fehlen. Oft waren's ihrer kaum zwei die den Dienst des Altars zu verrichten im Stande waren, und der Prior Heinrich las manchmal bei der Conventmesse das Evangelium für sich allein. So waren auch unter frühern Prioren und Schaffnern die Geschäfte des Hauses in Unordnung gerathen; die Schuldner waren nicht auf-

faßte auf einmal den Entschluß, allen diesen Gütern offen vor aller Welt zu entsagen und als ein armer, büßender Einsiedler unter die Karthäuser in St. Margrethen Th zu gehn.

Es war Hieronymus Zschegkenbürlin, Licentiat der Rechte, Sohn des Oberzunftmeisters Zschegkenbürlin. Er hatte, als er in Paris und Orleans studierte, tiefer Welt und in der Sünde gelebt, und war bei allen muthwilligen Streichen und Unbarkeiten seiner Gesellen immer der Erste und der Anführer gewesen. Jetzt aber in seinem 26^{ten} Jahre hatte ihn eine große Reue ergriffen, der er nicht los werden konnte. Manchmal gieng er des Nachts heimlich über die Rheinbrücke; die ihn sahen, meinte er gehe wie sonst seinen bösen Streichen nach; aber er schlich durch das Gäßlein d zur Karthause führte, klopfte an, wurde eingelassen, und besuchte nun die stillen Gänge und Klauen der Einsiedler, ließ sich von ihren Sitten sagen und wohnte mit stiller Andacht ihren nächtlichen Vigilien bei. Und so wuchs in ihm immer mehr das Verlangen an diesem ernstern und einsamen Orte eine Zufluchtsstätte zu finden vor seinem Gewissen und vor den Sünden der Welt. Als aber sein Entschluß zur Reise gediehen war, trat er öffentlich vor das Consistorium und erklärte, daß er hiemit alle seine Güter und sein ganzes Erbtheil durch eine Schenkung unter Lebendigen dem Karthäuser Kloster zu völligen Eigenthum übergebe. Darauf am Pfingstfeste 1487 gab er seinen Brüdern Verwandten und Freunden ein köstliches Gastmahl und nahm, wie Einer der aus dieser Welt scheidet, von ihnen Abschied. Nun machte er sich auf und schritt am offenen Tag durch die Straßen der Stadt dem Kloster zu; seine Freunde gaben ihm auf diesem ersten Gange das Geleit; eine Menge Volkes stand auf der Rheinbrücke, den Jüngling der sich Gott weihen wollte zu sehen. Er hatte sich zum letzten Male nach der Welt der Welt prächtig geschmückt; sein langes gelbes Haar wallte in zierlichen Locken an sein Wams von Purpur herab; mittheilig sahen die Leute seine schöne Gestalt an, und im Gewissen getroffen staunte ein Mancher über die wunderbare Veränderung die in diesem Herzen vorgegangen war. Ihm nach strömte Alles zum Kloster. Als man an der Klosterthüre ankam, empfingen ihn stillschweigend die Einsiedler in ihren weißen Gewändern; die Freunde und viele Umstehende weinten; der Jüngling trat zum Thore ein und vertauschte seinen Schmuck mit der Mönchskutte. Man konnte draußen den Psalm der Brüder hören, als sie den Novizen nach seiner Zelle begleiteten und sangen: Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!

Früher als es sonst geschehn durfte, schon am Feste Aller Heiligen, ward Bruder Hieronymus mit dem Mönchsgewande feierlich angethan, sprach laut und offen das ewige Gelübde des Gehorsams und der Bekehrung und legte es in Schrift verfaßt auf den Altar nieder. Bald darauf, als der Prior bemerkte, wie der neue Klosterbruder in der strengen Einsamkeit seiner Klausen krank und schwermüthig wurde, übertrug er ihm das Amt eines Sacristans. Und Hieronymus verrichtete dieses Geschäft mit solcher Dienstfertigkeit und Demuth, daß er alle heiligen Geräthe immer selber reinigte; ja, er ließ nicht einmal zu, daß je ein Anderer als er selbst seine Kleider wüsche, damit Niemand sich daran erinnern könnte, wie einst in der Welt solche Dienste für ihn zu niedrig gewesen. Nachher wurde er zum Schaffner des Hauses verordnet, weil er so, wie's seine lebenskräftige Jugend erforderte, mehr an der freien Luft umhergehn und etwa auch mit andern Leuten reden konnte. Und im Jahre 1501 ward Vater Hieronymus zum Prior des Klosters erwählt.

In diesem Amte hat er mit großer Thätigkeit für die Verschönerung, den Wohlstand und die Ehre seines Hauses gesorgt; also daß er nur der zweite Stifter des Klosters genannt wurde. Durch seine Güter und die Gaben seiner Verwandten wurde die Karthause endlich von allen Sorgen der Armuth befreit. Und weil er von jeher eine Freude an kunstreichen Dingen hatte, so ließ er unter Andern das große Thor erneuern und mit gemalten Bildern schmücken, ließ zwischen der Kirche und dem großen Brüderhause einen bequemen Zugang nach den Zellen der Mönche durchbrechen, und baute im Hause der Gäste die schöne Gaststube, welche noch jetzt zu sehen ist mit ihrem zierlichen Gefäße und mit der gewölbten Decke von Holz, die ein einziger Nagel zusammenhält. Denn es war eine Sitte der Karthäuser, daß sie jeweilen in ihrer Einsiedelei fremde und besonders geistliche Gäste, die zu ihrer Erbauung sie zu besuchen kamen, bewirtheten und beherbergten. Und der Vater Hieronymus, bei welchem immer mehr seine heitere Gemüthsart wieder zum Vorschein kam, übte diese Gastfreundschaft mehr als alle bisherigen Väter der Karthause. Für diese Gäste ließ er auch das große Prachtbette machen, welches die Leute noch des Ischegkenbürlins Bette nennen.

Während dem indessen der Prior den Glanz des Hauses erhob und, die Schwermuth mancher allzu ängstlicher Brüder meidend, sich zuweilen etwa an dem Gespräche fremder und oft auch weltlicher Gäste erholte, will mir doch vorkommen, sein Sinn

die Sache untersuchten, bestätigte sich das falsche Gerücht nicht. Aber der Anführer der Bauern nahte jetzt unsern Mauern; die Stadt erwartete eine Belagerung. Den Wochen lang durften, damit man die Raths- und die Morgenwachtglocke höre, in keinem Kloster mehr die Glocken geläutet werden. Dieses Schweigen erregte den Klosterleuten schlimme Ahnungen, und es war den armen Karthäusern eine Freudestimme, als sie ihr Sacristan zum ersten Mal wieder mit dem alten Klange zum Gesange des Salve Regina rief.

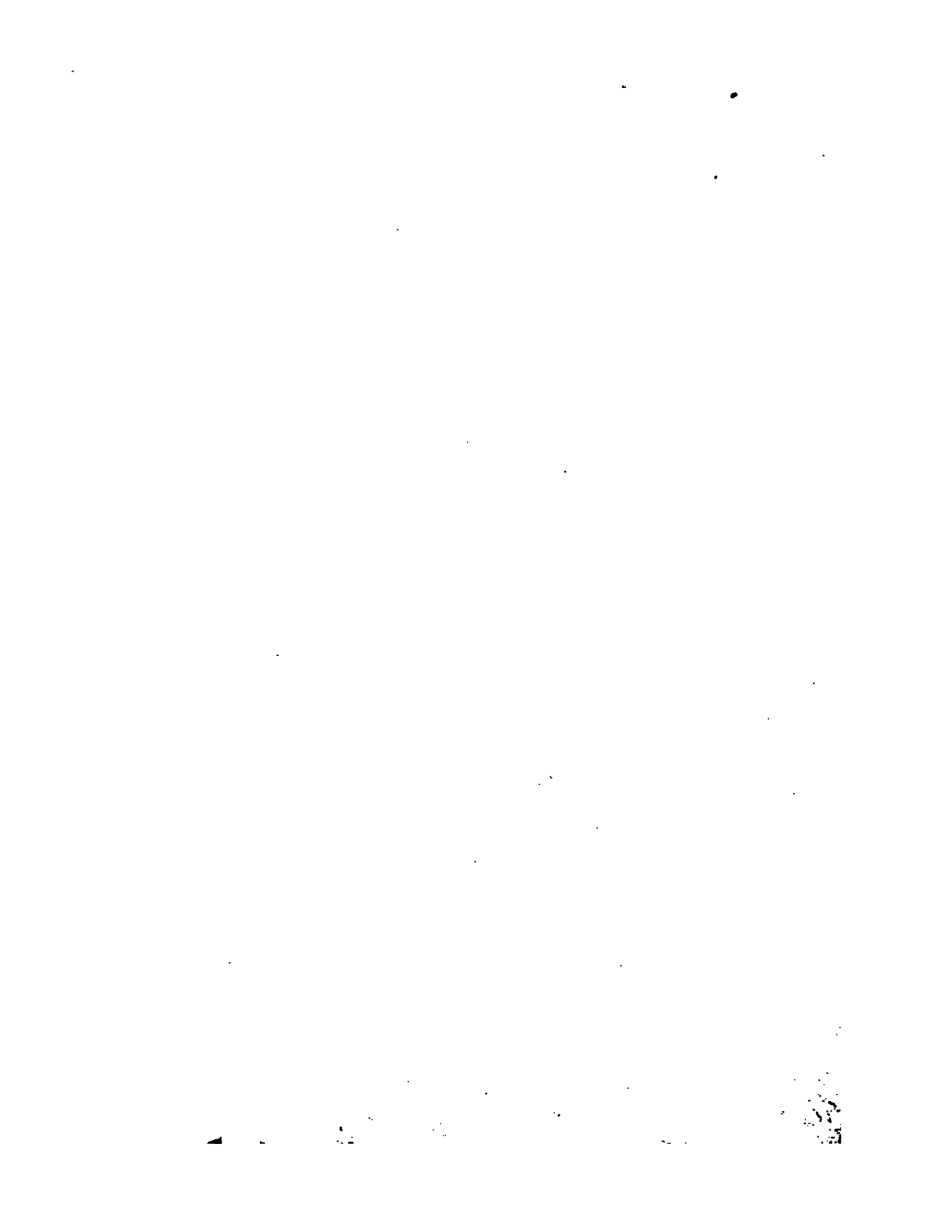
Aber die kleine Freude währte nicht lange. Am fünfzehnten Juni, am Frohnleichnamstage, nach Essenszeit, kamen zu ihnen der Bürgermeister und fünf oder sechs Herren, deren Einige von den Rätthen waren, ließen den Convent versammeln und verkündeten den traurigen Klosterbrüdern den Beschluß beider Rätthe, daß sie fortan Niemand mehr in ihren Orden neu aufnehmen und nichts von ihrem Gut oder Gelde an ihre fremden Oberen steuern oder sonst veräußern dürften. Und am Tage darauf kamen die Herren wieder und fiengen an im Kloster und der Kirche umherzugehen und alle Kostbarkeiten, die Kelche, die Gefäße und die geschmückten Kirchengewänder aufzuschreiben. Die Mönche schwiegen und klagten es Gott, und ich möchte es auch thun, daß man in so heiligen Angelegenheiten zuerst daran gedacht hat.

Am ersten October dieses Jahres — es war ein Sonntag — erschienen abermal vier Herren des Raths und lasen einen obrigkeitlichen Beschluß an alle Klosterleute vor, worin stand: „daß diejenigen, so den Willen hätten ihren Orden zu verlassen und glaubten, ihrer Seelen Heil besser im weltlichen Stande als im Kloster zu fördern, diese sich binnen Monatsfrist erklären und herausgehn möchten. Man werde einem Jeden erstatten was er ins Kloster gebracht habe, und denen die nichts gebracht solle etwas zu ihrer Nothdurft gegeben werden. Die aber welche diesen Monat nicht aus dem Kloster gehn würden sollten bei einander verharren und nach ihres Klosters Ordnung ein gütliches, ehrbares und friedliches Leben führen.“ So lautete der Spruch der väterlichen Obrigkeit, welche hie mit den gezwungenen Gewissen ein Joch abnehmen und die gegen bessere Erkenntniß noch Schwankenden zum Entschiede dringen wollte. Den Brüdern in der Karthause erschien es nur wie eine Versuchung zum Treubruche. Und obschon ihrer Einige wankten, hauptsächlich über die Drohung, daß sie hernach bleiben müßten, erschrocken: so hatten sie doch zuletzt die stolze Freude, deren sonst kein Kloster in der Stadt sich rühmte, daß von ihnen Allen nur Einer die düsteren Zellen und das viel verachtete Kloster verließ.

Rings um sich her sahen sie aber immer mehr und mehr die prangenden und schmuckreichen Gottesdienste zerfallen; die lateinischen Litaneien hörten auf; an die Stelle der Messe trat immer mehr die einfache und rechte Predigt des Wortes Gottes; die Prozessionen wurden in den Kirchen der Katholischen nur noch innerhalb des Kirchhofes gehalten; am 10 August 1526 wurden in der Kirche Hoflampads zum ersten Mal unter heißen Freudenthränen die deutschen Psalmen gesungen. Fast Niemand wollte mehr um Seelenmesse den Klöstern Geschenke machen. Die Klöster der Stadt wurden immer leerer. Nur Einer oder der Andere blieb zu St. Alban, bei den Predigern und den Minoriten übrig. Bei den Augustinern lehrte ein Klosterbruder seine drei Gefährten das Evangelium; viele Nonnen traten in den Stand der heiligen Ehe. Die Karthäuser hörten auf einmal des Nachts das Glöcklein bei den Augustinern, das zur Frühmesse rufen sollte, nicht mehr über den Rhein her zu ihnen schallen; bei den Clarissertinnen schwieg es bald auch, und jetzt kam zum letzten Male das Geläute von St. Alban herüber und verkündete von nun an den Karthäusern nicht mehr, ob jetzt noch dort drüben am jenseitigen Ufer die letzten Benediktinerväter durch die stille Nacht in die Kirche gingen zu beten.

Zwar die Bürger in Kleinbasel hiengen noch an der alten Sitte, und der Rath hatte im April 1528 noch nichts Weiteres beschlossen, als daß in den einen Kirchen die Bilder und Zierathen abgeschafft, in den andern beibehalten wurden. Allein als die Evangelischen immer freier beim Rath auf Entscheidung drangen, die Kleinbasler und ihre Gleichgesinnten hinwieder ihre Harnische um sich gürteten, trat das Ende der Sache immer näher. Die Stadt hatte manchmal ein kriegerisches Aussehn; einen Augenblick war der Aufruhr und der blutige Bürgerkrieg nahe. Im Münster, zu St. Ulrich, zu St. Alban und bald überall in der großen Stadt wurden die Bilder von stürmischen Haufen heruntergerissen und zertrümmert. In der kleinen Stadt retteten die Bürger den Schmuck ihrer Kirchen und Klöster auf die Kirchenbühne. Aber jetzt gebot auch der Rath, daß alle Bilder auf öffentlicher Straße verbrannt würden. Es geschah am Aschenmittwoch des Jahres 1529. Am folgenden Sonntag wurde in allen Kirchen der Stadt der Gottesdienst auf evangelische Weise gehalten.

In der Woche nach Lätare war endlich das Schicksal der Klöster entschieden. Sie wurden alle geöffnet. Die Ordensleute mußten ihre Kleidung und Regeln aufgeben, in einfachem schwarzem Kleide gehn und wenn man Gottes Wort verkündigte, herausgehn die Predigt zu besuchen. Sonst durften sie, wenn sie wollten, in ihren öde gewordenen



Anmerkungen

zum

Neujahrs-Blatt 1838

über die

Karthause zu Basel.

Zu Cap. I. Wie das Kloster gestiftet wurde.

1. Ehe noch Herr Jakob Zytol an die Stiftung einer Karthause in unsrer Stadt dachte, hatte schon der Markgraf von Rötelen den Strasburger Prior zu sich kommen lassen und ihm sein Vorhaben eröffnet, daß er einen Drang und Trieb in sich spüre, ein Karthäuser Kloster auf seinen Besitzungen zu errichten. Aber der Prior Wynandus fürchtete, es möchte da an Geld und an hülfreichen Händen fehlen, und wich weislich aus, gieng mit dem Markgrafen suchend auf seinem Gebiete umher und fand nirgends einen recht gelegenen Platz. Da hingegen der Obersitzunftsmeister von Basel mit demselben Anerbieten kam, nahm der Prior den Gedanken alsobald mit großen Freuden auf.

2. Der Ort wo das Kloster gebaut werden sollte, war längst der h. Margaretha geweiht (*locus ille fuerat per prius illi sanctæ intulatus*); denn es stand in dem Graben der Mauer, welche den Ort gegen dem Weingarten und dem Rhein hin umschleßt, (*in fossato muri hunc locum versus vineta et renum circumgentis*) eine schöne steinerne Capelle der h. Margaretha. Von der glaubte man nun, sie könnte mit der Folge der Stadt schädlich werden, und so bat die Stadt beim Herrn von Constanz darum, daß er in die Versehung dieser Capelle seines Kirchsprenzels einwillige. Er that es unter der Bedingung, daß man die Schutzpatronin des Ortes nicht vernachlässige. Die Capelle wurde nun abgebrochen und die Steine derselben wieder zum h. Dienste verwendet. Die Gitterthüre welche zwischen dem Chor der Mönche und der Laien war (*preciosa janua quæ nunc est inter monachorum et fratrum laicorum chorum*) und welche noch an ihrem Blazie steht und deutlich zeigt, daß sie nicht für diesen Ort gemacht ward, stand einst in jener Capelle. Und so auch sind die Steine der gewundenen Treppe, die in der Kirche steht, aus den abgebrochenen Bauten der alten Capelle genommen. (*Lapides sculpti depositæ capellæ dabantur a civitate in structuræ novæ subsidium, ut patet in illa coelea, qua ascenditur ab imo usque ad summum ecclesiæ meæ. Hy lapides steterant antea in commemorata capella.*) Ich vermuthete, daß diese Treppe eben zur Capelle in den Stadtgraben hinunter geführt habe.

Zu Cap. 2 u. 3. Die Einrichtung der Gebäude.

1. Die 16 Zellen der Mönche im Garten.

Wie sich die 3 Zellen des Priors, Subpriors und Schaffners zu dem Hause darin die beiden Refectorien waren gestellt haben, weiß ich nicht. Sie giengen mit einer Thür in den Theil des Kreuzgangs, welcher noch steht, und hatten jede noch eine andere Thüre. Die andere des Priors führte gegen das Refectorium, und eben so die des Subpriors; die des Schaffners gieng in den Hof. Diese Zelle stand nahe beim Brunnen. Die Zellen waren nach den Anfangsbuchstaben der folgenden Sprüche benannt.

An der Thüre der Zelle *A* stand geschrieben: *Ambulate dum lucem habetis, ut non vo-*
tenebrae comprehendant. Diese Zelle war durch Junker
Burkard Zyhöl, der Sohn des Stifters gegründet. Der
Spruch steht: Joh. XII, 36.

• • • • • *B* stand geschrieben: *Bonum est nos his esse; si vis, faciamus*
hic tria tabernacula. Matth. XVII, 4. Diese Zelle war
ebenfalls durch Junker Burkard Zyhöl gegründet.

• • • • • *C* stand geschrieben: *Caro et sanguis regnum dei possidere non*
possunt. 1 Cor. XV, 50. Diese Zelle gründete Burkard
Zyhöl und seine erste Frau Agnes von Eptingen.

• • • • • *D* stand geschrieben: *Diligite inimicos vestros, benefacite his*
qui oderunt vos. Matth. V, 44. Diese Zelle gründete der
auf dem Concilium anwesende Cardinal Nicolaus des heiliger
Kreuzes, welcher selber zum Karthäuser Orden gehörte.

• • • • • *E* stand geschrieben: *Existimo quod non sunt condigna passio-*
nes hujus temporis ad futuram gloriam. Röm. VIII, 18.

• • • • • *F* stand geschrieben: *Facite fructus dignos poenitentiae.* Jam
enim securis ad radicem arboris posita est. Luc. III, 8 u. 9.

Diese beiden Zellen stiftete die Herzogin Isabella von
Burgund. Da sie dieselben aber nicht genugsam begabte,
mussten sie auf Kosten anderer Wohlthäter vollendet werden.

• • • • • *G* stand: *Gaudium est in caelo super uno peccatore poeniten-*
tiam agente quam super nonaginta novem justis. Luc.
XV, 7. Diese Zelle stiftete der Caplan Leonh. Trombach
v. Mühlhausen, der davon seine Grabstätte fand.

- An der Thüre der Zelle *H* stand geschrieben: Humiliamini sub potenti manu Dei, ut vos exaltet in tempore visitationis. 1 Petr. V, 6. Diese Zelle stiftete Heinrich Rode v. Marzburg, Canzler der Landgräfin von Hessen.
- I* stand: In omnibus operibus tuis memorare novissima tua, et in æternum non peccabis. Eccl. Jes. Sir. VII, 40. Begründet durch Joh. Vischer, Caplan in Großbasel.
- K* stand: Karitas finis præcepti est. 1 Tim. I, 5. Ihr erster Bewohner, Bruder Ludwig Moser von Zürich, ließ diese Zelle bauen.
- L* stand: Labora sicut bonus miles Christi Jesu. 2 Tim. II, 3. Begründet durch den Basler Canonicus, Doctor Peter zum Luft.
- M* stand: Mandatum novum do vobis: ut diligatis invicem, sicut dilexi vos. Joh. XIII, 34. Begründet durch den Kaufmann Ulrich Eberhart, Bürger zu Basel.
- N* stand: Nolite conformari huic seculo: sed reformamini in novitate sensus vestri. Röm. XII, 2. Und an der Thüre die gegen die Kirche führte stand: Nemo potest amplecti Deum simul et seculum. Gregor. 13 Moral. sup. Hiob. Diese Zelle war die des Sacristans. Sie wurde nach der Chronik des Priors Heinrich zugleich mit der Zelle *A* gebaut, und war die 5^{te} die gebaut wurde. Dieser Umstand, verbunden mit dem andern, daß sich auf der Seite des Hofes kaum schon für drei Zellen neben der magna domus, wo die Refectorien waren, Raum findet, bestimmen mich zur Vermuthung, des Sacristans Zelle habe eben im Winkel zwischen Groß- und Klein-Galilea gestanden. Und ein Plan, der in der Sitzungstube ist, giebt dort einen Mauerdurchbruch für die Thüre zur Kirche an. Diese Zelle gründete der englische Bischoff Thomas Wolton. Eine steinerne Tafel in der Sacristei erinnert den Sacristan daran und an die übernommene Pflicht, täglich für die Seele des Bischoffs gewisse Gebete zu beten.

Die Zelle des Schaffners, des Subpriors und des Priors standen nun nach der Seite des Hofes hin. Sie waren die ersten die gebaut wurden und alle drei durch den Stifter des Klosters, den Oberschatzmeister Jacob Zyhob selber gebaut und gegründet. Die Zelle des Schaffners hieß *O* und an ihrer Thüre stand: *Omnes nos manifestari oportet ante tribunal Christi. 2 Cor. V, 10.* Sie hatte nach Wurstysen eine zweite Thür *ad secularibus respondendum*, und stand nahe beim Brunnen.

Die Zelle des Subpriors hieß *P* und an ihrer Thüre stand: *Patientes estote fratres usque ad adventum Domini. Jac. V, 7.* Die andere Thüre führte ins Refectorium, und es stand daran: *Præparate corda vestra Domino. 1 Reg. VII, 3.*

Die Zelle des Priors stand an der Ecke gegen dem Rhein hin, neben der Zelle *A*. Sie scheint nach dem Plane, der in der *stuba hospitum* ist, halb über den Gang hinaus geragt zu haben. Wurstysen sagt von dieser Priorszelle, daß ihr *hortus et secretum tendit ad coquinam*. Sie war an der Thüre gegen den Gang mit

† bezeichnet. Und unter dem Kreuze stand: *Luc. XIV. Qui non bajulat crucem suam et venit post me, non potest meus esse discipulus.* Und an der andern Thüre, die auch *versus refectorium* führte, stand: *Math. XVI, 24. Si quis vult post me venire, abneget semet ipsum, et tollat cruceam suam et sequatur me.*

2. Die Bauten um Klein-Galläa.

a. Die beiden Gebäude welche den kleinen oberen Kreuzgang einschließen sind 1. das Bibliothekgebäude, erbaut auf Kosten der Frau Sophia v. Rotperg, der gottesfürchtigen Wittwe Burkard Zyhob's. 2. Das Capitelhaus, welches sich an die Kirche lehnt und die Sacristei mit einschließt. Die Capitelstube mit ihren Eisengittern (*cancelli ferrei* gegen Diebe) und oben darüber die Kammer, welche zur „Vertustung der Kirchengewänder“ dienen sollte, ließ ebenfalls Sophia von Rotperg bauen. — Jetzt ist wohl auch nach diesen aus der Chronik Fr. Heinrichs entnommenen Angaben die Bedeutung der sogenannten Höllestege klar: sie führte den Sacristan in die Kleiderkammer.

b. Die Sacristei wurde etwas früher auf Kosten des Alfons von Curillo, des Cardinals Sancti Eustachii von Hispanien erbaut. Sein Wappen bildet darum den Mittelpunkt der gewölbten Decke.

c. Den kleinen Kreuzgang selbst, von der Clausur bis zur Clausur, oder das Colloquium, wo die Brüder Sonntag Abends mit einander sprechen durften, baute der Bischoff Georg v. Via aus Hispanien. Es waren 2 Altäre in den Mauervertiefungen dieses Ganges angebracht: der „Altar der Jungfrauen“ stand dem Capitelhaus gegenüber; zu seinen Füßen ruht Margaretha Brand, genannt Losterfin, eine besondere Wohlthäterin des Hauses, die eben den Altar hat bauen lassen. † 1474. Der andere Altar hieß „der Altar der Mütter,“ und war mit Gemälden, die Sophia von Koperg geschenkt hatte, geziert. In seiner Gegend liegen die Amerbache begraben.

3. Das Gemälde an der Wand des oberen Kreuzganges.

Das Gemälde erzählt die Legende von der Stiftung der ersten Karthause in Grenoble durch den h. Bruno. Diese Legende sagt, daß einmal in Paris um das Jahr 1082 nach Christi Geburt ein Doctor starb, dessen Gelehrsamkeit und Wandel von allen Leuten gerühmt wurde. Als man diesen Mann nun begraben wollte, kam die ganze Universität von Paris, alle Schüler und eine Menge Volkes zusammen. Man trug den Leichnam in die Kirche und hielt das Todtenamt über ihm. Da aber der Leser an die Stelle aus dem Buch Hiob (XXXIII, 6) kam: „kannst du, so antworte mir“ — siehe, so fieng der Todte an das Haupt aufzurichten, saß auf auf seiner Bahre und rief mit graufiger Stimme: „ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes angeklagt worden.“ Darauf legte er sein Haupt wieder auf die Bahre nieder und lag abermal ganz todt da. Die Leute aber die das gehört hatten waren voll Entsetzen, und beschloffen das Begräbniß bis auf den andern Tag zu verschieben. Am folgenden Tage war eine noch größere Menge in der Kirche versammelt. Das Todtenamt begann, und als man an die Worte kam: „antworte mir!“ richtete sich der Todte wieder auf und sprach mit einer wehklagenden Stimme: „ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes gerichtet worden.“ Man verschob die Bestattung auf den dritten Tag, und am dritten Tage war die ganze Stadt in der Kirche. Aber wie der Priester der das Amt hielt an jene Worte kam, richtete sich der Todte zum dritten Mal auf und rief in einen noch viel schrecklicheren und herzbrechenderen Tone: „ich bin vor dem gerechten Gerichte Gottes verdammt worden.“ — Es war aber unter denen die das hörten ein ehrwürdiger Mann, Bruno aus Köln, ein ausgezeichnete Doctor der Theologie. Der war ein Freund des verstorbenen Mannes gewesen und wurde wegen dieser schrecklichen Geschichte mit großem Entsetzen vor den Gerichten Gottes erfüllt. Er verband sich nun mit sechs anderen Männern, die gleiches

Sinnes mit ihm waren, und kam mit ihnen zu einem frommen Einsiedler, ihn zu fragen, wie sie dem schrecklichen Gerichte des Herrn entfliehen könnten. Der Einsiedler antwortete mit den Worten des 54^{ten} Psalmes (v. 8, nach der Vulgata): *Ecce elongavi fugiens et mansi in solitudine.* Worauf die sieben Männer von einem großen Drange in die Einsamkeit zu gehen ergriffen wurden, und beschloßen zum Bischoff Hugo von Grenoble zu gehn und ihn um einen Platz in seinem Kirchsprengel, wo sehr viele Berge und Wildnisse waren, zu bitten. Es hatte aber der heilige Bischoff kurz zuvor einen Traum gehabt und hatte im Traume sieben Sterne zu seinen Füßen fallen sehen. Als nun die sieben Männer zu ihm hinein kamen und ihm zu Füßen fielen und um einen Ort für ihre Einsiedelei baten, nahm sie der Bischoff nicht allein gütig, sondern selbst ehrerbietig auf. Er gieng selber mit ihnen in die Wildniß und die sieben Sterne zeigten ihm den Weg und die Stelle, wo die Klausnerei sollte angelegt werden. Da bauten nun die Einsiedler ihre Hütten hin. Und der Bischoff Hugo hatte eine so große Liebe zu dieser Einsiedelei, daß ihn der Magister Bruno, der erste Prior in der Karthause, bisweilen zwingen mußte, die Einsamkeit zu verlassen, sprechend: „Geht jetzt zu Euern Schaafen und theilt ihnen aus was sich gebühret.“

4. Das Bekenntniß des Karthäusers Martinus.

Als man im Jahr 1776 den 21 December eine Zelle im Garten abbrach, fand man unter einem Balken eine hölzerne Kapsel eingemauert, worin auf Pergament folgendes Bekenntniß geschrieben stand:

Ego frater Martinus indignus nomine Carthusiensis confiteor tibi, clementissime Deus Pater, multitudinem, magnitudinem et enormitatem universorum scelerum et peccatorum meorum, que unquam perpetravi a tempore regenerationis mee ex baptismo usque hanc ad horam. Et pro illis omnibus excessibus et peccatis meis multis et magnis offero tibi pro satisfactione, amantissime Deus, pretiosissimum et superhabundantissimum thesaurum innocentissime Passionis Domini nostri JESU CHRISTI, crucifixi, tui dilectissimi filii, sciens, posse me aliter non salvari et tibi satisfacere, nisi per meritum innocentissime mortis et passionis ejusdem. Et si hec predicta profiteri non possem lingua, confiteor tamen corde et scripto. Item in fide Domini nostri JESU, quam personaliter et potenter docuit suos discipulos, et ipsi deinceps nobis eandem fidem tradiderunt et pro ipsa mortui sunt, in qua ex gratia altissimi Dei natus sum et eruditus a cunabulis, in eadem et mori volo tanquam bonus Christianus. Quod si inimicus hu-

mani generis mihi in agonia posito vel alibi in quocunque loco voluerit immittere vel persuadere aliquam incredulitatem, errorem vel desperationem, vel etiam diffidentiam, tunc jam sanus existens et bona ratione utens ex intimo corde contradico et non consentio, et in scriptis relinquo, me numquam consentire, nec ore, nec corde, nec ratione, nec voluntate ejus immissionibus et persuasionibus fallacibus et mendosis, malis et perversis, in testimonium bone, firme et perfecte fidei, quam unquam aliquis fidelium habuit vel habere possit in perfectissimo gradu. Item, si fieri potest, et si sum tante discretionis, quacumque hora cordacissime et ferventissime desidero et peto humiliter, propter Deum mihi subveniri in extremis Sanctis Sacramentis, extreme scil. Unctionis et Eucharistie. Item vellem, quod omnibus diebus vite mee nunquam offendissem excellentissimam Divinitatem tuam aliquo peccato. Et vellem, si possibile esset, cotidie in signum vere contritionis sanguineum sudorem et sanguineas lacrymas ex oculis meis habundanter effundere pro omnibus excessibus et peccatis meis et totius populi Christiani. In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum. O pie JESU, omnis salus mea in tua est manu, et ideo corpus et animam meam in manus tuas recommendo, sive vivo, sive morior. Non ergo poteris a me, JESU piissime, manus tue pietatis avertere, quia manus tue fecerunt me et plasmaverunt et redemerunt me.

Stilo ferreo in manus tuas inscripsisti me validissime et cordi tuo caritate vulnerato infixisti me. Ideoque si mater obliviscatur, ut filio uteri sui non misereatur, tu tamen, benignissime JESU, mei, quem lateri, pedibus et manibus tuis tam misericorditer et indelebiter inscripsisti, nequaquam poteris in finem oblivisci. Suscipiant me queso hodie manus tue pro me vulnerate, ut passionis tue remedia efficaciter sentiam mihi profuisse. Clementissime JESU, certus sum, quod nemo alius tollat animam meam; cum in manus tuas commendavero spiritum meum, et hoc firmissime credo et sic teneo etc.

C O N C L U S I O.

Sancte Angele, qui mihi datus es in custodem, tibi commendo hanc cedulam, ut eam ostendas altissimo Deo tempore necessitatis mee vel etiam in futuro judicio. Hoc signum † magni Regis est JESU CHRISTI, Domini nostri, qui nos per hoc custodiat ab omnibus insidiis inimici nunc et in futuro. Amen.

Anno primo professionis mee in Ordine Carthusiensi, ipso die Marie Magdalen
1456.



Die Kapsel wurde auf die öffentliche Bibliothek gebracht. Das Bekenntniß ward in lateinischer und deutscher Sprache in den Druck gegeben. Aus dem Erlös theilte man Waisenkindern Bibeln aus.

Zu Cap. 5. Zschegkenbürlin's Ausschmückung des Klosters.

1. Von Zschegkenbürlin's Kunstliebe zeugen unter anderm auch die zwei Gemälde, worauf er sich zweimal, einmal in seiner weltlich jugendlichen Pracht, das andere mal als Karthäuser, jedesmal aber mit dem von Würmern zerfressenen Tod daneben, hat malen lassen.

2. Weil ausdrücklich durch Bruder Georg gemeldet wird, daß Zschegkenbürlin die porta domus habe machen lassen, und weil die Bilder auch in ihrer bessern Gestalt auf eine spätere Zeit deuten, so habe ich vermuthet, die Figuren über der großen Porte seien unter ihm gemalt. Maria, die Mutter Gottes, war die Schutzheilige des ganzen Ordens; und so auch der Läufer, der in der Wüste gelebt hat. Als Einsiedler steht auch der h. Hieronymus (der Löwe sein Emblem) da.

3. Bei der Stuba hospitum war auch noch eine camera testudinata für die Besuchenden, wahrscheinlich eine Schlafkammer. Im Buch der Wohlthäter steht, daß Morand von Brunn, Zschegkenbürlin's Schwager, unum magnum lectum ad cameram hospitum, 6 Gulden an Werth, gegabt habe 1510. Dann gaben wieder Lienhard Fuchs, Kaufmann in Neuenburg, und Heinrich Ridmann etwas für ein großes Bettgestell: sponda in camera hospitum. Endlich gab auch derselbe Fuchs 2 grüne Sergen (seidene Lächer) super lectum in camera hospitum, pro quibus solvit 41 Gl. 1511.



Derog. Hochmit Und Rebellion Macht gute Policieñ Bergon.
1595.



XVII.

Neujahrs-Blatt

für

B a s e l s J u g e n d

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigem

1 8 3 9.



Bedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.

D e r
R a p p e n k r i e g
i m J a h r e 1 5 9 4.

Ich will euch jetzt, meine lieben jungen Leser, die Geschichte vom Rappenkrieg erzählen. Der Rappenkrieg, wenn er schon so einen geringfügigen Namen bekommen hat, so ist er doch einer der schönsten Kriege gewesen die ich nur kenne. Denn in diesem Kriege hat nicht das blutige Schlachtschwert, sondern die Stimme Gottes und des Gewissens das Feld behalten; statt der Leichen der Erschlagenen sah man auf der Wahlstatt ein fröhliches Völklein beim Abendtrunk; keine Schüsse als Freudenschüsse sind da gewechselt, keine Thränen als Thränen des wiederkehrenden Zutrauens sind geweint worden; die Überwundenen waren des Sieges eben so froh als die Sieger. Und doch war die Gefahr schon sehr groß; Blutvergießen, Raub, Brand und Mord schien bereits fast unvermeidlich.

Vom Anlaß dieses Krieges.

Im Anfange des Jahres 1591 wurde im Rathe zu Basel darüber gesprochen, wie man wohl in diesen unruhigen Zeiten dem Schafe der Stadt, der wegen einer Zahlung an den Bischof von Basel geschehen merklich erschöpft war, wieder aufbessern könnte. Und es ward für gut erachtet, daß nun forthin den Untertbanen auf der Landschaft ein gleiches neues Ungeld auf Korn, Fleisch und Wein auferlegt werden sollte, wie man es bereits in der Stadt zahlte; und das zwar darum, weil jene Zahlung an den Bischof hauptsächlich um der Landschaft willen geschehen war.

Es hatten nämlich die Basler in den Jahren 1582 bis 1585 vor einem eidgenössischen Schiedsgerichte zu Baden schwere Klage wider den Fürst Bischof von Basel, Jakob Christof Blarer von Wartensee, geführt; darum daß er, den Verträgen seiner Vorfahren und dem Sinne seiner eigenen Briefe zuwider, etlichen evangelischen Gemeinden seines Gebietes, unsern alten Nachbarn und Mitbürgern, namentlich den Bürgern der Stadt Lauffen die römisch-katholische Lehre und die Messe mit List und Gewalt wieder aufzunöthigen anfing. Aber der Bischof erhob nun auch seinerseits schwere Klagen wider die Basler. Er forderte seine Mutterkirche das Münster zu Basel, den Zoll den er vor Zeiten in unserer Stadt hatte, und manche andere alte, eingegangene Rechte seiner ehemaligen Oberherrlichkeit wieder zurück. Das Wichtigste aber war, daß er sagte: es hätten vor mehr als hundert Jahren seine Vorfahren der Stadt Basel die Landgraffschaftlichen Rechte im Sisgau, so wie die Herrschaften Homburg, Waldenburg, Liesal und Fülinsdorf sammt allen Gerechtigkeiten, hohen und niedern Gerichten, Zinsen und Zöllen gegen dargeliebene Summen Geldes als Pfandschaften versezt, und 1510 sei bestimmt worden, daß der Bischof über kurz oder lang diese Grafschaft und Herrschaften mit 31,000 Gulden wieder lösen könne: er begehre nun diesen Pfandschilling zu entrichten. Da waren die von Basel in großer Verlegenheit, mußten sich fast für ihr ganzes Gebiet wehren, konnten die Vertheidigung ihrer evangelischen Glaubensgenossen im Bisthum nicht mehr recht in die Hand nehmen, und mußten noch froh sein, daß der Bischof für alle seine Rechte und Ansprüche auf Stadt und Land nach Spruch des Schiedsgerichtes die Summe von 200,000 Gulden von ihren Händen annahm.

Da nun die Herrschaft und Beschüzung der Landschaft der Stadt also theuer zu stehen gekommen und die Jahresrechnungen erwiesen, wie diese Herrschaften bei weitem nicht eintrugen was sie kosteten, glaubte man im Rathe zu Basel, es dürften sich die Unterthanen auf der Landschaft über die neue Auflage nicht beschweren. Und damit das neue Ungeld auf den Wein, welches das Meiste bei der Sache war, den gemeinen Mann weniger erschrecke, so ließ der Rath zwar blos das alte Ungeld „den bösen Pfening“ der von der Maaß bezahlt wurde stehen, schickte aber dafür allen Wirthen und Weinschenken auf dem Lande Trinkgeschirr nach dem neuen kleineren Maaße das die in der Stadt hatten. Aber eben diese kleinen Maaßgeschirre waren denen auf dem Lande besonders zuwider. Sie waren von jeher nur Unterthanen ihrer Herrschaften gewesen und hatten so weniger den Sinn für des Landes Nutzen als die Unzufriedenheit über Zehnten, Zins und Steuer kennen gelernt. Etliche Böswillige wußten das verirrte Volk zu erbittern, als hätte die Obrigkeit die neue Abgabe wider Briefe und Recht auferlegt.

Die Leute in den oberen Vogteien liefen zusammen; es wurde gegen Landesordnung und Eid eine Landsgemeinde gehalten; man beschloß die neue Maas nicht anzunehmen; das kleinere Trinkgeschirr wurde fast allenthalben zer schlagen und allerlei Gespött damit getrieben.

Der Aufstand der Landleute.

Als der Rath zu Basel vergeblich zweimal Gesandtschaften in die Ämter Farnsburg, Homburg und Wallenburg geschickt, auch umsonst die Verordnung über das Kornungeld gleich wieder zurückgenommen hatte: begehrt die Herren im Rathe zu wissen, ob sie sich in dieser Sache des Beistandes ihrer Bürgerschaft ganz versehen könnten, und ließen daher am Sonntag dem 18^{ten} April das Sechsergebot auf jeder Zunft zusammen kommen und daselbst jedem Mitgliede des großen Rathes die Frage vorlegen, ob er glaube, daß unsere gnädigen Herren Recht oder Unrecht haben, und ob er wolle bei ihnen stehen, wenn sie etwas gegen die Landleute würden vornehmen müssen. Die Sechser antworteten, daß unsere gnädigen Herren Recht hätten. Doch ermahnten Manche, die Obrigkeit solle doch die unverständigen Leute nicht gleich mit dem Schwert strafen. Es könne diese Sache eine Züchtigung von Gott sein; deswegen sollen sich Obrigkeit und Unterthanen demüthigen und Gott ernstlich anrufen, daß er den Herren vom Rathe ein kalt sinnig Gemüth, ein geduldig Herz und einen weisen Geist gebe, den armen verirrtten Landleuten aber ihren Sinn zum Gehorsame zurücklenken wolle.

Allein auf dem Lande mehrte sich unterdessen der Aufstand. Die Landvögte auf den Schöpfern hatten weder Gewalt noch Ansehen mehr. Der Ausschuß den die Widersesslichen gewählt hatten gebot und verbot, legte Schatzungen auf, fand steifen Glauben und unbedingten Gehorsam. Die Stadt Liesal und die unteren Dörfer waren noch am längsten bei Eid und Obrigkeit geblieben; Schultheiß und Rätbe zu Liesal willigten auch mit dem Kerne der Bürgerschaft niemals ein in den Ungehorsam des Landvolkes. Aber dafür waren etliche Andere aus dieser Stadt um so eifriger, im Lande umherzulaufen und die Leute zum Trog wider die Verordnungen der Obrigkeit zu bereden. Mehr als einmal überfielen sie die Rathsherren ihrer Stadt, wenn sie im Rath saßen und drohten ihnen, sie müßten zum Fenster hinausgeworfen oder über die Stadtmauer hinaus gehängt werden. Mehrere Jahre lang waren die hiederherzigen Männer ihres Leibes und Lebens bei Tag und Nacht nimmer sicher.

Die aufrührerischen Landleute schickten Boten in die zwölf Orte der Eidgenossenschaft und brachten die Rätbe von Basel bei Volk und Obrigkeiten in ein böses Geschrei. Die

Sache kam vor die Tagsatzung gemeiner Eidgenossen zu Baden. Die Obrigkeit mußte sich da neben ihren Unterthanen vorstellen und richten lassen. Aber manch eine Tagsatzung beschäftigte sich in den Jahren 1591 und 92 vergebens mit dieser Sache. Dreimal schickte man umsonst die Gesandten von sechs Orten als Vermittler in unsere Stadt und Landschaft. Die erste Gesandtschaft fand die Rätthe der Stadt willig, das Fleischgeld nur auf die Fleischbänke der Metzger zu beschränken; sie versuchte ohne Erfolg anhalten des neuen Weinungeldes denen auf dem Lande eine andere Steuer vorzuschlagen. Die zweiten Vermittler brachten wieder einen anderen Vorschlag und glaubten schon gewonnen zu haben, als die Landsgemeinde auf dem alten Markte vor Liestal und der Rath in der Stadt in das angegebene Mittel endlich einwilligten. Aber als die eidgenössischen Boten wieder weggeritten waren, wollte das Landvolk doch am liebsten gar nichts, weder Ungeld noch Steuer zahlen, und nahmen ihr gegebenes Wort wieder zurück. Die dritten Gesandten erhielten von der Stadt die Verordnung, daß die alte Maas bleibe und fortan nur von jeder Maas Wein die in Herbergen oder Weinschenken ausgeschenkt werde ein Rappen zu dem alten „bösen Pfennig“ bezahlt werden solle. Und die Eidgenossen geboten nun den Landleuten, sich auf das hin willig in der Obrigkeit Gehorsam zu stellen. Aber wie die Unterthanen auf der Landschaft die Mandate ihrer Obrigkeit verachtet hatten, so hörten sie jetzt auch auf die drohendsten Befehle der gesammten Eidgenossenschaft nicht. Ihre Anführer haben ihnen auch, wie's scheint, die Briefe der Eidgenossen nur hinterhalten. Die Ungehorsamen sind auf dem Felde vor Liestal zusammengekommen und haben einander mit aufgehobenen Schwertern einen Eid geschworen, daß sie sich treu bleiben und Allen, die anders gesinnet wären die Häuser abbrennen wollten.

Drei volle Jahre hatte so der offene Troß der Unterthanen auf der Landschaft gedauert, und Etsliche unter ihnen fiengen nun doch an über ihre Sache zweifelhaft zu werden. Der Rappen kam ihnen nicht mehr gar so hart und unbillig vor; sie rechneten nach und fanden, daß man den Anführern des Aufstandes schon weit mehr hatte zahlen müssen als das Ungeld in vielen Jahren ausgemacht hätte; sie merkten, daß diese Leute Krieg suchten, um im allgemeinen Unglück ihrem zerrütteten Hauswesen zu helfen. Das Volk hatte auch noch nicht ganz alle Rechte der Obrigkeit von sich werfen gelernt. Der Rath sieng an hie und da Einen einzuziehn und zu büßen. Die Pfarrer in den Dörfern redeten ihren Gemeinden ernstlich und freundlich zu. Die Stadt Liestal mit ihren Dörfern, so wie auch die Gemeinden Aristorf, Bubendorf, Zofen und Ramlisburg ergaben sich in den Gehorsam der Obrigkeit.

Die Aufrührer brechen den Landfrieden.

Als nun die Widersetzlichen sahen, daß ihre eigenen Leute von ihnen abzufallen begannen, griffen sie zum Ernste. Es wurde Samstags den 11^{ten} Mai 1594 zu Sissach eine Landsgemeinde der drei oberen Ämter gehalten, auf derselben nochmals beschloffen, man wolle die neue Abgabe nicht annehmen, und darauf mit einbelligem Stimmenmehrere ausgemacht: daß am künftigen Montag eine noch größere Landsgemeinde sein solle, auf der müßten alle die welche heute nicht anwesend gewesen auch erscheinen, und wenn sie das nicht thun würden, so sollen sie dann mit Gewalt geholt, ihre Häuser durchlaufen und geplündert, und sie gar aus dem Lande gejagt werden. Noch denselben Abend verkündeten Abgeordnete der Landsgemeinde denen von Bubendorf, Zysen und Ramlisburg diesen Beschluß.

Die guten Leute in diesen Dörfern geriethen ob den Drohungen in große Unruh und Schrecken. Ihr Pfarrer, Herr Heinrich Strübin, schrieb gleich am Sonntag einen Brief an Schultheiß und Rärbe zu Liesstal, darin bat er sie dringend, ihnen Hülfe zu schicken und an den Rath zu Basel um schnellen Zuzug zu schreiben. Diesen Brief des Pfarrers von Bubendorf, sammt einem Berichte wie die Sachen jetzt ständen, fertigte der Schultheiß von Liesstal noch am Sonntag Nachts gen Basel ab. Am Montag in der Frühe war der Bote in der Stadt, und die geheimen Rärbe die Dreizehn beriethen sich in einer eilig berufenen Rathssitzung, was nun zu thun sei.

Herr Andreas Nyff zieht mit seinen Schützen nach Liesstal.

An jenem Montag hatte man in Basel nichts weniger als ernstlich kriegerische Gedanken im Sinne. Der vorige Schützenmeister, Herr Andreas Nyff, Rathsherr, wollte heute seinen Büchschützen einen silbernen Becher und eine seidene Fahne mit der Reissbüchse zu verschiefen geben. Es war ihnen angefangt, daß sie sich mit Büchsen, Seitengewehren und Schützenhauben, in vollständiger kriegerischer Kleidung und Rüstung, auf der Saffran-Zunft versammeln sollten. Früh um 6 Uhr schlug der Trommelschläger um, damit ein Jeder sich rüste mit Schlag sieben auf dem Sammelplatze zu sein; denn um halb acht Uhr werde man mit aufgerectem Fähnlein, klingendem Spiel und brennenden Lunten nach der Schützenmatte hinausziehen. Da ließen auf einmal die Herren Dreizehn den Trommelschläger inne halten. Zu Herrn Andreas Nyff kam, da er eben auf die Saffran-Zunft wollte, ein Bote um den andern gelaufen: er solle eilends zu seinen gnädigen Herren aufs Rathhaus. Er hatte nicht mehr Zeit sich umzulleiden, warf nur noch den Mantel um, und trat in festlicher Kriegskleidung, im neuen schwarzen Wams,

die goldene Kette vierfach unter dem Arme hindurch geschlungen, auf dem Haupt ein Barett von Sammt mit stolzen weißen Federn, in den Rathssaal.

Die Berathung dauerte bis elf Uhr. Es wurde Hans Lückelmann der Söldner mit einem ernstlichen Schreiben nach Sissach geschickt, um die Landsgemeinde, die heute dort gehalten werden sollte, von ihrem sträflichen Beginnen abzumahnern. Weil aber den gehorsamen Gemeinden der Landfrieden abgekündet worden, achteten es jetzt die Räte von Basel an der Zeit, nicht länger nur Langmuth zu üben. Sie erkannten: daß der Schützenmeister Nyff auf die Funst, wo die Schützen laut Befehl noch still bei einander waren, gehe, und sich 70 bis 80 der besten Leute aussuche, um mit ihnen noch bei Tage nach Liestal zu ziehn. Dort sollte er gute Wache halten, auf der Bauern Vornehmen achten und den Gehorsamen, so viel ihm möglich, Schutz und Schirm verleihen.

Nachmittags um 3 Uhr zog die stattliche Schaar, in Allem 75 Mann stark, unter ihrem klugen und tapferen Hauptmanne mit Trommel und Pfeife zum St. Alban Thore hinaus. Als sie über die Birsbrücke gezogen waren, ließ Hauptmann Nyff Halt machen. Er wußte wohl, wie viel fortan auf den Gehorsam und die Willigkeit seiner Leute ankam, und wollte sie darum jetzt den Kriegseid schwören lassen. Er redete sie also an: „Ehren-
 „ veste, vornehme, insonders günstige liebe Bürger, getreue liebe Schützen! unsere gnä-
 „ digen Herren und Oberen haben um ihren gehorsamen Unterthanen willen, denen auf
 „ Leib, Leben und Gut gedroht worden ist, mich als euern Schützenmeister mit und
 „ neben euch ausgesandt, damit die Gehorsamen im Fall der Noth Hülfe, Trost und
 „ Entsaßung von uns haben möchten. So verseehe ich mich um des von euch Allen, daß
 „ ihr mir im Namen der hohen Obrigkeit in allen billigen Sachen gehörig und gehorsam
 „ sein, und euch zu Wachten, Zügen, Spähungen und Scharmüßeln werdet gebrauchen
 „ lassen, wie es einem rechten Kriegsmanne wohl ansteht. Ich aber erbiere mich, in Lieb
 „ und Leid bei euch zu stehn, zu sterben und zu leben, auch von Keinem etwas über die
 „ Gebühr zu begehren, was ich nicht selber auch zu leisten helfen will, so lange mir Gott
 „ Leib und Leben erhält. Wer nun dieß zu halten gesinnet ist, der hebe den Finger in
 „ die Höhe und spreche mir den Eid nach.“ Da hoben sie alle willig und ernst die
 Finger auf und schwuren den Eid. Darauf zogen sie in gelösten Gliedern gemächlich durch den Wald hinauf, sammelten beim Liestaler Stiechenhaus ihren Zug wieder, und rückten Abends um 7 Uhr in guter Ordnung in Liestal ein.

Die Basler in Liestal.

Bei der Herberge begrüßte der Schultheiß von Liestal, Herr Vantthaleon Singeisen, die angekommenen Freunde. Nyff hieß ihn gleich mit einigen seiner Rathsfreunde

in die obere Stube zum Schlüssel kommen; da eröffnete er ihnen den Grund seiner Sendung und besprach sich freundschaftlich mit ihnen über die Vertheilung der Wachen. Die Liestaler hatten bereits für diese Nacht 20 Mann nach Bubendorf auf die Wache geschickt, und von des Herrn Pfarrers Berghäuslein daselbst (der jetzigen Engelsburg) bis in ihre Stadt Hochwachen eingerichtet, damit im Fall der Noth die Feuerzeichen gegeben werden könnten. Man hatte übrigens nicht vernommen, daß die Bauern diese Nacht schon etwas Ernstliches zu unternehmen vor hätten. Der Basler Hauptmann begnügte sich vorerst, einen Rottmeister mit 10 Mann den Lieshalern die auf dem Rathhause wachten beizugesellen.

Am Dienstag früh besetzte Nyff die Ämter unter seinen Leuten. Seine Schaar bestand nun, die Befehlsleute abgerechnet, aus 12 Musketen-Schützen, 7 Halberdardiere, 35 Hacken-Schützen und 6 Schlachtschwertern. Die theilte er in 4 Rotten und gab jeglicher Rotte einen Rottmeister. Leutnant war Gorgis Dusmann, Wachtmeister Lorenz Schaad. Er ernannte auch 4 Obsteute, welche die Wachen besuchen und als Miträthe des Hauptmanns dem Kriegsrathe beiwohnen sollten. Das waren Abraham Meyenroch, Rudolf Merian, Melcher Streckfeisen und Matthäus Büchel. Nyff ließ aber jederzeit den Herrn Schultheißen Singeisen und Crispianus Strübin von Lieshal bei allen seinen Rathschlägen anwesend sein. Mit und neben seinen Leuten ließ er auch immer die Bürger von Lieshal die Wachen beziehen. Zu seinem Schreiber hatte er seinen eigenen Tochtermann, Daniel Burckart, genommen.

Diese Geschäfte waren bei Zeiten beendigt, und Nyff fand noch Muße an diesem Morgen in die Predigt zu gehn, wohin ihm die Meisten seiner Soldaten andächtig folgten. Man begrub einen Jüngling. — Indem er darauf auf dem Rathhause wegen der Verpflegung der Leute mit den Wirthen eine Übereinkunft traf, erschienen der Pfarrer und Untervogt von Aristorf mit der Nachricht, auf die Drohungen der Sissacher Landsgemeinde hin sei die Hälfte ihrer Gemeinde wieder abgefallen; sie begehreten eine Besatzung. Aber der Hauptmann Nyff wollte ihnen diese noch nicht schicken, sondern rieth den Beiden, sie sollten in ihr Dorf zurückkehren, die Gemeinde versammeln und ihnen anzeigen, daß die Obrigkeit jetzt Ernst machen und endlich wissen wolle, wen sie zu schirmen und wen zu strafen habe; darum solle sich ein Jeder jetzt frei und ungezwungen erklären, bei wem er stehen und bleiben wolle. Die Ungehorsamen sollten sie dann, sagte Nyff, auf einen Zettel aufschreiben und ihm ihre Namen bringen. Am Abend brachten der Pfarrer und Untervogt wieder Bericht, daß die große Mehrzahl der Gemeinde sich für die Obriskeit entschieden habe; und die letzten Dreizehn hätten sie noch auf dem Wege ein

die goldene Kette vierfach unter dem Arme hindurch geschlungen, auf dem Haupt ein Barett von Sammt mit stolzen weißen Federn, in den Rathssaal.

Die Berathung dauerte bis elf Uhr. Es wurde Hans Lüzelmann der Söldner mit einem ernstlichen Schreiben nach Sissach geschickt, um die Landsgemeinde, die heute dort gehalten werden sollte, von ihrem sträflichen Beginnen abzumahnern. Weil aber den gehorsamen Gemeinden der Landfrieden abgekündet worden, achteten es jetzt die Räte von Basel an der Zeit, nicht länger nur Langmuth zu üben. Sie erkannten: daß der Schützenmeister Nyff auf die Junft, wo die Schützen laut Befehl noch still bei einander waren, gehe, und sich 70 bis 80 der besten Leute aussuche, um mit ihnen noch bei Tage nach Liesstal zu ziehn. Dort sollte er gute Wache halten, auf der Bauern Vornehmen achten und den Gehorsamen, so viel ihm möglich, Schutz und Schirm verleihen.

Nachmittags um 3 Uhr zog die stattliche Schaar, in Allem 75 Mann stark, unter ihrem klugen und tapferen Hauptmanne mit Trommel und Pfeife zum St. Alban Thore hinaus. Als sie über die Wirsbrücke gezogen waren, ließ Hauptmann Nyff Halt machen. Er wußte wohl, wie viel fortan auf den Gehorsam und die Willigkeit seiner Leute ankam, und wollte sie darum jetzt den Kriegseid schwören lassen. Er redete sie also an: „Ehren-
 „ veste, vornehme, insonders günstige liebe Bürger, getreue liebe Schützen! unsere gnä-
 „ digen Herren und Oberen haben um ihren gehorsamen Unterthanen willen, denen auf
 „ Leib, Leben und Gut gedroht worden ist, mich als euern Schützenmeister mit und
 „ neben euch ausgesandt, damit die Gehorsamen im Fall der Noth Hülfe, Trost und
 „ Entsetzung von uns haben möchten. So versche ich mich um des von euch Allen, daß
 „ ihr mir im Namen der hohen Obrigkeit in allen billigen Sachen gehörig und gehorsam
 „ sein, und euch zu Wachten, Zügen, Spähungen und Scharmüßeln werdet gebrauchen
 „ lassen, wie es einem rechten Kriegsmanne wohl ansteht. Ich aber erbiete mich, in Lieb
 „ und Leid bei euch zu stehn, zu sterben und zu leben, auch von Keinem etwas über die
 „ Gebühr zu begehren, was ich nicht selber auch zu leisten helfen will, so lange mir Gott
 „ Leib und Leben erhält. Wer nun dieß zu halten gesinnet ist, der hebe den Finger in
 „ die Höhe und spreche mir den Eid nach.“ Da hoben sie alle willig und ernst die
 „ Finger auf und schwuren den Eid. Darauf zogen sie in gelösten Gliedern gemächlich
 durch den Wald hinauf, sammelten beim Liestaler Stiechenhaus ihren Zug wieder, und
 rückten Abends um 7 Uhr in guter Ordnung in Liesstal ein.

Die Basler in Liesstal.

Bei der Herberge begrüßte der Schultheiß von Liesstal, Herr Panthaleon Singeisen, die angekommenen Freunde. Nyff hieß ihn gleich mit einigen seiner Rathsfreunde

in die obere Stube zum Schlüssel kommen; da eröffnete er ihnen den Grund seiner Sendung und besprach sich freundschaftlich mit ihnen über die Vertheilung der Wachen. Die Liestaler hatten bereits für diese Nacht 20 Mann nach Bubendorf auf die Wache geschickt, und von des Herrn Pfarrers Berghäuslein daselbst (der jetzigen Engelsburg) bis in ihre Stadt Hochwachen eingerichtet, damit im Fall der Noth die Feuerzeichen gegeben werden könnten. Man hatte übrigens nicht vernommen, daß die Bauern diese Nacht schon etwas Ernstliches zu unternehmen vor hätten. Der Basler Hauptmann begnügte sich vorerst, einen Rottmeister mit 10 Mann den Lieshalern die auf dem Rathhause wachen beizugesellen.

Am Dienstag früh besetzte Nyff die Ämter unter seinen Leuten. Seine Schaar bestand nun, die Befehlsleute abgerechnet, aus 12 Musketen-Schützen, 7 Halbbardiere, 35 Hacken-Schützen und 6 Schlachtschwertern. Die theilte er in 4 Rotten und gab jeglicher Rotte einen Rottmeister. Leutnant war Gorgis Dumann, Wachtmeister Lorenz Schaad. Er ernannte auch 4 Obsteute, welche die Wachen besuchen und als Miträthe des Hauptmanns dem Kriegsrathe beizuwohnen sollten. Das waren Abraham Menenrock, Rudolf Merian, Melcher Streckisen und Matthäus Büchel. Nyff ließ aber jederzeit den Herrn Schultheißen Eingeweißen und Crispianus Strübin von Lieshal bei allen seinen Rathschlägen anwesend sein. Mit und neben seinen Leuten ließ er auch immer die Bürger von Lieshal die Wachen beziehen. Zu seinem Schreiber hatte er seinen eigenen Tochtermann, Daniel Burckart, genommen.

Diese Geschäfte waren bei Zeiten beendigt, und Nyff fand noch Muße an diesem Morgen in die Predigt zu gehn, wohin ihm die Meisten seiner Soldaten andächtig folgten. Man begrub einen Jüngling. — Zudem er darauf auf dem Rathhause wegen der Verpflegung der Leute mit den Wirthen eine Übereinkunft traf, erschienen der Pfarrer und Untervogt von Arthorff mit der Nachricht, auf die Drohungen der Sissacher Landsgemeinde hin sei die Hälfte ihrer Gemeinde wieder abgefallen; sie begehrten eine Befagung. Aber der Hauptmann Nyff wollte ihnen diese noch nicht schicken, sondern rieth den Beiden, sie sollten in ihr Dorf zurückkehren, die Gemeinde versammeln und ihnen anzeigen, daß die Obrigkeit jetzt Ernst machen und endlich wissen wolle, wen sie zu schirmen und wen zu strafen habe; darum solle sich ein Jeder jetzt frei und ungezwungen erklären, bei wem er stehen und bleiben wolle. Die Ungehorsamen sollten sie dann, sagte Nyff, auf einen Zettel aufschreiben und ihm ihre Namen bringen. Am Abend brachten der Pfarrer und Untervogt wieder Bericht, daß die große Mehrzahl der Gemeinde sich für die Obrigkeit entschieden habe; und die letzten Dreizehn hätten sie noch auf dem Wege eingeholt

sich mit einigen Schüssen, die aber nicht ernstlich gezielt waren, die Verfolger vom Leibe halten, und drangen nun mit starken Schritten den Berg hinab gegen Bubendorf.

Die Sache wird sehr ernstlich.

In Bubendorf war schon Alles in Unruhe; man hatte die Schüsse gehört, die Wache eilte ihren bedrohten Gefährten entgegen, zwischen dem Dorf und dem Berge vereinigten sie sich und stellten sich eilig in Ordnung. In Bubendorf ergieng die Sturmglöcke. Die von Zysen kamen gelaufen. Die Wallenburger Thalleute standen oben am Rande der Berghalde und warteten, bis noch Mehrere von ihnen ankämen.

An demselbigen Donnerstag Morgens früh um halb 4 Uhr saß Andreas Nyff noch in seiner Kammer zu Liestal und schrieb nach Hause an E. Ehrsamem Rath. Da hört er gar gewaltig an des Herrn Schultheißen Glocke schellen. Er springt aus Fenster und sieht einen Boten von Bubendorf; der ruft: man stürme zu Bubendorf mit aller Macht; die Bauern seien da; sie ziehen in großen Haufen heran. Nyff weckt augenblicklich seinen Trommelschläger, daß er Lärm schlage; wie dieser sich noch lange anziehen will, reißt er ihn in Hosen und Hemd auf die Straße. Bald sind die Soldaten und Bürger bei einander. Der Altschultheiß von Liestal zieht mit den Seinen an Nyffs Seite zum Thore hinaus. Man eilt, den Trommler voran, so schnell man kann, nach Bubendorf.

Der Schall der Trommel brachte den Wallenburger Thalleuten Schrecken, den Andern aber sprach diese Trommel Trost und Hoffnung ein. Hauptmann Nyff stellte seine Leute im Feld neben Bubendorf in eine Schlachtordnung. Es waren ihrer mit den wehrhaften Bauern von Bubendorf und Zysen 300 Mann, eine kleine aber mannliche Schaar. So erwarteten sie den Feind, der sich mit jeder Viertelstunde mehrte und stärkte, und den sie nicht zählen konnten, weil sie nur die Vordersten die am Rande des Berges standen sahen. Die Bauern hingegen konnten sie von oben herab ganz überschauen und jeden Mann zählen. Obgleich sie aber schon bis fünf Hunderte geworden, machte ihnen doch die feste Haltung Nyffs und die Rüstung seiner Schützen Eindruck. Sie wagten sich nicht hinunter und mahnten in allen drei Ämtern eilig alle Mannschaft auf, daß sie dem angegriffenen Lande zu Hülfe kommen sollten.

Gott wendet die Sache wieder zum Besseren.

Es kamen 2 Mann von den Bauern zum Hauptmanne der Basler herunter und fragten: warum man sie denn also bei Nacht und Nebel überfalle, da sie doch erbötig wären, der Obrigkeit entgegen zu kommen? Und Nyff, nachdem er den Muth gehabt hatte der Übermacht die Stirne zu bieten, zeigte sich nun eben so sehr wieder als des

Ein Anschlag auf Hans Siegrist von Niederdorf.

Die Leute im Wallenburger Amt hielten nun zwar am folgenden Tag eine Landsgemeine und beschloffen, sie wollten sich verstehn, statt des Rappens den die Obrigkeit forderte einen Pfemning zu zahlen. Aber sie säumten sich und brachten jenen Tag noch keine Antwort nach Liesstal. Unterdessen nahm die Sache eine andere Wendung. Kyff empfing von Basel aus von seinen gnädigen Herren den Befehl, er solle mit allem Ernste suchen den Hans Siegrist von Niederdorf zu der Obrigkeit Handen zu bringen. Der Basler Hauptmann traf schnell und geschickt seine Anstalten: ein Kundschafter ward ausgeschiedt, zu erfahren wo Siegrist heut Nacht schlafe; die Nacht-Wachen in Liesstal wurden doppelt besetzt; Niemand wußte was man vor hätte, als allein Kyff und sein Leutenant, der Schultheiß Singeisen und Crispianus Strübin. Um halb 11 Uhr kamen Diese aufs Rathhaus, hoben von der Wache daselbst 12 Basler und 3 Liestaler aus, ermahnten die Ausgehobenen im oberen Rathssaal bei ihren Eiden zum Gehorsam gegen ihre Obleute, und ließen sie um 11 Uhr unter dem Leutenant Gorgis Dushman und Crispian Strübin in der Stille zum Thore hinaus. Die Soldaten kannten aber den Zweck ihrer Sendung noch nicht und meinten nur, sie müßten die äußeren Wachten besuchen gehn. Bei der Wildensteiner Scheune trafen sie den Kundschafter an, der dorthin bestellt worden war. Er meldete den Obleuten, daß er den Hans Siegrist zu Niederdorf heim in sein Haus habe gehen sehn. Rasch gieng's nun den Berg hinunter gegen Niederdorf. Erst vor dem Dorfe eröffneten die Führer ihren Leuten, wozu sie hier wären, ermahnten sie stille zu sein und wohl Einer auf den Andern zu achten, rückten auf das Haus zu und hatten es im Augenblicke von allen Seiten umzingelt. Es war Licht in der untern Stube; denn die Frau lag krank in ihrem Bette. Hans Siegrist aber war durch seinen Hund, der die brennenden Lunten von ferne gerochen, bereits gewarnt und hatte sich zur Laube hinaus aufs Dach geflüchtet; dort hielt er sich ganz still und verborgen. Als man ins Haus drang, war nur die kranke Frau da; man durchsuchte vergeblich alle Gemächer und mußte, weil es gefährlich war lange hier zu verweilen, unverrichteter Dinge wieder abziehen. Sie fanden nur einen Lampenberger, der sich vor dem Hans auf dem Misthaufen flach niedergelegt hatte, und weil er Einer von denen war die den Bubendörfern den Landfrieden abgesetzt hatten, nahmen sie ihn mit, zogen auch noch über Lampenberg und holten dort seinen Gesellen aus dem Bette. Als sie aber mit ihren Gefangenen wieder auf der Wildensteiner Höhe ankamen, war unterdessen in Niederdorf, Oberdorf, Hölstein und Wallenburg Lärm gemacht worden. Alles hatte sich gewaffnet und aufgemacht, an die 240 bewehrter Mannen folgten jetzt der kleinen Schaar fast auf dem Fuße nach. Sie mußten

zu verschließen; die Andern wollten um Kirche und Pfarrhaus eine Schanze aufwerfen und sich als Besatzung darein legen. Aber es war weder rathsam, den Krieg von Liestal nach dem schwächern Bubendorf zu ziehn, noch schien es klug, die erbitterten Landteut durch so eine feindliche Stellung zum Angriffe und zur Verwüstung des Dorfes aufzureizen. Nyff beschloß nach Liestal zurückzukehren, und nur des Nachts wie bisher denen zu Bubendorf in der Stille eine Wache zu schicken.

Während seine Leute sich nun zum Abzuge ordnen, überdenkt Andreas Nyff noch einmal die gefährliche Lage der Dinge; er denkt sich das Mißtrauen der Bauernschaft und die verzweifelte Lage Hans Siegrists ihres Anführers; er kennt den großen Einfluß den wenige Feinde des Friedens über einen aufgeregten Volkshaufen ausüben können. Da giebt ihm auf einmal, wie er selber nachher gesagt hat, Gott den rechten Gedanken in den Sinn. Sein Entschluß ist gefaßt. Er nimmt Herrn Heinrich Strübin den Pfarrer auf die Seite und eröffnet ihm: er suche Gelegenheit sich mit Hans Siegrist von Niederdorf selbst zu besprechen; er hoffe dann vielleicht etwas Gutes zu schaffen; dem Hans Siegrist gebe er sicher Geleit zu und von ihm, und wenn es gelingen sollte, das Siegrist auf ihr Gespräch hin die Landteute wieder zum Gehorsame zurückführe, so getraue er sich, ihm bei der Obrigkeit Gnade und Verzeihung auszuwirken und dem ganzen Lande Frieden und Ruhe zu schaffen.

Herr Heinrich Strübin faßte diesen Gedanken mit freudigem Eifer auf, und da der Mann welchen man mit diesem Vorschlag an Hans Siegrist absenden wollte sich gar kläglich stellte und zuletzt gar krank wurde, gieng der brave Pfarrer selber mit Barthelome Thommen dem Müller nach Niederdorf. „Schlag todt! schlag todt!“ riefen in Niederdorf die Weiber und das Volk: „der Pfaffe von Bubendorf hat uns dieß Bad „angerichtet.“ Aber Herr Heinrich Strübin antwortete ihnen gar herzlich: „Schlagt „ihr mich todt, so sterb' ich als ein Christ; ihr aber werdet nichts damit gewinnen. „Laßt das Vergangene jetzt liegen; denn wir bringen Hans Siegrist und euch Allen den „Frieden.“ Auf der Schloßmatte bei Ballenburg trafen sie endlich den Mann den sie suchten. Der Vorschlag mißfiel ihm nicht und das Versprechen völliger Verzeihung stimmte ihn gar für denselben. Nur in das wollte er nicht willigen, daß er bloß mit einem oder zwei Begleitern kommen sollte; der Herr Pfarrer gab ihm zu, er dürfe, wenn er an Zehnen nicht genug habe, ihrer 20, 30 und mehr mit sich nehmen. Die Verabredung zu einem Parlament zwischen Nyff und Hans Siegrist wurde auf den folgenden Morgen getroffen. Die Stunde sollte zwischen 7 und 9 Uhr sein; der Ort war das Feld zwischen Wildenstein und Bubendorf. Ein Bote Siegrists empfing an diesem Abende in Liestal

einen kräftigen Geleitsbrief für ihn und seine Freunde. Der war mit Andreas Rys's eigenhändiger Unterschrift und seinem angeborenen Wappen und noch dazu mit dem Siegel des Schultheißen von Liesal versehen.

Die Nacht vom Donnerstag auf den Freitag war sehr unruhig. Die Bauern, von dem gestrigen Lärm her noch aufgebracht, waren wüthend, und alle Stunden war ein Angriff auf Bubendorf zu befürchten. An Rys kamen die ganze Nacht hindurch Boten über Boten von den Landvögten. Er besorgte, daß die Wachtsener zu Bubendorf die Landleute zu einem Schritte reizen möchten der Alles wieder verderben würde, und ließ darum die dortige Wache um Mitternacht in der Stille wieder abziehen.

Die Ankunft zum Parlament auf der Wildensteiner Weide.

Freitag Morgens — es war der 17^{te} Mai — ließ Hauptmann Andreas Rys die Pferde für sich, seinen Tochtermann und seinen Knecht rüsten. Er selber stand bei Zeiten gestieft und gespornt und wartete auf eine letzte Antwort von Hans Siegrist. Als diese nicht kam, setzte er sich zu Pferde und zog mit Crispianus Sträbin und einer Rotte von 15 Mann, die Hackenbüchsen und Schlachtschwerter trugen, zwischen 7 und 8 Uhr gen Bubendorf. Dort nahm er den Herrn Pfarrer und den Müller als Zeugen mit, und langte so auf dem bestimmten Plage an. Er fand keinen Hans Siegrist, sondern nur einen Boten der anzeigte, die Leute Siegrists wollten nicht ins Thal herabkommen, sie warteten droben auf der Wildensteiner Heide. Rys's Soldaten wurden unwillig und meinten, ihr Hauptmann habe sein Wort gelöst. Er aber wollte es von seiner Seite an nichts fehlen lassen, sprach seinem Völklein zu und zog im Namen Gottes auf die Höhe.

Als sie droben ankamen, war der Platz noch leer. Rys stellte seine Schaar im Vortheil auf, damit man ihnen die Strafe nicht abschneiden möchte, und wartete eine Weile. Endlich treten zwei Bauern aus dem Walde heraus; sie bringen einen Brief von Hans Siegrist, worin er noch einmal zu wissen begehrt, ob man ihm das Geleit auch steif und fest halten werde. Rys betheuert es. Die zwei Bauern gehn wieder weg und verschwinden zwischen den Bäumen. Bald darauf sieht der Basler Hauptmann einen Zug Landleute, wohl gerüstet und geordnet, je 5 und 5 in einem Gliede, aus dem Walde hervor kommen. Schon hat er bis auf 90 Glieder gezählt und noch immer will der Zug nicht enden. Den Baslern wird sonderbar zu Muth. Aber Andreas Rys verliert seine Besinnung nicht: er läßt eilig die Bubendorfer, die drunten gerüstet standen, zu sich heraufmahnen, befehlt seinen Leuten keinen Fuß von der Stelle zu verrücken, sprengt auf seinem Roße bis auf die Weite eines starken Büchsen schusses zu dem Zuge der

Bauern heran, steht still und gebietet ihnen Halt. Der Zug hält, und Nyff grüßet sie freundlich.

Im vordersten Gliede stand ein Mann der bloß seinen Rock anhatte und ein Messer im Gürtel trug. Dieser trat jetzt aus der Ordnung heraus, gieng dem Hauptmann der Basler entgegen und bot ihm die Hand. Nyff fragte ihn, ob er der Hans Siegrist wär. Er antwortete, er sei's. Nun wandte sich Nyff in festem Ton an die Landleute und begehrte zu wissen, wie er das zu verstehen habe? „er habe dem Hans Siegrist ein stark und kräftig geschriebenes Geleit zugeschickt, das werde er ohne Zweifel bei sich in seinem Busen tragen; aber ihn dünke, es bringe derselbe sein Geleit schon stark genug selber mit ihm.“ Hans Siegrist antwortete, der nächtliche Überfall seines Hauses am Mittwoch spät, nachdem doch dem Lande bis Donnerstag früh Zeit gegeben worden, habe ihn über das verheißene Geleit unsicher gemacht; daß aber jetzt seine Begleitung so groß und das ganze Amt Wallenburg hier beisammen sei, geschehe aus guter Meinung; er hoffe etwas Gutes auszurichten.

Der Basler Hauptmann verstand am rechten Orte Vertrauen zu üben. Er ließ die Bauern noch völlig aus dem Walde herausrücken und hieß sie sich näher zusammensiedeln; denn er sah grimme Gesichter unter ihnen und wollte noch, ehe das Parlament mit Hans Siegrist anfeng, eine Rede an sie thun zur Befänstigung der Gemüther. Die Landleute rückten zusammen, ohne ihre Ordnung zu brechen; sie waren an die 300 Mann stark. — Darauf redete Andreas Nyff also zu ihnen:

„Getreue liebe Untertanen, liebe Landleute! Gott gebe euch Allen zusammen einen
 „guten glückseligen Morgen! Ihr wißt, in was für einem Mißverständ nun schon
 „3 Jahre lang eure treue Obrigkeit und ihr die Untertanen wegen eines geringen Un-
 „geldes gegen einander gestanden. Wir müssen diese schwere Sache Gott befehlen und
 „ihn um seinen heiligen Geist bitten, damit die verhärteten Herzen erweicht werden und
 „der Untertanen Sinn und Gemüth auch so zu der Obrigkeit stehe, wie das väterliche
 „Herz der Obrigkeit zu ihren Untertanen steht. Wir wollen es Alle für eine väterliche
 „Strafe vom Herrn halten. Betet zu dem barmherzigen Gott, daß er seine Strafe
 „doch von uns wende.“

„Damit ihr aber versteht, warum wir von Basel ausgezogen sind, so wisset, daß
 „wir hier sind auf die Bitte eurer Nachbarn, welche wider eure Drohungen der Obrig-
 „keit Schutz und Schirm anrufen mußten. So haben mich dann unsre gnädigen Herren
 „mit einer Anzahl Kriegsvolles ausgesandt, nicht euch anzufallen, sondern allen guten
 „Leuten im Lande zum Trost und Schutz wider die Frevler. Das habe ich geschworen

„ zu thun, und das will ich auch mit Gottes Hüffe erfatten, so lange mein Leib
 „ währet.“

„ Der Versuch den Hans Siegrist gefangen zu nehmen geschah aus Befehl der hohen
 „ Obrigkeit; denn man gedachte von ihm zu erfahren, wer an jener Drohung wider die
 „ guten Leute von Bubendorf eigentlich Schuld sei. Da er aber meinen Soldaten ent-
 „ gangen, hat mir Gott in den Sinn gegeben, ich wolle mich freundlich mit ihm be-
 „ sprechen, auf daß Mittel, Wege und Stege gefunden werden mögen, wie Blutvergießen
 „ verhütet und ein guter beständiger Friede in unserm Lande gegründet werde. Ist er
 „ nun Willens, das Parlament mit mir zu halten, so soll er 3 vertraute Männer zu
 „ Zeugen unsres Gespräches erwählen, und so will ich auch thun; dann wollen wir im
 „ Namen Gottes in die Mitte zwischen unser beiderseitig Volk treten.“

Nachdem nun Hans Siegrist auf diese Rede geantwortet, sich mächtig gerechtfertiget
 und entschuldiget und sich noch einmal heftig über den nächtlichen Überfall beklagt hatte,
 suchten Beide ihre Zeugen aus. Siegrist brachte zum Gespräch den Schlüsselwirth von
 Wallenburg, den Hans Straumann von dort und den Untervogt von Dietken. Ruff
 erbat sich zu Zeugen den Herrn Pfarrer von Bubendorf, den Müller von dort und Tri-
 spianus Strübin von Liesal. Von beiden Seiten zogen die Anführer mit ihren Zeugen
 einander entgegen und traten in der Mitte zwischen beiden Volkshefen zusammen.

Das Gespräch mit Hans Siegrist.

„ Hans Siegrist,“ so redete Ruff als ein Vertreter der Obrigkeit seinen Gegenmann
 an, und sprach dabei mehr nach dem wovon er überzeugt war als was er hätte beweisen
 können: „ Hans Siegrist, du weißt wie du wider deinen Eid und dein gegebenes Ver-
 sprechen den Untertbanen gegen ihre Obrigkeit gedient hast, und hast ihnen ihre böse
 Sache mit Rede und Rath, mit Schreiben und Lesen stark gemacht. Denn es ist ja
 wohl bekannt, wie das gesammte Volk nur auf dich schaut und du den ganzen Handel in
 deiner Gewalt hast. Und du vermagst kein Recht zu erleiden. Deswegen bist du in
 höchste Ungnade bei deiner Obrigkeit gefallen; die wird die Schmach die du ihr angethan
 rächen und von nun an innert und außerhalb ihrer Herrschaft, und wo du zu finden sein
 wirst, im ganzen römischen Reich, zu Wasser und zu Land, mit Recht und Gewalt, so
 lange du lebst, dich verfolgen. Aber ich weiß, wo du die Gnade die dir Gott an deinem
 guten Verstand und der Gabe der Wohlredenheit verliehen hat nicht mißbrauchen willst,
 so kannst du noch heute auf diesen Tag das Volk zum Gehorsam und zur Versöhnung der
 Obrigkeit bewegen. Thust du das nicht, so wird die größte Schuld an dem was Land
 und Volk zu erwarten hat auf dir ruhen. Wirst du es thun und heute alle 3 Zeugen

bern zu Mittag zu essen, und vergesset dabei des Trunkes nicht." — Auf Samstag da 1. Juni 1594 erschien Andreas Roff vor beiden Räten, legte Rechenschaft ab und redete nochmals für die Unterthanen der Landschaft. Die 3 Herren Häupter, Bürgermeister Ulrich Schultheß, Junstmeister Bernhard Brand und Hans Rudolf Huber antworteten ihm im Namen beider Räte, bezeugten ihm ihre Zufriedenheit und ihre Freude über sein Friedenswerk und dankten ihm höchlich für seine Mühe und Arbeit. „Sie hätten nichts anderes zu klagen, fügten sie bei, als daß sie vermaßen, es seien gar viele Kosten ergangen.“ Die versprochenen freien Gaben für die Schützen der Landleute wollten ihn aber ungnädigen Herren doch nicht zahlen lassen; sie beschloffen, daß unter Roffs Namen jedem Amte ein Becher, 10 Loth schwer, geschenkt würde. Das unterbrochene Schießen für seine Schützen hielt Roff 3 Tage nach ihrer Heimkunft, und Abraham Meyenrock gewann die erste Gabe dabei.

Die Geschichte dieses Krieges hat Herr Andreas Roff nachher selber umständlich und eigenhändig beschrieben, hat auch die ganze Erzählung noch einmal in seine Schweizer-Chronik aufgenommen, welche in einer prächtigen, durch Roff selber veranstalteten, mit schönen Schildereien gezierten Abschrift bis auf den heutigen Tag in seiner Familie sorgfältig aufbewahrt wird. Der Herr Pfarrer zu Bubendorf aber ließ die Geschichte des Parlaments auf der Wildensteiner Heide auf einer gemalten Glasscheibe abkonterfeien und machte diese Scheibe in das Fenster jenes Berghäusleins ein, wo die Bubendorfer Hochwacht bei Tag und bei Nacht in Angst und Sorge auf den Ausbruch des Krieges gewartet hatte. Diese Fensterscheibe könnet ihr nun vorn auf dem Titeltupfer abgemalt sehen. Sie zeigt euch, was ein einziger Mann in Zeiten der Noth vermag, wenn er sich nicht fürchtet und nicht den Zorn im Herzen hat, vornehmlich aber wenn er Gott den Herrn und das Gewissen der Leute zur Hülfe nimmt. Die Fensterscheibe zeigt euch aber noch etwas Anderes, was eben auch gar schön gewesen ist: ein Volk welches, da es die Waffen der Übermacht noch in den Händen trug, die Stimme Gottes und des Bewußtens gehört, die Ehrfurcht vor seiner Obrigkeit freiwillig empfunden, und sich dazu verstanden hat um Verzeihung zu bitten. Es war eine gute Zeit, und Gottes Gnade war groß über unserm armen Lande.





XVIII.

Neujahrs-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen

1840.



Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.

██████████

██████

██████████

Die
ersten Buchdrucker
in Basel.

Das Jahr 1460, in welches wir unter Gottes Schirm und Güte nun eintreten, wird weit und breit unter den Herren Buchdruckern, Buchhändlern und Gelehrten mit einem ganz besondern Respekto begrüßt; denn das vierzigste Jahr ist das Jubeljahr der Erfindung der Buchdruckerkunst, und man hat vor, bei uns und anderswo mit allerlei Festlichkeiten das Andenken dieser trefflichen Erfindung zu feiern. Als man vor hundert Jahren zum dritten Mal dieses Geburtsfest der Buchdruckerkunst erlebte, hielt man zu Basel dafür, man müsse auch in unserer Stadt ein Fest begehen, und der Herr Pfarrer Bugtorf zu St. Elisabethen that dabei vor den sämtlichen anwesenden Kunstgenossen und Kunstverwandten der löblichen Buchdruckerkunst eine Dankpredigt. Eure Vaterstadt, meine jungen Leser, hat eben das Recht, wenn man von Buchdruckern und Buchdruckereien redet, bei dieser Gelegenheit auch ein Wörtlein zu sagen; und obschon es freilich nicht fein wäre, aus der Tugend und Trefflichkeit unserer Vorfahren ein Selbstlob zu machen, so wäre doch auch nicht recht zu vergessen, was für ein gutes Lob sonst in diesem Stücke die Stadt Basel gehabt hat. Ich will euch darum jetzt von den ersten Buchdruckern die zu Basel gewesen sind erzählen, was ich davon habe erfahren können. Zuerst aber schicke ich ein allgemeineres Kapitel voraus für die welche über die schöne Erfindung selber etwas vernachmen möchten.

I. Von der Erfindung der Buchdruckerkunst.

Zur Zeit als man von der Buchdruckerkunst noch nichts wußte, und fleißige Mönche in ihren Klosterzellen die Bücher langsam und mühsam Wort für Wort abschrieben, sahen die Bücher zwar oft außerordentlich schön aus, die Anfangsbuchstaben darin prägnant bisweilen in Gold und Silber und in allerlei prächtigen Farben; aber dafür waren die Bücher damals so selten und theuer, daß wir uns keine Vorstellung davon machen können. Eine Bibel wurde oft mit tausend Goldgulden bezahlt. Der berühmte Rechtsgelehrte Accursus kam in seinem Leben nie dazu, das römische Gesetzbuch eigenthümlich zu besitzen. Ein deutscher Domherr erstand sich gegen einen Livius ein Landgut bei Florenz. König Ludwig XI. mußte für die Werke eines arabischen Arztes die er geliebet bekam viel Silberzeug als Faustpfand hinterlegen und noch einen Bürgen stellen. Ein Anderer stalt über eine Bibel die er gebrauchen durfte Brief und Siegel aus, und verpflichtete sich dafür einen Zins von zehn Gulden zu zahlen.

Die Papiermühlen, welche in Deutschland seit 1390 aufkamen, vornehmlich aber die gedruckten Bilder wozu die Holzschnelder die Formen in Holztafeln schnitten, fiengen an hierin etwas Besseres vorzubereiten. Die Holzschnelder pflegten manchmal, wenn sie das Bild fertig hatten, darunter einen Spruch oder eine kleine Erläuterung ins Holz einzuschneiden. Es kam eine „Armen-Bibel“ heraus: einige Bilder aus dem Alten und Neuen Testament mit lateinischer und deutscher Erklärung darunter. Allein auf diese Weise konnte höchstens ein ganz kleines Büchlein, und dieses nur mit großer Mühe, zu Stande kommen, weil jedes Wort Buchstabe für Buchstabe in die Holztafel geschnitten wurde, und ein jeder Buchstabe nur für dieses eine Mal gelten konnte. Sollte es zum Drucke von wirklichen Büchern kommen, mußte irgend ein erfindungsreicher Mann eine ganz neue Kunst erfinden.

Dieser Mann war Johann zum Gensfleisch, genannt zum Gutenberg, ein Bürger der freien Reichsstadt Mainz, gebürtig aus einem alten stiftsfähigen und ritterlichen Geschlechte. Er lebte, mit allen adelichen Familien für eine Zeit aus seiner Vaterstadt vertrieben, im Jahr 1434 in Straßburg und beschäftigte sich mit Steinschleifen und Spiegelpolieren. Schon damals faßte er den Gedanken: wenn man bewegliche Buchstabenformen zu Wörtern und Sätzen aneinander reihen würde, so könnte man diese Buchstaben auch für die folgenden Seiten wieder brauchen und dadurch den Druck ganzer Bücher zu Stande bringen; ja man könnte dann mit denselben Buchstaben wieder andere

Bücherdrucke beginnen. Diesen Gedanken verfolgte Gutenberg, schnitt Buchstaben aus hartem Holz, faßte sie mit einem Drahte, den er durch darin angebrachte kleine Löchlein steckte, in Zeilen zusammen, und errichtete ganz im Geheimen eine Druckerpresse, um die so gesetzten Seiten auf das Papier abzudrucken. Aber seine zusammen gestellten Buchstaben hielten nicht fest genug aneinander, um die Gewalt der Presse auszuhalten. Beim Druck gerieth alles wieder in Unordnung. Gutenberg machte sich nun bewegliche Rahmen, in die er die Buchstaben einfügen konnte; an denen brachte er Schrauben an, damit er die Buchstaben dadurch fest gegen einander presse, und so waren die Setzbretter erfunden. Doch blieben seine hölzernen Buchstaben immer noch gar schwach für die Gewalt der Presse; sie waren augenblicklich abgenüßt; man mußte unzählige Schriften schneiden, und die Arbeit kam zu keinem Ende; auch konnte man beim Schneiden nie eine rechte Gleichmäßigkeit der Schriften herausbringen, und das Gedruckte sah gar unangenehm und unordentlich aus. Unter vielen fehlgeschlagenen Versuchen vergieng ein Jahr ums andere; Gutenbergs Vermögen war dahin, sein Muth nicht. So kam er um das Jahr 1444 in seine Vaterstadt Mainz zurück, und hatte nichts als sein großes Geheimniß, das er eifersüchtig bewahrte. Als er aber sah, daß er ohne die Beihülfe eines Andern sein Werk nimmer werde ausführen können, vertraute er sich einem der reichsten Bürger in Mainz an, einem Manne der klug genug war, um den großen Gewinn den Gutenbergs Erfindung bereiten mußte vorauszusehn und zu benützen; Johann Fust war sein Name. Von Fust unterstützt erfand nun Gutenberg die Kunst metallene Schriften zu gießen. Ein geschnittener Stempel wurde in eine etwas weichere Gussform (man heißt sie die Matrize) gedrückt; in dieser konnte man dann die metallenen Lettern, so viel man ihrer nur wollte, gießen, und es sah eine jede den andern allen an Höhe, Dicke und Breite, und so auch in der Gestalt der Schriftzüge, vollkommen gleich. Noch vor dem Ende des Jahres 1452 war diese Erfindung geschehn; die erste Frucht derselben sollte das Buch aller Bücher sein: Gutenberg und Fust fiengen an eine lateinische Bibel zu drucken. Sie druckten theils auf Pergament und theils auf Papier; die Buchstaben sahen freilich noch etwas grob und eckig aus. Die Anfangsbuchstaben neuer Abschnitte ließen Fust und Gutenberg leer, und die Abschreiber malten sie nach ihrer Gewohnheit in schönen Farben mit Goldverzierungen ein. Diese Bibel ist unter dem Namen der 42zeiligen Bibel bekannt; denn, die ersten Seiten abgerechnet, zählte sie auf jeder Seite 42 Zeilen. Auf den wenigen Bibliotheken, wo man einen Abdruck dieses ersten Werkes der Buchdrucker-

kunst besitzt, hält man's für einen großen Schatz, den man um keinen Preis weggeben würde. Erst gegen das Jahr 1456 war diese Bibel zum Verkaufe fertig.

Inzwischen war Peter Schöffer von Gernsheim, ein geschickter Schreiber und erfinderischer Mann, mit den Beiden bekannt geworden. Der schnitt weit schönere Stempel und verbesserte die ganze Gussrichtung, so daß noch ehe die Bibel vollendet war, schon einige kleinere Druckschriften mit etwas artigern und kleineren Buchstaben konnten ausgegeben werden. Der edle Gutenberg wurde nun durch Hinterlist und Trug von Seiten des undankbaren Johann Faust, auf einen Spruch des Gerichtes der Stadt Mainz, aus seinem Antheile an der Druckerei verdrängt; und während er seine Zeit zubringen mußte, für sich selber Alles von Neuem einzurichten, eilte ihm die Faust- und Schöfferrische Druckerei mit ihren Ausgaben voraus. Ein besonderes Meisterstück der Kunst und des feinen Geschmacks Peter Schöffers ist das berühmte lateinische Psalmbuch gewesen welches im Jahr 1457 zu Stande gebracht wurde. Dasselbe ist zum Gebrauch der Kirchen auf Pergament gedruckt worden, und die prächtigen Anfangsbuchstaben ließ Schöffer mit kleinen zierlichen Holzschnitten in das Buch hineindrucken. Doch sind die anderen Buchstaben noch immer ziemlich ungleich. Das erste Werk hingegen welches ganz und gar mit den verbesserten schönen Schriften Schöffers gedruckt worden, ein treffliches Meisterstück der Buchdruckerkunst, ist das Buch eines Bischofs Durandus über die Kirchengebräuche. Durandi Rationale divinatorum officiorum, gedruckt im Jahr 1459. Dieses Buch befindet sich auf unserer öffentlichen Bibliothek.

Noch gab es keine andern Druckereien als die beiden in Mainz. Vor der übrigen Welt war Johann Gutenbergs Kunst ein tiefes Geheimniß; die Arbeiter hatten einen Eid darauf schwören müssen, Niemanden je etwas von dem was sie in Fausts und Gutenbergs Häusern gesehen und erfahren hatten zu verrathen. Als aber im Jahr 1462 Kurfürst Adolph II. die Stadt Mainz erstürmte, und seine Leute so schrecklich darinnen hausen ließ, daß in wenigen Tagen Alles was wandern konnte ausgewandert war: damals wurden die Buchdruckergehülften nach allen Gegenden hin zerstreut, sprachen nun eigenmächtig ihre Gewissen von ihrem Eide los und begannen allenthalben eigene Druckereien zu errichten. Bald sah man in Rom, in Augsburg, zu Venedig und in Mailand neue Buchdrucker sich hervorthun. 1470 ließ Johann von Stein, ein berühmter Doktor der Gottesgelahrtheit zu Paris, die ersten Buchdrucker Frankreichs aus Deutschland dahin kommen. Dieser Johann von Stein war derselbe welcher nachher als ein stiller Einsiedler in einer Zelle unserer Karthause sein Leben beschloß. Jetzt bekamen auch die

Städte Nürnberg, Köln, Bologna, Speier, Straßburg, Löwen, Ulm ihre Buchdruckereien. Und im Jahr 1474, noch ehe Lyon, London, Genf und Leipzig sich eines Buchdruckers rühmen konnten, war bereits auch in Basel eine Druckerei im Gange.

2. Die allerersten Buchdrucker in Basel.

Das erste Buch von welchem man weiß daß es in Basel gedruckt worden, ist eine Ausgabe des alten deutschen Rechtsbuches der Sachsen, des Sachsenspiegels. Der Druck wurde im Jahr 1474 durch Bernhard Michel vollendet. Diese Ausgabe des Sachsenspiegels ist unter allen jetzt noch bekannten die älteste. Derselbe Bernhard Michel gab im folgenden Jahr, in Verbindung mit dem zweiten Buchdrucker in Basel (Michael Wensler hieß er) ein lateinisches Predigtbuch eines Franziskaner Mönches Robertus de Licio heraus. Das Buch steht in der Büchersammlung zur Mücke. Der erste Anfangsbuchstabe des Buches ist, weil er recht groß seyn mußte, mit einem eigenen in Holz geschnittenen Stempel gedruckt, und der Schreiber sollte ihn dann noch schön mit Farben ausmalen. Weiter hinten ist aber das den Druckerherren scheint's doch zu köstlich geworden; sie haben dem Maler für die Anfangsbuchstaben Raum gelassen, und nur ganz klein angegeben was für ein Buchstabe hingemalt werden müsse. — Von nun an haben die beiden Buchdrucker sich getheilt, und ein jeder von ihnen hat noch lange Zeit mancherlei nützliche, erbauliche und lehrreiche Bücher zu Tage gefördert. So druckte Bernhard Michel mehrmals die heilige Schrift, aber freilich, wie damals fast allgemein, nur eine lateinische Bibel für die Gelehrten. Dafür sorgte er auf eine andere Weise für's gemeine Volk. Er druckte nämlich im Jahr 1476 ein Büchlein welches dazumalen viel beliebt war; das hieß Spiegel menschlicher Verhältnisse, (will sagen: der menschlichen Erlösung); es enthielt in vielen kleinen mit Holztafeln gedruckten Bildern die Geschichte des Lebens, Leidens und Sterbens Christi, und ein kleines Kapitel gab jedesmal die Erklärung dazu. Aber es war freilich auch neben dem was von Jesus stand noch gar viel Thörichtes und Fabelhaftes von der Mutter des Herrn in dem Buche. Bernhard Michel hat nun auch gedacht, er wolle die gewöhnlichen Abschnitte aus den Evangelien und Episteln der h. Schrift für jeden Sonntag im Jahre beifügen. Im Jahr 1481 ließ er auch eine deutsche Uebersetzung einer Weltchronik, die man Fascioulus temporum nannte, unter dem Titel: ein Bündlin der Zit ausgehen. Am Ende steht: „Gedruckt, aber gerecht, suber und rein, durch Herr Meister Bernhart Michel, Burger zu Basel, als man zalt noch der Geburt Christi 1481 For.“

Michael Wensler beschäftigte sich schon mit gelehrten Werken als sein bescheidener Kunstgenosse. Unter den Büchern die bei ihm gedruckt sind findet man Theile des römischen Rechts und des Kirchenrechtes, und sogar eine Schrift des Kirchenvaters Augustinus (De Civitate Dei 1479.) Die Unterschriften, die er theils in lateinischen Versen, theils in ungebundener Rede, manchmal mit rothen Buchstaben, an den Schluß seiner Bücher drucken ließ, preisen und rühmen der leselustigen Welt bald den Inhalt der Bücher, bald des Druckers Kunst. Unter einem Abdrucke der Constitutionen des Papstes Clemens V. vom Jahre 1476 steht: „dieß Buch sei mit vieler Kunst und mit vieler Übung im Drucken zu Stande gebracht in der berühmten Stadt Basel, welche nicht nur wegen der gesunden Luft und der Fruchtbarkeit des Bodens, sondern auch wegen der großen Genauigkeit ihrer Buchdrucker einen guten Ruf habe.“ Und in einem andern Buche, das im gleichen Jahr gedruckt wurde, liest man in lateinischer Sprache die Verse:

Gelehrter Leser, stellt man Bücher dir vor Augen,
Gedruckte, gerne reißt du sie den deinen ein:
Nur soll der Inhalt werth dir seyn, er soll dir taugen;
Der Druck soll zierlich, nett und ohne Fehler sein.
Ich bin des Todes, mußt du nicht dieß alles preisen
An diesem Band; es druckt' ihn Wenslers Künstlerhand.
Fürwahr kein Buchstab' ist im ganzen Buch zu weifen
Den man nicht wohlgeprüft und auserlesen fand.

Im Jahr 1478 druckte Michael Wensler die Decretalen des Papstes Gregor des IX^{ten}. Dießmal lautete seine Unterschrift also: „Da der allerheiligste Vater in Christo Sixtus IV. Papp war, und Friedrich von Oestreich römischer König, und der ehrwürdige Vater Herr Johannes unser gnädiger Herr von Basel war, im Jahre 1478 im Christmonat, hat in der edeln Stadt Basel, mit der Hülfe Gottes, ohne die nichts Rechtes zu Stande gebracht wird, Michael Wensler dieß Decretalen-Buch, nicht mit Linte und Feder oder Schiffröhr, sondern durch eine gar sinnreich erfundene Kunst zu drucken unter Gottes Beistand glücklich vollendet und sein Wappen und Inseigel darunter gesetzt.“

Wensler stand auch einmal mit einem andern Drucker Friedrich Biel in Gesellschaft. Dieser hat, wie's scheint, nachher die Buchdruckerkunst nach Spanien gebracht; denn in einer spanischen Chronik wird „Friedrich von Basel“ als ein Erfinder der Kunst genannt. So ist auch der berühmte Straßburger Buchdrucker, Martin Flach, ein Basler gewesen.

3. Magister Johann Amerbach.

Das Druckergergeschäfte wurde jetzt zwar allenthalben mit großem Eifer betrieben. Aber sollte die große Erfindung einen rechten Nutzen bringen, so mußte nun auch auf eine sorgfältige Auswahl dessen was man drucken wollte gesehen werden. Nicht nur geschickte Köpfe die ihren Vortheil zu ergreifen verstanden, sondern Freunde der Wissenschaften, denen es mehr um eine preiswürdige Unternehmung zu thun war, mußten die Sache in ihre Hand nehmen. Und in diesem Stücke sieht Basel in allen Geschichtsbüchern die von der Buchdruckerkunst reden immer mit in der vordersten Reihe. Denn bevor noch der große Aldus in Venedig mit seinen trefflichen Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller seinen Kunstgenossen den Weg gewiesen, hatte bereits Magister Johann Amerbach in Basel, ein tüchtiger, munterer Freund guter Kenntnisse und besonders auch ein Verehrer dessen was zur Frömmigkeit dienet, seine Ausgaben der vielvergessenen Kirchenväter ins Werk zu setzen begonnen.

Magister Hans Amerbach war zu Reutlingen in Schwaben geboren, hatte in Paris unter dem berühmten Johann von Stein studirt, und war daselbst zur Magisterwürde erhoben worden. Er war darauf eine Zeit lang an der großen Druckerei des thätigen Anton Koburger in Nürnberg angestellt, wo man täglich 24 Pressen im Gange hielt und über hundert Arbeiter beschäftigt waren. Amerbach war Koburgers Corrector, d. h. er mußte die Fehler, die sich beim ersten Sehen und Drucken einschleichen wollten, verbessern. Dazu brauchte man damals studirte Leute, weil man noch gar eine hohe Meinung von den Büchern hatte. Aus dieser trefflichen Schule der Buchdruckerkunst kam Johann Amerbach nach Basel, und sieng an eine eigene Druckerei zu errichten. Sein erstes Buch sollte gleich zeigen, daß es diesem Manne um den Nutzen der gelehrten Leute zu thun war. Es fehlte damals an einem guten lateinischen Wörterbuche. Amerbach suchte sich den gelehrten Johann Neuchlin, welcher später als der größte Kenner des Griechischen und Hebräischen in ganz Deutschland angestaunt wurde, zu seinem Corrector aus und übergab ihm die Arbeit, so ein Wörterbuch aus vielen Stellen lateinischer Schriftsteller zu sammeln. Es erschien im Jahr 1478 unter dem Titel Breviloquus und wurde von den Schülern der Wissenschaft mit freudiger Begierde aufgenommen.

Nachdem aus Amerbachs Druckerei noch verschiedene Werke ausgegangen, namentlich auch 1481 eine lateinische Bibel, bei der man auf Verbesserung der Uebersetzung nach dem Griechischen und Hebräischen gesehen hatte, erschienen vom Jahr 1489 an nach und

nach sämtliche Werke des Kirchenvaters Augustinus. Es hatte dem wackern Manne weh gethan, daß man das Studium der ersten großen Lehrer der christlichen Kirche beinahe gänzlich vernachlässigte. Er hoffte etwas zur Ehre Gottes zu vollbringen, wenn er ihre Schriften, von denen die meisten noch nie, andere nur gar fehlerhaft und in sehr entstellter Gestalt gedruckt waren, aus ihrer Verborgenheit wieder hervorzog. Die Kosten und die Mühe welche dieses Unternehmen verursachte waren schwer und groß für den Mann, der sich zwar nicht schlecht fand, aber doch nur hatte was er mit seiner Kunst und seinen Nachwachen sich erwarb. Der gelehrte Augustinus Dodo, Canonicus zu St. Leonhard, der ihm hierbei besonders behülflich war, mußte sich aus den von Motten zerfressenen Handschriften den Text mühsam zusammensuchen. Aber Amerbach scheute nichts; auf allen Bibliotheken ließ er nachforschen, bis er den ganzen Augustin der Welt wieder zugänglich machen konnte. „Es giebt so viele Mönche in der Welt,“ schrieb Erasmus dem Erzbischof von Toledo, „die müssen mit vielen Kosten für ihr Müßiggehen genährt werden. Es giebt so viele Aebte mit prächtigen Einkünften, die nichts thun, als Häuser bauen, Pferde halten und schmausen: für diese wäre das ihre eigentliche Aufgabe gewesen, was der Mann aus dem Laienstande aus freiwilligem Antriebe auf sich nahm.“ Als der Druck des Buches des hl. Augustinus von der Dreieinigkeith vollendet war, ließ Amerbach darunter den Vers drucken:

Schirme, heiliger Vater, mit deinem dreieinigem Wesen
Hansen von Amorbach, welcher das Buch dir gedruckt.

Indem noch an den Werken Augustin's gearbeitet wurde, lieferte die Amerbachische Druckerei im Jahr 1491 auch eine Ausgabe der Werke des Kirchenvaters Ambrosius. Dießmal gieng Amerbach oft und viel mit Handschriften und Druckbogen in die stille Karthause in St. Margarethenthal neben der St. Theodors-Kirche; denn der gelehrte Johann von Stein, welcher dort in seiner Zelle saß, besorgte seinem Freunde die Anordnung, Eintheilung und Verbesserung dieser Ausgabe. Joh. Amerbach wandte nun auch bei einem Theile dieses Werkes statt der bisherigen Mönchsschrift, die alle Basler Drucker vor ihm allein gebraucht hatten, die schöneren römischen Schriften an.

Aber der Eifer Magister Hansen des Druckers, wie man ihm in seiner Nachbarschaft im Klein-Basel zu sagen pflegte, gieng noch weiter. Er gedachte erst etwas Rechtes zum Heile und Frommen der Wissenschaften mit seiner Druckerpresse zu liefern, wenn einmal seine drei Söhne Bruno, Basilius und Bonifacius würden recht gelehrte und geschickte Leute geworden sein. Darum verwandte er viele Kosten darauf, daß diese Söhne in

Brant gegen die Thorheiten der Welt gerichtet und unter dem Namen „Narrenschiff“ in die Welt ausgesandt hat. Das Buch ist mit 114 Holzschnitten, die fein gearbeitet sind, geziert. Auf dem Titelblatt ist das Narrenschiff selber abconterfeiet, und die Narren werden eben zu Wagen und auf Booten zum großen Schiffe geführt, das sie alle miteinander nach Narragonten abführen soll. Unten steht des Buchdruckers Zeichen: Nit on ursach. Joh. B. von Olpe.

Bei Michael Furter wurde 1502 und 1503 ein lateinischer Psalter mit deutscher Uebersetzung gedruckt; und bei demselben kam heraus: „Chronika der loblichen Eidgenossenschaft, ihr Herkommen und susz seltsam sritten und Geschichten, in der loblichen Statt Basel von Michel Furter gedruckt, durch den fürnehmen Herrn Petermann Ertelin Gerichtschreiber zu Luzern zusammengefasst, und durch Rudolffen Hufenegk Fürsprechen des Stattgerichts zu Basel gekorrigiert. Ist seliglich vollendet uf Frytag nach St. Thomas Tag als man zalt tusend fünfhundert siben, uf den 24 Tag Decembris.“

Aber der Name eines jeden andern jüngern Zeitgenossen Amerbachs, ja Amerbachs Name selber tritt in den Schatten zurück, wenn ich euch den größten deutschen Buchdrucker, den Aldus der Deutschen nenne: Johann Froben aus Hammelburg in Franken. Von diesem muß ich in einem eigenen Kapitel erzählen.

5. Magister Johann Froben.

Johann Froben ergab sich frühe schon in seiner Heimath im Frankenlande dem Studium der Wissenschaften. Da er ein Gefreundter und Landsmann des Basler Buchdruckers Johann Petri von Langendorf war, zog er mit dessen sechsjährigem Neffen Adam zu demselben nach Basel. Er studierte hier fleißig, und hatte sich bereits den Ruf eines gelehrten jungen Mannes erworben. Aber Joh. Amerbach und Joh. Petri trieben ihn beide an, daß er seine Kenntnisse und seine Tüchtigkeit dem Geschäfte der Buchdruckerei widmen solle. Froben diente eine Zeit lang als Corrector in der Amerbachischen Druckerei. Dann fieng er 1491 auf eigene Kosten zu drucken an; sein erstes Werk war eine lateinische Bibel.

Joh. Amerbach hatte noch meistens mit den alten Buchstaben der Mönchsschrift gedruckt. Froben aber machte sich nun die von Aldus in Venedig erfundene gefälligere Schrift zu nuz und ahmte sie so glücklich nach, daß die Gelehrten einander in

Johann Amerbach rüstete nun alles für einen richtigen und genauen Druck der Schriften eines dritten Vaters und Lehrers der Kirchen, des hl. Hieronymus. Es galt nun besonders, seitdem Aldus in Venedig dazu das schöne Beispiel gegeben, nicht nur für richtigen Druck, sondern auch für richtige Lesart zu sorgen; d. h. aus den vielen fehlerhaften Handschriften selber die Worte, so wie sie der alte Schriftsteller einst geschrieben haben mochte, herauszufinden; was bei des Hieronymus Werken wegen der vielen griechischen und hebräischen Stellen besonders schwierig war. Zu diesem Zwecke zog Amerbach, wo er konnte, gelehrte und sprachkundige Männer an sich. Schon Joh. Neuchlin hatte ihm aus Wörterbüchern, wo Stellen aus Hieronymus angeführt waren, die Lücken die sich in seinen Handschriften befanden, auszufüllen versucht; eine unerschwingliche Arbeit. Ein Dominikaner, Johannes Conon von Nürnberg, seit Jahren Amerbachs Hausfreund, der ihm seine Söhne gelehrt und unterrichtet hatte, ein gründlicher Kenner des Griechischen, schlug den bessern Weg ein: die Vergleichung alter Handschriften. Der Vater Amerbach hoffte auf seine nun herangebildeten Söhne. Da rief ihn der Tod ab. Sterbend übertrug er seinen Söhnen die Ausführung dieses Unternehmens als seinen letzten Willen an sie. Sein Grabmahl ist im Kreuzgange des Kartheuser Klosters.

4. Von andern Buchdruckern die damals in Basel gewesen.

Es war seitdem in Basel eine neue Buchdruckerei um die andere aufgekommen. Ich will zuerst die des Nicolaus Kessler nennen, weil aus derselben eine Sammlung sämmtlicher Werke des berühmten Kanzlers Gerson hervorgegangen ist (1489). Dieser Drucker hätte aber mein Lob fast gar nicht nöthig; denn er hat sich in seinen lateinischen Versen am Ende seiner Bücher schon selber stark genug herauszustreichen gewußt, z. B.

Du wüßtest gerne, wer dieß Werk in Erz gegraben,
 Und wer den Seiten hier die Schriften aufgedrückt;
 Wundre dich nicht, wenn du es mußt erfunden haben
 Von Fehlern frei und rein und zierlich ausgeschmückt:
 Der Nicolaus Kessler ist's, dem an des Rheins Gestaden
 Zu Basel weitbekannt die gute Wohnung steht.
 Galt's Güte, dacht' er nie an Kosten und an Schaden;
 Dieß Buch zeigt, ob nun Trug aus meinem Munde geht.

1494 druckte ein Basler Buchdrucker Johann Bergmann von Dipe zum ersten Male das bekannte Spott- und Strafgedicht welches der berühmte Dichter Sebastian

Brant gegen die Thorheiten der Welt gerichtet und unter dem Namen „Narrenschiff“ in die Welt ausgesandt hat. Das Buch ist mit 114 Holzschnitten, die fein gearbeitet sind, geziert. Auf dem Titelblatt ist das Narrenschiff selber abconterfeiet, und die Narren werden eben zu Wagen und auf Booten zum großen Schiffe geführt, das sie alle miteinander nach Narragonien abführen soll. Unten steht des Buchdruckers Zeichen: Nit on ursach. Joh. B. von Olpe.

Bei Michael Furter wurde 1502 und 1503 ein lateinischer Psalter mit deutscher Uebersetzung gedruckt; und bei demselben kam heraus: „Chronika der loblichen Eidgenossenschaft, ihr Harkommen und suß seltsam stritten und Geschichten, in der loblichen Statt Basel von Michel Furter gedruckt, durch den fürnehmen Herrn Petermann Etterlin Gerichtschreiber zu Luzern zusammengefasst, und durch Rudolffen Hufenegk Fürsprecher des Statgerichts zu Basel gekorrigiert. Ist seliglich vollendet uf Freytag nach St. Thomas Tag als man zalt tusend fünfhundert siben, uf den 24 Tag Decembris.“

Aber der Name eines jeden andern jüngern Zeitgenossen Amerbachs, ja Amerbachs Name selber tritt in den Schatten zurück, wenn ich euch den größten deutschen Buchdrucker, den Aldus der Deutschen nenne: Johann Froben aus Hammelburg in Franken. Von diesem muß ich in einem eigenen Kapitel erzählen.

5. Magister Johann Froben.

Johann Froben ergab sich frühe schon in seiner Heimath im Frankenlande dem Studium der Wissenschaften. Da er ein Gefreundter und Landsmann des Basler Buchdruckers Johann Petri von Langendorf war, zog er mit dessen sechsjährigem Nefen Adam zu demselben nach Basel. Er studierte hier fleißig, und hatte sich bereits den Ruf eines gelehrten jungen Mannes erworben. Aber Joh. Amerbach und Joh. Petri trieben ihn beide an, daß er seine Kenntnisse und seine Tüchtigkeit dem Geschäfte der Buchdruckerei widmen sollte. Froben diente eine Zeit lang als Corrector in der Amerbachischen Druckerei. Dann sieng er 1491 auf eigene Kosten zu drucken an; sein erstes Werk war eine lateinische Bibel.

Joh. Amerbach hatte noch meistens mit den alten Buchstaben der Mönchsschrift gedruckt. Froben aber machte sich nun die von Aldus in Venedig erfundene gefälligere Cursiv-Schrift zu nuz und ahmte sie so glücklich nach, daß die Gelehrten einander in

ihren Briefen mit Entzücken von der Bestimmtheit, Zierlichkeit und Anmuth seiner Schriften erzählten. Und als später in der Zeit da Dr. Martin Luther in Wittenberg mächtig für das Evangelium eiferte und Bücher über Bücher schrieb, zum Behuf des leichtern Druckes dieser Bücher Melchior Lotter der Buchdrucker sich zu Wittenberg niederließ, meldete Luther voll Freuden dem Kanzler seines Fürsten, „es habe Melchior Lotter Matrizen von lateinischen und griechischen Schriften von dem berühmten Froben in Basel mitgebracht.“ Noch jetzt bewundert man das weiße Papier, den schönen Druck, die mit Holbeinischen Zeichnungen gezierten Titelblätter seiner Bücher, und ein Feder freut sich wie in jenen guten alten Zeiten für die Dauer von Jahrhunderten gearbeitet wurde. Aber nicht nur in der äußern Ausstattung seiner Werke, sondern vorzüglich auch in Ausmittlung eines richtigen und fehlerfreien Textes folgte Froben den Fußstapfen des großen Aldus nach. Und etliche gaben ihm damals selber vor diesem den Vorzug. Er hatte gelehrte Correctoren, wie einen Wolfgang Lachner, einen Beatus Ahenanus. Sein Haus wurde eine Herberge für die größten Gelehrten seiner Zeit. Seine Druckerei hatte von England bis nach Böhmen den Ruhm, daß niemals schmähsüchtige Streitschriften, ob sie gleich am meisten Gewinn brachten, sondern immer nur würdige Werke aus derselben hervorgiengen. Er eiferte ungemein für seine Kunst und für das Gedeihen der Wissenschaften.

Froben hatte nach Amerbachs Tode in Verbindung mit dessen Söhnen den Druck der Werke des hl. Hieronymus übernommen. Als der gelehrte Erasmus von Rotterdam, der Abgott der Freunde der Wissenschaften in jener Zeit, davon vernommen, gefiel ihm das Unternehmen überaus wohl; denn er war selber schon lange mit diesem Gedanken umgegangen. Er wünschte auch für seine eigenen Werke einen würdigen Verleger zu finden. Er kam nach Basel. — In Joh. Frobens Haus sprach einmal ein fremder Gast an mit einer feinen nachdenklichen Mine, übergab dem Hauswirth ein Brief von Erasmus, und sagte: „er sei ein sehr vertrauter Freund von Erasmus, er habe Vollmacht mit Froben wegen der herauszugehenden Arbeiten desselben abzuschließen; was er nun mit ihm handle solle so gut sein, als ob es Erasmus selber so gesagt hätte.“ Zuletzt meint der Gast gar: „er sehe dem Erasmus auch äußerlich vollkommen ähnlich, so daß wer ihn sehe, der sehe den Erasmus selber.“ Da lacht Joh. Froben, merket den Scherz und freuet sich hoch, daß er den großen Roterodamus unter seinem Dache hat. Sein Schwiegervater muß augenblicklich in die Herberge eilen, dort des Erasmus Zechen bezahlen und Pferd und Bündel in sein Haus führen. So hat die Freundschaft angefangen die in seltener

Bekändigkeit und Uneigennützigkeit zwischen den beiden Männern Zeit ihres Lebens fortgedauert hat.

Es gieng nun mit der Wiederherstellung der durch Abschreiber und frühere Drucker schrecklich entstellten Schriften des Hieronymus an eine gewaltige Arbeit. Erasmus übernahm den Druck der Briefe des Kirchenvaters zu leiten; die drei Amerbachischen Brüder, Joh. Conon und Beatus Rhenanus arbeiteten an den übrigen Werken. Manchmal kam man, das entscheidende Urtheil des feinen scharfsinnigen Mannes über zwei verschiedene Lesarten einzuholen. Die jungen Leute, besonders Bonifacius Amerbach, gewannen dem Erasmus, der sich gerne an jugendlich feurige Schüler der Wissenschaft angeschlossen, auf immer sein Herz. Von nun an lehrte Erasmus oft wieder nach Basel zurück, und jedesmal wohnte er zu St. Peter in Joh. Froben's Hause. Da hat er manch eine gelehrte Arbeit unternommen, und zu einer manchen die er sonst nicht übernommen hätte hat ihn der muntere Eifer Froben's für die Wissenschaften angefrischt, ja selbst genöthigt. An die sechs Jahre lang mag Erasmus so im Ganzen Joh. Froben's Gastfreund gewesen sein. Er wurde der Taufpathe des jüngsten Söhneins seines wackern Hauswirths, und dasselbe wurde ihm zu Ehren in der hl. Taufe Johannes Erasmus genannt. Kein Streit war je zwischen den Beiden, als wenn Froben seinen Erasmus mit List und Bitten zu bewegen suchte, daß er ein Geschenk von ihm annehme, und Erasmus alle Redekunst vergebens anwandte, um ihm zu widerstehen; denn ihn überwand dann die aufrichtige Betrübniß des Mannes; er konnte seinen Joh. Froben nicht traurig sehn.

Ich will nun von den vielen ausgezeichneten Werken welche Froben's unermüdlige Presse der Mitwelt und der Nachwelt geschenkt hat einige mit Namen nennen. Voran muß ich seine Ausgaben der Kirchenväter stellen; die sämmtlichen Werke des Hieronymus (1516 bis 1518); die Werke des griechischen Kirchenvaters Chrysostomus (1517), von welchem er später einige Schriften in der Ursprache geliefert hat; die Werke Eyprian's (1520); die Geschichtschreiber der christlichen Kirche, Eusebius und seine Nachfolger (1523), und die Schriften des Presbyters Tertullianus. Für diejenigen welche gerne die Werke der alten Römer lasen sorgte Froben durch eine Ausgabe der Naturgeschichte des Plinius, und besonders durch den Druck der Geschichten des C. Corn. Tacitus; für das Studium der Griechen durch den Druck guter Uebersetzungen. Er gab aber auch im Jahr 1524 eine Comödie des berühmten Aristophanes „die Frösche“ in griechischer Sprache heraus. Da hat er denn in der Freude seines Herzens einen griechischen Gruß und eine lateinische Anrede vorn auf die erste Seite hin drucken lassen; die heißt:

„Johannes Frobenius bietet allen Denen die das Griechische lieb haben einen freundlichen „Gruß. Siehe da, wir geben euch die Frösche des Aristophanes, ihr wackern jungen „Leute. Gegeben zu Basel in unserer Druckerei.“ — Auch für das Hebräische wurde gesorgt; Froben druckte 1525 eine hebräische Grammatik und ein Wörterbuch, das Sebastian Münster geschrieben hat. Im Jahr 1527 folgte auch ein Wörterbuch für die chaldäische Sprache. Die vielen Schriften und Arbeiten des Erasmus sind bei Froben unzählige Male, und mit besonderer Sorgfalt und Zierlichkeit, gedruckt worden. Am allermeisten aber hat ihm die Welt für seine Ausgabe des griechischen neuen Testaments zu danken, welche Erasmus mit Beihülfe von Decolampad und andern gelehrten Männern besorgte. Im Jahr 1516 erschien so das erste in der Ursprache gedruckte neue Testament bei Magister Joh. Froben in Basel.

Wenn Froben seinem Erasmus die erste gedruckte Seite eines großen Schriftstellers zeigen konnte, pflegte sein Gesicht vor Freude zu strahlen; er redete in Einem fort, er verwarf seine Hände und Arme; wer ihn sah, hätte gesagt, er habe nun schon in vollen Haufen den Lohn seiner Arbeit empfangen. Der uneigennütige Mann sorgte besser für die Wissenschaften als für seinen Gewinn. Zu aufrichtig um je Böses von Andern argwöhnen zu können, that er seine hülfreiche Hand immer wieder gegen Unwürdige wie gegen Würdige auf. Den Neid kannte er nicht; schwere Beleidigungen vergaß er, ehe man ihn darum bat. Er pflegte von dem Geld um das er betrogen worden mit eben der Munterkeit zu reden, wie ein Anderer von einem unverhofften Gewinn. Manchmal meinte der kluge Erasmus, er sollte gegen aufrichtige Freunde ganz so sein, wie er es gewohnt sei, aber gegen Heuchler seine Güte nur in Worten zeigen. Dann lächelte ihm Froben freundlich zu; aber Erasmus hatte tauben Ohren gepredigt.

Das letzte Hauptwerk das Joh. Froben unternahm war eine neue Ausgabe der sämtlichen Schriften Augustin's. Die Kunst hatte nun in den Händen Froben's und seiner gelehrten Freunde solche Fortschritte gemacht, daß Amerbach's Ausgabe nicht mehr gut und richtig genug erscheinen konnte. Es arbeiteten in der letzten Zeit alle Tage sieben Pressen an diesem Drucke. Oft sagte er, wenn seine Lebenszeit nur noch ausreiche, bis der Augustinus vollendet sei, so verlange er nicht mehr länger zu leben. Aber es wären erst die zwei ersten Theile vorhanden, als seine Stunde kam.

Bis in sein Alter hatte Frobenius nie krank gelegen. Secus Jahre aber vor seinem Ende stürzte er einmal von den obersten Stufen der Treppe auf den Ziegelboden herunter. Man hob ihn für todt auf. Zwar genas er; doch blieb ihm von da ein verborgenes

Uebel inwendig in seinem Körper, so sehr er es auch zu verbergen suchte; denn er schämte sich Schmerzen zu zeigen. Nach fünf Jahren ergriff ihn auf einmal an der Ferse des rechten Fußes ein gewaltiger Schmerz; er war so heftig, daß kein Tod ärger sein konnte. Die Mittel der Aerzte mehrten nur das Uebel, bis ein Fremder endlich einige Linderung zu verschaffen wußte. Noch zweimal reiste Froben zu Pferde auf die Frankfurter Messe. Aber jetzt kam zum Uebel im Fuß auch noch eine Stumpfsheit zweier Finger an seiner rechten Hand, die Vorzeichen des Todes. Froben verbarg es, wollte darum nicht weniger ausgehen, sich nicht wärmer kleiden; der Gesundheit gewohnt, hielt er's für eine Schande, krank zu sein. Zuletzt, wie er gerade irgendwo etwas von hoch oben herab langem will, ergreift ihn plötzlich die Gewalt der Krankheit und schmettert ihn auf den Fußboden. Der Schädel war schwer verlegt. Man trägt ihn zu Bette; er ist bewußtlos, schlägt die Augen nicht auf, giebt auch kein anderes Lebenszeichen von sich, als daß er die linke Hand ein wenig bewegt. Zwei Tage lang liegt er so in Betäubung; nun erwacht er, öffnet mit Mühe ein wenig das Augenlid des linken Auges, aber der Mund kann seinen Freunden kein Wort des Abschieds mehr geben; so lebt er noch sechs Stunden und stirbt. Es war im Weinmonat 1527. Er wurde auf dem St. Peters Kirchhofe begraben. „Beim Tode dieses Mannes,“ schrieb Erasmus, „sollten Alle die „den Wissenschaften hold sind schwarze Kleider anziehen, ihre Zuflucht zu Thränen und „zum Leidtragen nehmen, sein Grab mit Raute und Blumen bestreuen, Weihwasser „darauf sprengen, Weihrauch anzünden, wenn mit solchen Diensten der Trauer etwas „geholfen wäre.“ Noch lange nachher trauerte Erasmus um seinen Freund. Den Verlust seines leiblichen Bruders hatte er standhaft ertragen, die Lücke die ihm Frobenius ließ kam ihm unerträglich vor. — Das Druckerzeichen von Johann Froben ist ein Heroldsstab, den unten zwei Händen halten; zwei gekrönte Schlangen schlingen sich um ihn herum, oben darauf sitzt eine Taube. Die Auslegung steht einige Male dabei; sie ist das Wort des Herrn: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.“

6. Johann Sporin.

Mit Johann Froben starb das Geschlecht der Buchdrucker in Basel nicht aus. Da war Adam Petri von Langendorf, ein Mann von einem noch höheren Eifer als dem für die Wissenschaften besetzt. Er druckte zu einer Zeit wo in Basel das Evangelium noch nicht frei auf der Kanzel verkündigt wurde, im Jahr 1519, mehrere kräftige und kühne Schriften Luthers, und ließ sie mit seiner Namensunterschrift frei in die Welt ausgehen.

Und als der Rath zu Basel sich noch nirgends für das Wort Gottes erklärt hatte, und Luthers übersehtes neues Testament im September 1522 zu Wittenberg erschien, war dasselbe im Christmonat dieses Jahres bereits auch durch Adam Petri zu Basel gedruckt; und auf dem Titel stand: „Das Neu Testament, neund recht grüntlich teutsch. Welchs „allein Christum unser Seligkeit recht und klärllich leret.“ Und wie die Theile der deutschen Bibel nach einander erschienen, waren sie immer, bevor man sichs versah, noch einmal gedruckt da; und auf dem Titel war oben das Wappen der Stadt Basel, unten ein Kind das auf einem Löwen ritt und eine Fahne in der Hand hielt zu sehen, und auf der Fahne stand der Name Adam Petri geschrieben.

Neben Petri gehören auch zu den guten Buchdruckern in Basel Andreas Eratauder, welcher dem treuen Knecht Christi Decolampadius in seinem Hause Herberge gab; Hieronymus Froben, des Johann Sohn, und Johann's Tochtermann Nicolaus Episcopius (Bischoff); Johann Heerwagen, der Johann's Wittwe heirathete, und die griechischen Reden des Demosthenes gedruckt hat; Johann Bebelius und Michael Tsengrien. Aber ich will nur von Einem unter ihnen ausführlicher reden, weil er für die alten römischen und griechischen Schriftsteller besonders viel gethan hat und selber ein gelehrter Mann, ja ein Herr Professor gewesen war; und das ist der ehemalige Corrector in der Frobenischen Druckerei Johann Dporinus.

Er wurde auf Pauli Bekehrung im Jahr 1507 allhier zu Basel seinen Aeltern geboren. Sein Vater hieß Hans Herbstler, und war ein geschickter Maler; er ernährte Weib und Kind mühsam und kümmerlich mit seinem Fleiß und seiner Kunst. Der Großvater zwar war ein wohlhabender Mann gewesen und hatte zu Straßburg in seiner Vaterstadt das Amt eines Schultheißen bekleidet. Aber Hans Herbstler war von seinem strengen Vater vom väterlichen Haus und von seinem Angesichte verstoßen worden, weil der Vater darauf gekommen, daß sein Sohn, anstatt bei einem öffentlichen Notarius die Schreiberei zu erlernen und sich sodann den Studien zu widmen, sich auf das leidige Bildermalen gelegt hatte. Der junge Herbstler mußte von dannen ziehen; er arbeitete in der Schweiz bei einem Maler. Als nun der Vater gestorben war, schickte man Jemand aus, den entflohenen Erben zu suchen. Man kommt nach der Schweiz zu seinem Meister und fragt nach einem jungen Gesellen aus Straßburg. Der Meister aber fürchtet seinen guten Gehülfen, der ihm mit den hübschen Bildern die er malte den besten Gewinn brachte, zu verlieren und verläugnet den Nachforschenden seine Anwesenheit. So kam Hans Herbstler um sein väterlich Erbtheil. Er zog nach Basel und gewann da bald

durch sein stilles, frommes und feines Benehmen vieler Leute Günst. Es gefiel ihm hier und er nahm eine ehrbare Jungfrau, Barbara Lupfartin, zur Ehefrau. Dieselbe brachte ihm aber kein ander Heirathgut als ihre häusliche Tugend, und nur unter viel Gebet und beständiger angestrenzter Arbeit vermochten sich die stillen Eheleute mit ihren drei Töchtern und dem kleinen Johannes durchzubringen.

So wie Johannes größer wurde, gedachte der Vater ihm ein besser Loos als sich selber zu bereiten; er wollte ihn zu dem Berufe erziehen den ihm einst sein verstorbenen Vater bestimmt hatte. Die Anfangsgründe der Wissenschaften lernte der kleine Hans neben der Staffelei seines Vaters. Als er älter geworden, schickte man ihn nach Strassburg; denn er konnte dort mit den armen Schülern zusammen wohnen, mit ihnen um Brot singen und studieren. Johannes machte unter seinem geschickten Lehrer, dem Praeceptor Gebwylser, im Lateinischen und Griechischen ausgezeichnete Fortschritte, also daß sich viele über ihn wunderten. So vergiengen vier Jahre. Da begehrte er wieder nach Basel zurück; denn es waren daselbst viele gelehrte Männer, und er war nun reif genug, um von ihren Lehren und Vorlesungen Nutzen zu ziehn. Doch hier konnte er vor Armuth nicht lange bleiben. Er mußte zum Abt von St. Urban gehen und dort die jungen Leute die einmal ins Kloster sollten aufgenommen werden unterrichten. Daselbst wurde Johann Herbstler mit dem Luzerner Chorberrn Xylotectus, einem großen Freunde der Wissenschaften und der Wahrheit, näher bekannt. Es verband die beiden Freunde die gleiche Liebe zum Studium und die gleiche Freude an dem neu aufkommenden Lichte des Evangeliums. Xylotectus konnte nicht länger im römischgesinnten Luzern bleiben; er verließ seine reichen Einkünfte, heirathete und zog nach Basel. Johannes, des Klosterwesens auch müde, zog mit ihm.

In Basel mußte Oporinus, (so übersezte er seinen Namen) um Brot zu haben mit eisernem Fleiße die griechischen Autoren die Johann Froben drucken ließ abschreiben. Sein Freund Xylotectus starb an der Pest, und Oporin, im Eifer sein Andenken zu ehren und ihm noch an seinen Hinterlassenen Freundschaft zu beweisen, heirathete seine Wittwe; er ein zwanzigjähriger Mann, und sie eine alte böse mürrische Frau. Er hatte sich ein recht hartes Hauskreuz aufgeladen. Oft pflegte er zu sagen: es sei ihm gegangen wie dem Soerates, der bei der Kantippe seine Philosophie gelernt habe. Oporinus mußte sich kümmerlich durchhelfen. Einmal war er Schulmeister zu St. Leonhard, und dann an der Schule auf Burg, und Thomas Plater, den ihr noch kennen sollt, war sein Provisor und sonst sein guter Gesell. Aber Oporin begehrte noch mehr zu lernen und sich ein

besser Loos zu verschaffen. Decolampadius rieth ihm sich auf die Arzneikunde zu setzen. Es hielt sich damals gerade einer der berühmtesten Aerzte der Welt in Basel auf; es war aber ein sehr sonderbarer Mann, er nannte sich Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim. Bei diesem trat Dporinus als Knecht und Gehülfe in Dienste; denn er hoffte so am besten die Geheimnisse des großen Arztes, der zuerst die Metalle zu Heilmitteln anwandte, zu erforschen. Er hatte viel von dem geistreichen, aber im Grunde ungebildeten und rohen Menschen zu leiden. Theophrastus zeigte keine Willigkeit seinen Lehrling wirklich zu belehren; dabei war er dem Trunk ergeben; wenn er dann erhibt war, konnte er mitten in der Nacht eine halbe Stunde lang neben dem Bette Dporins, der im gleichen Zimmer schlief, mit dem blanken Schwert in der Hand gegen Gespenster kämpfen, also daß der arme Diener beständig für sein Leben zittern mußte. Dann riß er ihn aus dem Bette und sieng an, ihm seine Bücher die er drucken ließ in die Feder zu dictiren, und das so schnell daß Dporin oft meinte, ein böser Geist müsse es ihm alles so eingeben. Zwei Jahre hatte Dporin dem wunderlichen Herrn treulich gedient. Theophrastus versprach ihm, wenn er ihm ins Elfaß folgen wolle, werde er ihm das Geheimniß offenbaren, wie er seine Opiumpillen bereite. Dporin diente ihm nun noch zwei andere Jahre im Elfaß. Aber das Geheimniß kam nie an's Tageslicht. Die schlechten Sitten seines Meisters entleideten dem Diener den Dienst; eine fast lästertliche Rohheit des Mannes gab den Ausschlag; Dporinus kehrte zu seiner Alten nach Basel zurück, und Alles was er von seinen treuen Diensten gewonnen hatte, das war ein Päcklein von den berühmten Opiumpillen des Doktors.

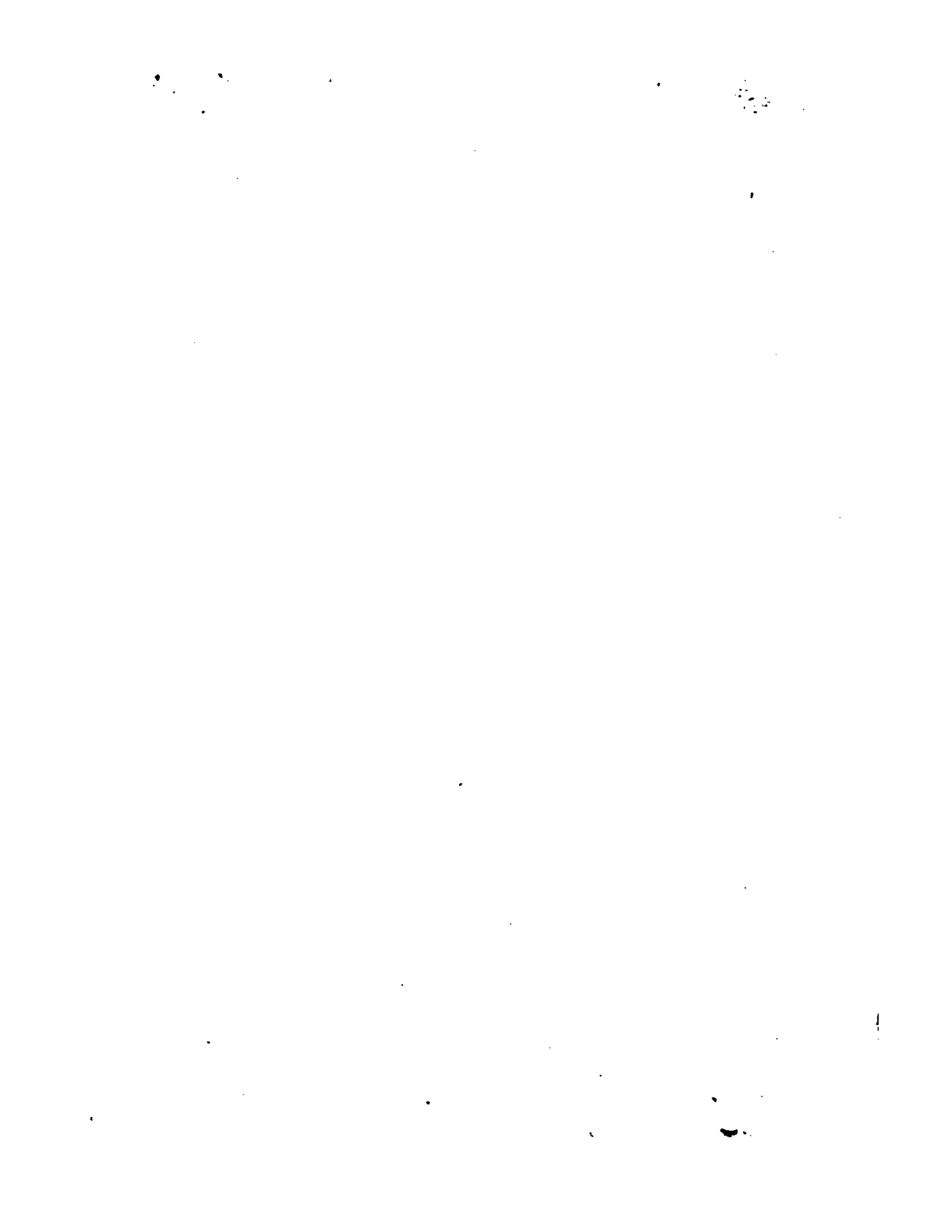
Doch diese Pillen sollten ihm nach Gottes besonderer Fügung das Leben vom Tode erretten. Er hatte auf einen Tag nach der Sitte alter Zeiten ein reinigend Mittelein eingenommen, und ein guter Schlaf hätte ihm nun, weil er etwas angegriffen war, wohl gethan. Aber die giftige Zunge seines Eheweibes ließ ihm keine Rast noch Ruhe; sie peinigte den armen Mann so, daß er sich nicht anders mehr zu helfen wußte: er stand mitten in der Nacht auf, gieng zum Hause hinaus und wollte sich daheim bei seinem Vater ein ruhig Schlafplätzchen suchen. Unterwegs trinkt er allzugierig bei einem Brunnen; beim Vater findet er schon alles zugeschlossen und im Schlafe; er mag nicht mehr stören mit Anklopfen und keinen Lärmen erregen. Setzt sich also der gute, geduldige Mann auf die Thürschwelle, drückt den Kopf in die Ecke des Thürpostens hinein und beschließt so den Tag zu erwarten. Aber die Nacht war kalt; und den folgenden Morgen war Dporin am ganzen Leib und besonders am Kopfe hoch aufgeschwollen. Er wurde

bedenklich krank, mußte eine Zeit lang im Bette liegen, und die Aerzte meinten, er werde nicht wieder aufkommen. Einmal, wie der Kranke so sterbensmatt auf seinem Lager liegt, und ist gerade niemand sonst im Zimmer, kommen ihm die Opiumpillen zu Sinne; er springt auf, nimmt sie schnell aus dem Weidsacke der an der Wand hängt, verschluckt drei von den Pillen und duckt sich wieder recht in seine Decke hinein. Es erfolgte augenblicklich ein tiefer Schlaf, und als die Frau aus der Kirche nach Hause kam und nachsehen wollte, ob ihr Mann vielleicht unterdessen gestorben wäre, fand sie die Geschwulst gehoben und den Kranken auf der Genesung. Nicht lange darnach starb Dporins Hausfrau, als sie eben in ihrer Heimath zu Luzern war, wohin sie alle Jahre einmal in Geldgeschäften zu reisen pflegte. Von ihrer Erbschaft, die dem armen Dporin gut gekommen wäre, bekam er nichts, weil die Verwandten der Verstorbenen alles an sich zu ziehen wußten.

Was ihm die unglückliche Heirath nicht gegeben hatte, sollten ihm seine Kenntnisse verschaffen. Simon Grunäus fieng an dem gebildeten und gelehrten Manne überall das Wort zu reden. Auf seine Empfehlungen hin wurde Dporin zum Professor in der griechischen Sprache und zum Vorseher des Collegiums an der Augustinergasse erwählt. Nun schien seine Glücksstunde geschlagen zu haben. Er nahm wieder eine Frau, erklärte vor einer Menge begieriger Zuhörer die griechischen Lebensbeschreibungen des Plutarchus, fand großen Beifall und gewann sich die besondere Liebe seiner Schüler; die fleißigsten gingen nach der Vorlesung mit ihm nach Hause, und er fragte sie über alles aus was er gesagt hatte. Aber Dporinus sollte sein Leben lang nie recht zu guten Tagen kommen. Eine väterliche Hand hat ihm seinen muntern Geist immer wieder zu dämpfen gewußt. Ich weiß nicht, soll ich's ein kleines Vorspiel davon nennen, was ihm an dem Tage widerfuhr, da alle Freunde der Wissenschaft in Basel in der größten Aufregung waren, weil Erasmus von Rotterdam, der nach Frobens Tode aus Abneigung gegen das freie Evangelium und den reformirten Gottesdienst unsere Stadt verlassen hatte, nun doch in sein geliebtes und viel entbehrtes Basel wieder zurückkehrte. An dem Tage sollte auch Dporin seinen Ehrentag feiern, denn ihm war die Aufgabe geworden Angesichts der ganzen Universität in einer schönen lateinischen Rede den hochgelehrten Gast willkommen zu heißen und ihm im Namen der Akademie den Ehrenwein und andere Ehrengeschenke zu überreichen. Dporinus hatte sich eine wohlgesetzte und überaus zierliche Rede einstudiert. Als er aber den geehrten Mann mit Augen wieder sah und derselbe ihm gar freundlich die Hand entgegen streckte, gewann des Herzens Freude bei unserm Redner

Geistliche besuchten ihn noch und suchten ihn freundschaftlich im lautern Glauben Christum Jesum zu stärken; der Oberstpfarrer Simon Sulzer ertheilte ihm das hl. N. mahl. Am zwanzigsten Tage seiner Krankheit (es war der sechste Juli 1568), Mor. um 7 Uhr, gab er unter dem Geläute der Kirchenglocken seinen Geist auf. Den folgenden Tag begrub ihn die gesammte Universität im Kreuzgange des Münsters. Sein S. wurde ihm bei den Ruhestätten Decolampads, des Simon Brynäus und Sebastian W. fers neben dem größeren Kirchhofe gegeben. Jener Winkel aber den er sich gewünscht hatte blieb für den Vater aufbehalten dessen Kinder dort lagen. Noch bevor Viel Basel es erfuhren, wußte man in Freiburg, Heidelberg und Tübingen schon, daß L. rinus, der in seinem Leben nur wenig geruht, nun ruhe von seiner Arbeit.

Und nun, meine jungen Leser, da ihr so viel von den Basler Buchdruckern vernemen habt, so geht einmal in eine Druckeret, und lasset euch weisen, wie es beim Buchdrucken hergeht. Denket dann an die Männer alle denen das Lernen als eine so n. dige und theure Beschäftigung erschien; und vergeßet auch nicht, daß wir, wenn un. Stunde kommt, noch etwas Anderes viel nöthiger haben als die Kenntnisse der Wis. schaft und den Ruhm der Tüchtigkeit in allen diesen Dingen.





1798

Reicher empf.

Hübner sc.

XIX.

Neujahrs-Blatt

für

Basels Jugend

herausgegeben

von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigem

1841.



Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



Die

Zeiten des großen Erdbebens.

Ihr habt, liebe junge Leser, vor nicht langer Zeit vernommen, wie im Jahre 1349 eine fürchterliche Krankheit nicht weniger als 14000 Menschen schnell und unter schrecklichen Umständen aus unsern Mauern dahingerafft hat, also daß in der damaligen Länge unserer Vaterstadt vom Meschemer- bis zum Rheinthor nur drei Ehen auf beiden Seiten ganz blieben. Dießmal will ich euch erzählen, wie nicht lange nach jener großen Pest ein neues, namenloses Elend unser Basel getroffen hat, ein Elend, das zwar verhältnismäßig nur wenigen Menschen das Leben, fast allen aber ihre Wohnstätte und ihre Habe raubte; ein Elend, welches freilich nicht, wie das große Sterben, über alle Länder sich verbreitete, um so gewaltiger aber und grausenerregender auf unsere Vaterstadt und die nächste Umgegend sich hinwarf. Kaum waren nämlich sieben trauervolle Jahre nach der grausamen Pest vergangen, so stürzten unter furchtbarem Krachen die noch halb verödeten Häuser und die Thürme über den noch Lebenden zusammen, und die Stadt sank in Trümmer. Das geschah bei dem großen Erdbeben vom Jahre 1356.

Ehe ich euch aber die nähern Umstände hievon erzähle, muß ich Einiges voranschicken über die Stadt, wie sie vor dem Erdbeben war und welche Bedeutung sie bereits erlangt hatte.

Die Stadt Basel und ihr Zerfall.

Wollet ihr unsere Vaterstadt euch vorstellen, wie sie vor dem Erdbeben war, so denkt euch dieselbe nur kleiner, enger und weniger schön und vollendet, als sie es jetzt ist. Alles fängt im Kleinen an und wächst nur allmählig. Gruppierten sich doch in den ältesten Zeiten, als man erst angefangen hatte sich in der hiesigen Gegend anzubauen, alle Häuser in engem Raume zusammen, in der Nähe des alten Salzturms bei der Schiffkände. Dort war die erste Kirche, St. Brandolf genannt; dort das erste Rathhaus oder Richthaus (so geheissen, weil bis zum Jahre 1262 Rath und Gericht bei uns ein Collegium waren). Auf dem jetzigen Münsterplatze aber stand an der Stelle des herrlichen Doms ein römisches Castell; daher es dort heisst auf Burg. Nach und nach erweiterte sich Basel, um die Burg herum sowohl als jenseits des Birsigflusses, und im vierzehnten Jahrhundert hatte die innere Stadt ungefähr dieselbe Gestalt wie jetzt. Was wir Schwibbögen nennen, waren damals die Thore der Stadt, fünf an der Zahl. Der Eselsturm, welcher zu Barfüßern stand, ist schon geraume Zeit, der Egoiststurm oberhalb des Spahlenbergs noch nicht lange abgebrochen, und dem Aeschen-Schwibbogen ist es vor wenigen Monaten nicht besser ergangen. Die Gräben aber, jetzt schöne breite Straßen, waren wirkliche Stadt- oder Burggräben, rings um die Mauern der innern Stadt, gerade so wie ihr sie jetzt vor den äußern Thoren sehet; eure Väter können euch noch davon erzählen. Zu St. Peter und zu St. Leonhard führten kleinere Pforten und schmale Brücklein über diese Gräben zur Stadt hinaus, dort nach dem Petersplatze, hier nach dem Kohlberge.

Die innere Stadt wurde in zwei Theile getheilt durch den Birsig, welcher damals an vielen Stellen noch offen in seinem Bette und nicht selten über die Ufer lief, während er heut zu Tage beinahe ganz überbaut ist und keine so scharfen Scheidelinien mehr bildet. Auf dem linken Ufer des Birsigs wohnten die Handwerker; daher unter anderm die Namen Schneider- und Gerbergasse; auf dem rechten Ufer aber die vornehmen Geschlechter, der Adel und die hohe Geistlichkeit. Wie in allen alten Städten, so waren auch in Basel die Straßen größtentheils eng und krumm; ihr habt ja mit angesehen, wie man noch kürzlich eine der wichtigsten Straßen, die Eisengasse, hat erweitern müssen; und eben so eng waren noch vor wenigen Jahrzehnden die Sporengasse, der Blumenrain und andere Stellen der Stadt. Die Häuser, noch ohne Nummern, aber mit eigenthümlichen Namen, die zum Theil außer Gebrauch gekommen sind, waren größtentheils von Holz aufgebaut, dürftig und schlecht. Ein reicher Herr (der Bischof von Basel) konnte im Jahre 1355 die Häuser zum Hasen, zum Leoparden und 35 andere an einer öffentlichen Steigerung jedes um

drei Baslerpfund kaufen, weil niemand mehr dafür geben wollte. Fast möchte man glauben, die Leute hätten eine Ahnung gehabt von dem bevorstehenden Erdbeben. Schöner und größer waren die Wohnungen der Herren und die Höfe der Ritter, die Sise des Bischofs und der Glieder des Domecapitels. Hoch und mächtig aber ragten vor allem die Kirchen und Capellen und die weiten Gebäude der Klöster, theils innerhalb theils außerhalb der Stadt, über andere Bauten hervor. Sehet nur einmal den weiten Umfang des Barfüßer- oder Franciscaner- und des Steinen- oder Maria Magdalenenklosters an und die Gebäude und Anstalten alle, welche jetzt innerhalb der alten Mauern jener frommen Stiftungen Raum finden.

Außerhalb der Stadtgräben lagen damals schon Vorstädte, aber von geringerer Ausdehnung als jetzt. Sie waren noch nicht durch Mauern geschützt und hatten deswegen manche Unbill und Drangsal von feindlichen Streifzügen zu erdulden; denn die damaligen Zeiten waren kriegerische Zeiten. Schwer wurde unter anderm die Steinenvorstadt in dem Kriege mit Graf Rudolf von Habsburg heimgesucht, und St. Johann soll er völlig eingekäschert haben. Nur St. Alban war durch eine starke Mauer gedeckt bis zum Ehuons Stadthore (dem jezigen St. Alban Schwibbogen), das jede Nacht vom Kloster aus mittelst einer Fallbrücke soll geschlossen worden sein.

Ihr wundert euch vielleicht, warum ich noch kein Wort von der kleinen Stadt zu euch gesagt habe. Das hat seinen guten Grund. Die kleine Stadt gehörte damals noch nicht zu der großen. Sie hieng zwar äußerlich seit dem Jahre 1226 durch eine Brücke mit derselben zusammen und mochte sonst mancherlei Verkehr mit ihr haben; aber noch bildete sie nicht Ein Gemeinwesen mit derselben, sondern diente im Gegentheile einem Fürsten, damals dem Fürstbischof von Basel, und konnte dadurch leicht sogar in eine feindselige Stellung zu der großen Stadt gerathen; denn diese führte zuweilen Krieg mit dem Bischof. Gewiß war das doppelte Aheinthor, das ihr alle noch auf dem linken Ufer über der Brücke gesehen habt, ursprünglich nicht ohne Bedeutung, eine Markscheide zwischen beiden Städten. Uebrigens soll nicht lange Zeit vor dem Erdbeben Kleinbasel noch keine Stadt gewesen sein, nur ein Flecken ohne Mauern und Thore. Es war aus zwei Dörfern entstanden; das eine hatte näher bei der Kirche von St. Theodor gelegen, das andere bei der Capelle des h. Nicolans, einem Gotteshause, welches man im Jahre 1250 nabe bei der Brücke darum hatte bauen müssen, weil der Weg nach St. Theodor vielen Leuten zu weit gewesen war. Zu einer Stadt wurde Kleinbasel im Jahre 1270, einer Zeit, wo häufige feindliche Anfälle Mauern und Gräben nöthig machten; 1285 erst befreite es Kaiser

Rudolf von der Leibeigenschaft. Auch in der kleinen Stadt waren, wenn wir die wüsten und großen Klöster der Karthäuser, der Nonnen zu St. Clara und der Schwestern des Augustinerordens im Klingenthal und einzelne Höfe ausnehmen, die Häuser sehr dürftig und schlecht, nur von Holz. Sie wurden darum oft ein Raub der Flammen: so namentlich im Jahre 1354.

Gehorchte die kleine Stadt einem Fürsten, so gehörte die große seit dem Jahre 1025, da sie aus dem Verbande des burgundischen Reiches getreten war, unter die freien Reichsstädte. Als freie Reichsstadt genoss sie einer freien Verfassung und war nur dem Kaiser des deutschen Reiches verpflichtet. Allein sie mußte in peinlichen Rechtsfällen (die minder wichtigen besorgte der Schultheiß) den Sprüchen eines Reichsvogtes sich fügen, und dieser konnte, wenn er von Hause aus selbst ein mächtiger Herr war, ihren Freiheiten leicht gefährlich werden durch willkürliche Eingriffe in altüberbrachte Rechte. Lange Zeit waren die mächtigen Grafen von Homburg mit der Reichsvogtei über Basel vom Kaiser belehnt. Nach dem Absterben dieses Grafenhauses aber, im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, fiel dieselbe auf einige Zeit in die Hände der Bischöfe von Basel. Wie sehr mußte da unsere Vaterstadt den starken Arm der Bischöfe fühlen! Es war gerade die Zeit, da ihre weltliche Macht auf dem höchsten Gipfel stand. Der Bischof war nämlich nicht bloß geistlicher Vorsteher der Kirche und Stellvertreter des Papstes, sondern zugleich auch deutscher Reichsfürst. Als solcher empfing er von dem Kaiser seine Lehen und hatte Sitz und Stimme auf den deutschen Reichstagen. Die Stadt Basel gehörte nun zwar bloß zu seinem Bisthum, nicht zu seinen Lehen, und war ihm nur in geistlichen Dingen Gehorsam schuldig. Aber ein gewisser Einfluß auf die bürgerlichen Angelegenheiten, namentlich auf die Wahlen des Rathes, war den Bischöfen doch eingeräumt durch das Herkommen, und diese Gewalt konnten sie leicht mißbrauchen, wenn Anmaßung und Herrschsucht ihre Schritte leitete. Mehr denn einmal versuchten sie in Basel, ihrer gewöhnlichen Residenz, eben so die weltlichen Herren zu spielen, wie sie das in Biel, im Münsterthal und in andern Orten, die ihr weltliches Besitztum waren, mit Fug und Recht thun durften. Nichts konnte ihnen daher willkommener sein, als die Erwerbung der Reichsvogtei; denn diese gab ihren Anmaßungen einen Schein des Rechts; und unter diesem Scheine erlaubten sie sich gar vieles, was ihnen nicht zustand. In noch gefährlichere Hände aber fiel die Reichsvogtei im Jahre 1306. Kaiser Albrecht zog sie an sich zu Händen seines Erbhabens, des Hauses Oestreich, und ihr wißt ja, wie dieser eigennützigste Fürst gerade zu jenen Zeiten seine Erblande auf alle mögliche Weise zu vergrößern suchte:

ihre wist, wie er durch tyrannische Reichsvögte auch die drei Länder: Uri, Schwyz und Unterwalden zu demüthigem Gehorsam zwingen wollte. Wie erwünscht hätte ihm auch der Besitz der Stadt Basel sein müssen!

Allein Basel ließ sich nicht so leicht Fesseln anlegen, weder durch den Bischof, noch durch die Herzoge von Oestreich. Schon lange war es eifersüchtig auf seine Freiheit und seine Rechte, und von Jahr zu Jahr wurde es stärker durch Wohlstand, Waffenglück und Bürgertugend, und unabhängiger von dem Machtgebote fremder Herren. Das war zum Theil eine Folge des Aufschwungs der Handwerker. Früher waren diese nur verachtete Einsassen gewesen; aber zunehmende Wohlhabenheit und die Stiftung der Zünfte verschafften ihnen allmählig Einfluß auf die Leitung des Gemeinwesens, und dadurch zugleich Macht und Gelegenheit, den Bestrebungen des Adels Schranken zu setzen, welcher häufig auf Kosten des kleinen Staates den Nutzen seiner mächtigen Lehnherren zu befördern suchte. Daher das kräftige Emporstreben der Stadt und ihr unverzagtes Einschreiten gegen große Herren, wenn dieselben ungerechte Ansprüche mit Gewalt durchsetzen wollten. Schon Kaiser Albrechts Vater, der oben erwähnte Graf Rudolf von Habsburg, hatte in Basel muthvollen Widerstand gefunden, bis die Wahl der Kurfürsten ihn auf den deutschen Kaiserthron berief, der langen Verwirrung im Reiche ein Ende zu machen. Und als einige Zeit nach seinem und Albrechts Absterben die alte Verwirrung, das Fausrecht und der Trotz des Adels wieder überhand nehmen wollte, und zwei Fürsten sich um die Kaiserwürde stritten, Ludwig von Baiern und Friedrich Herzog von Oestreich, ein Sohn Kaiser Albrechts, ergriff Basel unbedenklich Partei gegen das Haus Oestreich und achtete selbst der Bannstrahlen des Papstes nicht, welcher für Oestreich einschreiten wollte; ja die letzten Bürger wagten es sogar, an den päpstlichen Legaten Hand anzulegen, als er ihnen scharfe Bannbriefe brachte. Achtzehn Jahre später aber, im Jahre 1347, als Kaiser Carl IV bald nach seiner Thronbesteigung die Huldigung in Basel empfangen wollte, wie er sie kurz vorher in Regensburg, Nürnberg, Bern und Solothurn empfangen hatte, ließen ihm die Basler sagen: „Alsdann wollen sie ihn aufnehmen, wenn die Stadt vom päpstlichen Banne ledig sei. Zum zweiten Mal aufgefordert, durch den Bischof von Bamberg, sandten sie den Bürgermeister Conrad von Berensfels, folgenden Auftrag in Gegenwart des Kaisers an den Bischof auszurichten: „Wisset, Herr von Bamberg, von wegen der Bürger zu Basel, daß wir den seligen Kaiser nicht für einen Keger halten, und ohne Rücksicht auf den Papst für Kaiser annehmen, wen die meisten Kurfürsten uns geben. Den Rechten des Reichs wollen wir keinen Abbruch thun. Im Uebrigen wenn ihr uns

„absolvieret, so werden die Thore aufgethan werden.“ Die Absolution wurde ertbeilt auf geziemende Bitte hin, der Kaiser zog in die Stadt, und fortan ward in Basel wieder Messe gehalten und der unterbrochene Gottesdienst nach alter Ordnung fortgesetzt. Das geschah kurz nach dem Tode Kaiser Ludwigs von Baiern. Im Jahre 1355 unternahm Carl IV die Reise nach Rom, um die Kaiserkrone zu empfangen, und 1356 gab er die berühmte goldene Bulle heraus, eines der allerwichtigsten Gesetze des deutschen Reichs, worin besonders das hervorgehoben wird, daß nicht der Pabst in Rom, sondern die Kurfürsten jeweilen die Kaiserwahl zu bestimmen hätten.

Siehe, da fiel in ebendemselben Jahre plötzlich die Stadt Basel durch des Herrn Hand, mitten in ihrem kräftigen, wer weiß ob nicht allzukühnen Emporstreben, und lag da, niedergeschmettert von einem furchtbaren Erdstöße, ohne Rath und Trost.

Von einem Erdstöße! Eine der erschütterndsten und schreckenvollsten Erscheinungen in der ganzen Natur. Wohl euch, wenn ihr sie nie aus eigener Erfahrung kennen lernet! Furchtbar ist des Feuers Macht, wenn es in ungeheuern Brande ganze Häuserreihen unter schrecklichem Geprassel in Schutt und Asche wirft; niederschmetternd der wilden Fluthen Ungeflüm, wenn sie unter Donner und Blitz vom schwarz umflorten Himmel her die Berge hinunter alles, was ihnen hemmend in den Weg tritt, schäumend vor sich herwälzen; oder, vom heulenden Sturme aufgewühlt, auf offenem Meere mit mächtigen Schiffen spielen, als wäre es dünnes Reis; grimmig ist des Todes Sichel, wenn sie bei um sich fressenden Seuchen Jung und Alt, Reich und Arm schonungslos niedermäht und einsam seufzenden Eltern, Kindern, Gatten öde, weite Wohnungen zurückläßt. Aber nicht minder fühlt das ohnmächtige Menschengeschlecht die schwere Hand des allgewaltigen Gottes, wenn urplötzlich, man weiß nicht wie und woher, der sonst so feste Boden unter unsern Füßen zu wanken beginnt, wenn die Häuser, die Thürme, die Berge, Alles in den Grundfesten erzittert und von geheimen, unterirdischen Kräften hin und her geschaukelt wird, wie das leichte Rohr vom säuselnden Winde; wenn auf einmal alle Mauern und Gebälke frachend über unsern Häuptern einzustürzen und uns in ihrem Schutte zu begraben drohen.

Weder die Schweiz, noch die angrenzenden Theile von Frankreich und Deutschland haben, so weit die Geschichte reicht, je ein Erdbeben von solcher Heftigkeit erfahren, wie Basel es erlitt vor nun bald einem halben Jahrtausend. Eine alte Inschrift am hiesigen Kaufhause knüpft in kurzen Worten die schreckliche Wirkung dieses Erdbebens folgendermaßen an die Deutung der römischen Jahreszahl MCCCLIII:

Ein Nink mit seinem Dorn,
 Drei Hufeisen anserkorn,
 Ein Beiel, der sechs Krüge Zahl, *)
 Da versiel Basel überall.

Dieses geschah an demselben Tage, an welchem vor 27 Jahren die große Völkerschlacht bei Leipzig das Schicksal Europas entschieden hat, an St. Lucas des Evangelisten Tag, den achtzehnten Weinmonat; es war ein Dienstag. Damals schreckte um Vesperzeit, ohne daß man vorher etwas geahnet hätte, plötzlich ein schauerliches Geräusch die sorglose Einwohnerschaft aus ihren Geschäften oder ihrer Erholung auf, und bald hernach folgten mehrere, theils schwächere theils stärkere, Erderschütterungen, eine auf die andere, wohl zehn in derselben Nacht, bis um die dritte Wachtglocke, des Nachts um zehn Uhr, ein gar grusamer, ungefügter Erdbidem nicht etwa nur Schornsteine und Zinnen mit großem Geprassel von den Dächern warf, sondern die großen Häuser sammt ihren Nebengebäuden über die kleinen hinschmetterte und Kirchen und Thürme in ihren Grundfesten dermaßen schüttelte, daß sie mit furchtbarem Krachen einstürzten. Und nicht genug, daß ein Erdstoß Alles drunter und drüber warf, so brach mitten unter diesem schrecklichen Einsturze Feuer aus in dem Schutte von St. Alban und anderwärts; hell loderten aus den Staubwolken die gierigen Flammen empor; fessellos und ungebunden — denn wer konnte in solchen Augenblicken, unter unaufhörlichem Zusammenkrachen der Mauern, auf einer Erdrinde, die jede Minute drohte klaffend sich zu öffnen und Alles zu verschlingen, wer konnte da ans Löschen denken? ¹⁾ — entfesselt und in wogendem Qualm haschten die fürchterlichen Flammen nach allem, was dem Erdbeben noch widerstanden hatte, fraßen acht Tage lang unaufhaltsam um sich, und erloschen nicht eher, als bis sie durch die ganze Stadt gerast, von St. Alban bis nach St. Johann alles, was sie erreichen konnten, in Schutt und Asche geworfen hatten.

So lag unsere Vaterstadt unerwartet, urplötzlich, in einem Zeitraum von wenigen Tagen, Stunden, Secunden in Trümmern, ein wüster, widriger, rauchender Schutt- und Aschenhaufe. Das war die Hand des allmächtigen Gottes, der da ruft, und Welten stehen da; der nur winkt, und zerfallen, ja spurlos verschwunden ist jede weltliche Größe, der Stolz von Jahrhunderten und von Jahrausenden. Er schauet die Erde an, so bebet

*) Beziehung auf Joh. 2, 6.?

¹⁾ „In diesem Jammer gieng hin und her in der Stadt Feuer auf, daß sie etliche Tage brann, und niemand aus Furcht und tiefer Erhasung löschen durfte; dasselbige verschlucket, was Einfalls halb noch zu Ruß kommen mögen.“ Wurstisen.

sie; er rühret die Berge an, so rauchen sie. Und frägt du, warum der Herr hier kam und dort niederreife, so antwortet er: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, eure Wege sind nicht meine Wege. Unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Rathschlüsse, wunderbar und weise, was er thut. Der kurzichtige Mensch kann nicht staunen und anbeten.

Das älteste Rathsbuch, welches wir haben, (es wurde angefangen im Jahre 1337, alle frühern Schriften sind in jenem Brande untergegangen) äußert sich über das Erdbeben, wie folgt: „Man sol wissen, daß diese Stat von dem Ertpidem zerstöret und zerbrochen wart, und beleib anheim Kirche, Turne, noch steinin Huß, weder in der Stat noch in den Vorstetten ganz, und wurden grösselich zerstöret. Auch viel der Burggraben an vil Stellen in. Und fieng der Ertpidem an, an dem Einsag nach St. Gallen Tag, das was am St. Lucas Tag des Evangelisten, des Jares do man zahlte von Gottes Geburt 1356 Jar, und werte dur das Jar hin dan, und kam underwilen gros, und underwilen klein. Und desselben Einsags, als er anvienge, do gieng Für an, in der Nacht, und werte das wohl acht Tage, daß sich Niema getrostete, noch möchte vor dem Ertpidem widerstan, und verbran die Stat inrent der Ringmuren vilnabe allensamm. Und ze St. Alban in der Vorstatt verbrunnen auch etwie viel Hüsere.“

Dieser kurzen Beschreibung läßt sich, außer dem oben Gesagten, nur Weniges noch aus andern Nachrichten beifügen. Die Chroniken sind alle kurz über dieses schauerlich Ereigniß. Nicht über hundert Häuser sollen aufrecht geblieben sein. Von allen Kirchen erhielten sich nur zwei unbeschädigt, die zu den Predigern und die zu St. Johann. Bei Münster fiel ein Theil des Chors sammt dem Frohnaltar und, wie einige behaupten, auch der Thürme einer in den Rhein. Die Stadtmauern sanken größtentheils ein und die Stadtgräben wurden verschüttet. Ob und wie viel auch die Vorstädte und die kleine Stadt unter diesem Erdbeben gelitten haben, wird nicht gemeldet; die Geschichtsbücher reden nur überhaupt von der Stadt oder unbestimmt. ²⁾

Menschenleben kostete es auch, wie ihr euch leicht denken könnet. Etwa drei hundert Personen mögen ums Leben gekommen sein, ³⁾ theils in den Häusern, welche unerwartet einstürzten, theils unterwegs von Gebäuden, die über ihrem Haupte zusammenbrachen, einige vielleicht auch vom Feuer. ⁴⁾ Das Todtengäßlein, meint man oft, habe von der Menge der Menschen, welche auf ihrer Flucht von den einsinkenden Häusern damals

²⁾ Tschudi sagt: „Die große Stadt gieng insonders gar zu Grund.“

³⁾ Tschudi zählt 100, Schodeler 1000, Stumpf 10, Wurtsifen 300.

⁴⁾ „Do verdorv auch vil lütes und viehes von dem brande und von dem versinkende.“ Königsboden

erschlagen wurden, seinen Namen erhalten. Doch soll es schon früher also gebeißten haben. Einer von Berensfels, welcher wahrscheinlich dort hinauf nach dem Petersplatze sich flüchten wollte, wurde auf dem Petersbrücklein durch eine herabfallende Zinne der alten Stadtmauer todt geschlagen.

Die aber, welche so glücklich waren, wohlbehalten außerhalb der Stadt anzulangen, wie mochten sie mit Schrecken auf die furchtbare Ruine zurückblicken! mit welchen Gefühlen an ihre Mitbürger denken, die kurz vor diesem grauenvollen Abend noch getrost und heiter ihrem Berufe gelebt hatten und nun verstümmelt und zerquerscht unter Schutt und Mauern begraben lagen, vielleicht noch zum Theil unter grausamen Schmerzen dem Tode entgegen jammerten! mit welchem zerrissenem Herzen an Eltern, Kinder, Gatten, Freunde sich erinnern, die so schnell aus der Reihe der Lebendigen verschwunden waren! Und sie selbst, in welcher trauriger Lage befanden sie sich! Aller Habe beraubt, arm und hilflos mußten sie auf freiem Felde, in kalter Nacht beinahe verschmachten vor Frost und Hunger, vor Angst und vor Wehmuth. ⁵⁾

Die Burgen und ihr Zerfall.

Die Wirkungen dieses Erdbebens erstreckten sich, so viel aus den vorhandenen Nachrichten sich entnehmen läßt, einerseits durch das Elfaß bis nach Straßburg, andererseits über Bern bis nach Lausanne und Yverdun. In Bern wurde das Gewölbe der St. Vinzenzen-Kirche erschüttert, daß es einstürzte, und der Glockenthurm verfiel mehr denn halb. Auch Schaffhausen erbebte. Weit und breit erzitterte das Juragebirg, und Wälder sind in die Tiefe versunken. Große Verheerungen aber und bedeutenden Schaden richtete die Erderschütterung nur um Basel herum an im Umkreis von vier Meilen. Die Stadt Liesstal, heißt es, sei damals ganz zerfallen sammt dem Schlosse und den Ringmauern, und habe von dem an aufgehört eine Stadt zu heißen. Viele Kirchen in der Umgegend stürzten am Lucastage zusammen, zwischen Basel und Neuenburg am Rhein alle ohne Ausnahme. Gewiß hat auch manches Dorf und mancher Flecken sonst Schaden gelitten, wenn gleich die Chroniken nichts davon melden. Was die Letztern am meisten hervorheben, ohne jedoch die Wirkungen des Erdbebens im Einzelnen näher zu berühren, das sind die zahllosen

⁵⁾ Stumpf sagt: „Reich und Arm hatten Mangel an Speise und Nahrung; viel Leute und Vieh vergiengen in dieser Noth.“ Würstlin: „Demit vergiengen den Ausgewichenen ihre Speise und Trank, daß ihnen die Umsäßen Handreichung thun mußten.“

Burgen, welche in der Nähe der Stadt Basel an jenem schauerlichen Tage zusammengetracht sind. ⁶⁾ Ueber diese will ich euch, liebe junge Leser, Einiges mittheilen. ⁷⁾

Nicht umsonst werden die Namen der gewaltigen Burgen, die in unserer Nähe von dem Erdbeben zerstört worden sind, besonders hervorgehoben. Jetzt freilich sind diese Schlösser unbedeutend, zerfallene Ruinen, verschollene Denkmäler alter Größe; man sucht sie höchstens aus Neugierde und aus Liebe zum Alterthümlichen auf, oder weil sie, meistens auf bedeutenden Höhepunkten angelegt, eine reizende Aussicht auf üppige Landschaften, liebliche Thäler und ferne Berge gewähren. Damals aber waren sie Sitze der Macht und Herrschaft, recht dazu geeignet, nicht bloß Achtung einzusößen, sondern knechtische Furcht einzujagen. Ihr habt wohl auch schon solche Burgen gesehen, wie sie an walbigem Bergabhang drohend die Gegend beherrschen oder kühn über Klippen emporragen, Ueberreste gewaltiger Mauern oder finsterner Thürme, mit Moos bewachsen. Auch hat euch wohl hie und da schon eine kurzweilige Erzählung von ritterlichen Abenteuern aus der Vorzeit das ehemalige Leben und Treiben in jenen Burgen vor die Augen geführt, und es wird euch nicht schwer fallen, in jene Zeiten euch zurück zu versetzen, wo diese jetzt so öden und verlassenen Räume belebt waren bald von dem Stampfen der Pferde und dem Halle der Jagdhörner, bald vom Gebet der Bedrängten und vom Gerassel der Ketten, bald vom Waffengeklirr und Kriegsgeschrei der vom Feinde umlagerten Burgbewohner, oder von dem Jubelrufe und dem schmetternden Trompetenstoße der heimkehrenden Sieger.

Viel Schönes und Edles, das läßt sich nicht leugnen, gieng von diesen Schlössern aus. Manche große Ritterthat glänzt in den Annalen der Geschichte; mancher Fehdehanschub wurde zum Schutze der bedrängten Unschuld hingeworfen; mancher Adelige zog im Waffengepränge aus seinen stolzen Thoren fort, um im h. Lande gegen die Saracenen zu verbluten; viele Thränen wurden von den edeln Gattinnen der Burgherren getrocknet, viele Seufzer gestillt, viel Elend gemildert. Aber auch die Quelle unsäglichen Jammers ist in den Burgen zu suchen. Mußte doch oft das arme Landvolf seinem Zwingherrn Tag und Nacht an seinem Baue arbeiten helfen, gleich Sklaven! Und wozu? Zu eigner Plage und Knechtschaft. Nicht um das arme Volk zu schützen, thronten die meisten Burgherren auf ihren Schlössern, sondern um es nach Willkür zu beherrschen, um ungestraft

⁶⁾ Auch unser Rathsbuch erwähnt derselben: „Von demselben Erpidem wurdent ouch bi allen Kilchen, Burgen und Bestinen, die um diese Statt bi vier Meilen gelegen waren, zerstöret, und zervielen, und beleit wenig dehein ganz.“

⁷⁾ Ihr könnet das lesen, noch viel umständlicher, in einem neulich erschienenen lehrreichen Buche, worin die zerstreuten Andeutungen der Geschichtsbücher über die Burgen der Schweiz gut zusammengestellt sind.

die Nachbarn zu befehden, die schuldlosen Wanderer zu plündern, die Heerstraßen und den öffentlichen Verkehr unsicher zu machen, und in finstern unterirdischen Kerkern die unschuldigen Opfer ihrer gräuclvollen Rache, oft unter modernden Gebeinen früherer Unglücksgefährten, verschmachten zu lassen. Darum lagen auch ihre Burgen gewöhnlich an unzugänglichen Stellen, vorzugsweise auf hervorspringenden Felsen, oft so stark und gewaltig, daß sie jedem feindlichen Andrang, ja den Stürmen der Jahrhunderte schienen trogen zu können.

Aber was der kurze Arm des Menschen in Jahrhunderten nicht vermag, das kann ein Wort, ein Wink des Weltenherrschers in Blitzesschnelle. Er ruft dem Sturm und den Feuerflammen, und sie erscheinen ihm als willfährige Boten; er zuckt den Strahl und schleudert den Donnerkeil aus den Wolken herab; er gebietet unterirdischen, geheimen Kräften, und es rollet und heult in der Tiefe, und der Boden beginnt zu wanken, und die Felsen zersplittern, und die Burgen sinken in Trümmer. In einem Augenblick, im gleichen Augenblick waren 34, nach andern 60, ja 84 feste Burgen und Schlösser in unserer Umgegend ein öder Trümmerhaufe, auf einmal dahin alle die Herrlichkeit, die eben noch so stolz und gebieterisch über das ebene Land geprunkt und gestrahlt hatte. ⁵⁾

Eines der mächtigsten jener Schlösser weit und breit war lange Zeit die Froburg, die höchste Burg auf dem Jura vom Genfer- bis zum Bodensee. Wo bei der Stadt Olten im Canton Solothurn am untern Hauenstein eine steile Fluh hoch über die benachbarten Gebirgsklöpfe emporstrebt, da lag die Burg, nahe an 1500 Fuß über der Aare, eine der ältesten Hochburgen unsers Vaterlandes. Das große Geschlecht der mächtigen Grafen von Froburg hatte von den Bischöfen von Basel den Buchsgau und den Sifsgau als Lehen erhalten, und unter ihnen erblühten die Städte Olten, Zofingen, Wallenburg, Liesl. Die ganze umliegende Gegend war ihr Erbeigenthum. Ihren Reichthum anzudeuten, erzählt die Sage, daß, wenn die Fruchtgefälle ihnen gebracht wurden, der letzte Wagen des langen Zugs noch in dem eine Stunde entfernten Olten auf der Brücke stand, während der erste Wagen zum Burgthor hineinfuhr. Sie hielten einen ihrer Macht angemessenen Hofstaat. Der letzte Graf von Froburg war Graf Hanemann. Die Volksfage läßt ihn zugleich mit seinem Schlosse untergehen, indem sie erzählt: Als der letzte Graf von

⁵⁾ Wurzäfen nennt folgende Schlösser: Delsberg, Vordurg, Löwenberg, Mersberg, Blochmont, Thierstein, Neuenstein, Pfefingen, Berensfels, Scholberg, Mönchsberg, Angenstein, Landskron, Reichenstein, Birsfeld, Mönchenstein, Beuren, Ramsstein, Gilgenberg, Schauenburg, Wartenberg, Landeschr, Hasenburg, Steinbrunn, Wiedertban, Heitweiler, Wildenstein, Epzingen, Homburg, Froburg, Farnsburg, Liesl, und jenseits des Rheins: Otlingen, Hertenberg, Brombach.

Froborg beim großen Erdbeben 1356 den Oltnerstalden hinaufritt und vernahm, daß die Froborg in Trümmer zerfallen sei, da habe er geschworen: „So wahr ich der Herr des Landes bin, kein Pflug soll fürder durch die Felder gehen, bis daß durch den Friedendienst und den Schweiß der Bauern meine Burg wieder erbaut ist.“ Bei diesen Worten habe auf der Stelle der Blitz den übermüthigen Ritter erschlagen. Man weiß nun aus sichern Nachrichten, daß dem nicht also ist; erst neun Jahre nach dem großen Erdbeben starb Hanemann. Immerhin aber sieht man aus dieser Sage, wie das Volk von Burgen und den Burgherren gedacht hat. An keinem Bergschloße hinterließ das Erdbeben so große Spuren der Zerstörung wie an diesem; die aus ihren Fugen gerissenen Gesteine öffneten tiefe Klüfte, Schlünde und Spalten.

Ein anderes mächtiges Geschlecht waren vor Zeiten die Grafen von Thierstein. Nahe bei dem Kloster Beinwil lag ihre Burg, kühn auf schroffen Felsen. Sie besaßen verschiedenen Zeiten die Farnsburg, Pfeedingen, Angenstein, Aidau, Laufen und andere Schlösser und Ortschaften, meistens als Lehen des Bischofs von Basel. Durch ihre Gabungen blühte das Kloster Beinwil auf, das die dortige Wildniß urbar machte. Wird erzählt, die Gräfin von Thierstein habe zur Zeit des großen Erdbebens in Pfeedingen sich aufgehalten und sei, als die Mauern dieses Schlosses einsielen, von einem Erdbeben in die Tiefe des wilden Tobels hinuntergestürzt, aber unbeschädigt wieder gefunden worden, und mit ihr zugleich ihr Säugling in der Wiege. „Des Kindes Götter,“ heißt es, „war der Bischof von Basel. Der kam morndrigns reiten, und wollt gen Basel; da frug er, ob sein Gotten wär auskommen. Da sprachen sie: Nein. Da hieß er das Kind suchen in der Halden; da ward es funden zwischen zwei großen Steinen, und weinet der Wagen. Das ward ein Weib und gewann viele Kinder.“⁹⁾ Wie Pfeedingen zerfiel auch das Schloß Thierstein; es ist jetzt eine Ruine mit schauerlich drohendem Ansehen.

Dasselbe Schicksal theilte im Jahre 1356 die Feste Farnsburg, auch ein thiersteinisches Unternehmen, an der Grenze gegen das Frickthal, hoch gelegen, ausgezeichnet durch die weite und schöne Aussicht und berühmt durch seine Pracht und Größe. Auf gleiche Weise verfiel Homburg, eines der ältesten Schlösser in unserer Gegend, an eine wichtigen Paß über den untern Hauenstein gelegen, ehemals der Sitz reicher und mächtiger Grafen, die viele Güter und Lehen im Frick- und im Siggau besaßen. Es verfiel

⁹⁾ Ein köstliches Gedicht hierüber könnet ihr lesen in den Dichtungen von Job. Martin Usteri; ist überschrieben: Graf Walraff von Thierstein. Eine andere Sage nennt noch einen ähnlichen Fall: Zu Oberäsch sei eine Frau, die im Wochenbette gelegen habe, mit dem Hauße herab in die Halden gefallen auf einen Baum, sammt der Magd und dem Kinde in der Wiege, und es sei allen Dreien nicht so viel geschehen, das zu klagen wäre.

Die Schlösser auf dem Wartenberg, Denkmäler aus der Römer Zeit, späterhin Eigenthum der Freiherren von Wartenberg, der Grafen von Homburg, von Habsburg und anderer Herren. Es verfiel Ramstein, ein schönes, starkes Schloß in der Nähe von Brez-wohl, den Edeln von Ramstein gehörig; Schauenburg, das Jahr vor dem Erdbeben von den Edeln von Schauenburg an die Grafen von Froburg verkauft; Landskron und Mönchenstein, Besitzungen eines der ältesten Rittergeschlechter von Basel, des Geschlechtes der Mönchen, und viele andere Schlösser und Burgen des hohen wie des niedern Adels. Sie liegen jetzt da, diese Denkmäler verschwundener Größe, wüste Ruinen, im Schutte, beinahe vergessen, wie die mächtigen Herren, welche darin gehaust und die Umgegend beherrscht haben.

Wiederherstellung der Stadt Basel.

Gebrochen liegen die Burgen in unserer Nähe, viele seit bald fünfhundert Jahren von gewaltigen Erdstößen; die andern, mag sie das Erdbeben verschont oder der Schweiß der Bauleute wieder aufgerichtet haben, gleichwohl in Schutt und Asche geworfen durch Menschenhand. Schon längst ist ihre Zeit vorüber, ihre Größe verschwunden, ihr Name verschollen. Die Stadt Basel aber sieht noch; sie hat aus der Asche sich wieder erhoben, schöner, größer als vorher, und sich einen Namen erworben in Krieg und in Frieden, in Wissenschaft, Frömmigkeit und Bürgertugend. Ihre Zeit war nicht vorüber; sie sollte erst noch kommen. Noch durfte Basel nicht, wie nach den Zeiten Roms Augusta Auarorum und andere blühende Städte in Helvetiens Gauen, in Vergessenheit gerathen; es sollte nicht, wie einst Herculannum und Pompeji, nicht, wie der Flecken Plurs und das unglückliche Goldau unter dem Schutte begraben bleiben — so tief lag es gottlob! nicht unter dem Schutte — vielmehr sollte es noch einmal in vereinter Kraft mit Zürich und Bern und andern Städten und mit den freien Ländern im Gebirge sich erheben gegen der Burgen Zwingherrschaft, für Freiheit und Volkswohl.

Unter Rath war zwar theuer, als die überlebenden Bürger von Basel, im Angesicht der furchtbaren Ruine, ihr trauriges Schicksal überlegten. Geseheitert waren alle ihre kühnen Entwürfe, vereitelt ihre stolzen Hoffnungen, gebrochen und zerknickt der kräftige Arm, der die Feinde sonst zittern machte; ein Trümmerhaufe, grause Verwirrung und Zerstörung da, wo sie vor wenigen Tagen noch am heimathlichen Herde sich im Kreise der Ihrigen ihres Lebens gefreut hatten. Wo sollte man anfangen wegzuräumen? was zuerst wieder aufbauen? mit wessen Hüffe? mit welchen Mitteln? Nicht nur rauchte noch überall der wüste Schutthaufe von den Flammen, die so lange aus der verfallenen

Stadt gen Himmel gelodert hatten; sondern es zitterte und bebte auch der Erdboden und immer und schreckte die Herzen und lähmte die Glieder. Wer wird es den Unglücklichen verargen, wenn sie rath- und muthlos da standen und im ersten Augenblicke halber Verzweiflung beinahe den Entschluß faßten und ausführten, sich anderswo, bei St. Margrethen, anzubauen? Hätten nicht benachbarte Städte, mit denen Basel damals in freundschaftlichem Verkehre stand, Mühlhausen, Colmar, Straßburg, Freiburg, Rheinfelden und andere Orte ihnen die Verlegung des Wohnsitzes alles Ernstes mißrathen und alle mögliche Hülfleistung freundnachbarlich verheißten, wer weiß, ob Basel noch stünde, wo es jetzt steht?

Aber diese Aufmunterung befreundeter Städte auf der einen Seite, und auf der andern die Liebe zu der alten Heimath mit allen den köstlichen Erinnerungen, welche daran sich knüpften, wirkte wunderbar auf ihren Muth und ihre Kraft. Sie waren bald entschlossen, mit verdoppelter Anstrengung die rühmliche Laufbahn an derselben Stätte fortzusetzen, wo sie mit so gutem Erfolge war eingeschlagen worden, und muthig legten sie Hand ans Werk, den unermesslichen Schutt wieder wegzuräumen. ¹⁰⁾

Gut kam es den Bürgern Basels zu statten, daß nicht ein boshafter Feind ihre hilflose Lage benutzte, die von Gott Geschlagenen vollends zu Grunde zu richten. Beinahe wäre dieses geschehen. Damals war nämlich Basel in Feindschaft mit Herzog Albrecht von Oestreich, dem jüngern Bruder Herzog Friedrichs, welcher um die Kaiserkrone sich gestritten, und Herzog Leopolds, der am Morgarten die derbe Kraft der freiheitsliebenden Schweizerbauern hatte achten lernen. Kurz vor dem Erdbeben aber hatte Herzog Albrecht mit Zürich und andern Cantonen einen Waffenstillstand geschlossen, nachdem er umsonst bis zum Jahr 1353 in offenem Kriege das Bündniß der acht alten Orte zu hindern, umsonst nachher es zu sprengen versucht hatte. Wie günstig war jetzt, da er keinen Feind im Rücken wußte, der Zeitpunkt für ihn, an Basel Rache zu nehmen! Jedem Feinde offen, konnte es mit leichter Mühe vollends in den Staub getreten werden. Wirklich mahnte auch einer in dem Rathe von Oestreich den Herzog, Basel zu überfallen; es könne, meinte er, die Stadt nun leicht eingenommen werden, da die Schrecken der Natur ihre Thore geöffnet hätten. Aber Herzog Albrecht, zu edel, um einen solchen Krieg zu führen, erwiederte jenem Rathe: „Da sei Gott vor, daß Albrecht von Oestreich die tödte, welche der göttliche Arm verwundet hat!“ Vielmehr sandte er alsobald vierhundert Männer vom Schwarzwald, die auf seine Kosten den Bürgern eilends sollten den Ort reinigen helfen, wo ihre Vaterstadt gestanden hatte.

¹⁰⁾ „Die Bürgerschaft Basels war vor und nach dem außerordentlichsten Anfälle sich selbst gleich.“
Joh. v. Müller.

Schnell gieng es von dem an vorwärts mit der Begräumung des Schuttes und der Aufrichtung neuer Gebäude. Die Eisengasse, von der Rheinbrücke bis zum Kornmarkte, reinigten die Männer vom Schwarzwald. Das Uebrige besorgten die Basler mit Hülfe derer von Straßburg und anderer treuer Freunde; sie räumten weg und bauten auf, erleichtert durch den Rathsbeschluß, daß die Zinse der verpfändeten und der mit Bodenzins belasteten Häuser um die Hälfte heruntergesetzt und auf diesem Fuße ablösllich werden sollten. Schreckenerregend auf einige Zeit und lähmend mußte zwar für die so eifrig im Aufbau Begriffenen der neue Erdstoß sein, welcher ein halbes Jahr nach dem großen Erdbeben, den 1^{ten} Mai 1357, die benachbarte Stadt Straßburg dermaßen erschütterte, daß alle Gebäude anfiengen zu zittern und Kamine herunterfielen. Damals floh, wer nur konnte, aus Straßburg fort auf's freie Feld und wohnte unter Hütten und Zelten, aus Furcht, das schreckliche Schicksal Basels möchte auch ihre Stadt treffen. Das ganze Elsaß erzitterte, mehr noch, denn das Jahr vorher. Auch Basel wurde mächtig erschüttert. Doch hatte der Erdstoß zum Glück keine schlimmern Folgen. Man erholte sich bald wieder vom Schrecken und baute eifrig fort. In kurzer Zeit stand Basel wieder da, freilich mit vielen leeren Räumen, sonst aber ungefähr in gleicher Weise, Richtung und Ausdehnung, wie vor dem Erdbeben — denn man liebte das Alte, das Heimische und Herkömmliche; doch nicht ohne Spuren der Eile, manche Häuser nur schlecht und von Holz; konnte ja siebenzig Jahre später ein stark gefallener Schnee mehrere Häuser eindrücken. Wurstisen äußert sich über die neu auferstandene Stadt folgendermaßen: „Doch gab es viel lediger Hoffsetten durch die Statt: in übrigen Gebenwen nidertrechtige, schlechte und hölzine Wohnungen, mit hürdinen Mittelwenden und dergleichen, auff die eil zugerichtet. Es ist jdt bei den Alten in Häusern kein solche kostikeit gewesen, wie aber heutigs tags, da der pracht auff's höchste gestiegen: da alle Gemach zum zierlichsten vertäfelt, vergipset, gemalet und gefirnißt sein müssen, wirt bald darzu kommen, das man sie versilberet und vergüldet, thünd eben als ob wir uns ewige Wohnungen hie bereiten wölten, gedörfften fürwar, das wir den Propheten Amos ein mal recht studierten.“

Auch die Kirchen und Klöster wurden so schnell wie möglich hergestellt. Der Bischof Johann von Münstingen sorgte zum Theil auf eigene Kosten, zum Theil mit Hülfe der Domherren und der vermöglichen Bürger so eifrig für alle der Kirche angehörigen Gebäude, daß ihm von der Geistlichkeit der Ehrentitel eines Wiederbringers des ganzen Bisthums und der Festungen gegeben wurde. Das Münster konnte im Jahre 1363 wieder eingeweiht werden. Zur Erweiterung des Kreuzgangs schenkte der Bischof einen Theil seines bischöflichen Gartens, weil die Leute gern in der Nähe der Hauptkirche sich Grabstätten erwarben.

man sich wundern, daß sie kaum zwanzig Jahre nach dem schrecklichen Erdbeben wieder in Mauern und Gräben stark und wehrhaft da stand. Nicht wenig half dazu der Wohlstand, dessen sich die Bürger von Basel schon damals erfreuten — eine Folge nicht nur des Handels, sondern auch des Gewerbleißes und häuslicher Wirtschaft — und des Gemeinfinns unserer Bürgerschaft, welche für das allgemeine Beste sich äußerst freigebig bewies und gern Auflagen, auch außerordentliche, entrichtete. Schon im Jahr 1362 konnte Basel wieder dem Grafen von Habsburg Geld auf Zins leihen, und 1371 ließ es sogar dem Herzog Leopold von Oestreich Belagerungszeug. Und ehe das Jahrhundert zu Ende war, hatte unser kleiner Freistaat nicht etwa bloß die vorige Größe und Bedeutung erlangt, sondern überdies den Umfang der Stadt sowohl als auch die Grenzen des Gebiets ansehnlich erweitert, und den Besitz vieler beträchtlichen Rechte und Privilegien errungen, die alle um bares Geld mußten erkaufte werden.

Nicht genug nämlich, daß man mit vieler Mühe und vielen Kosten die Stadt wieder aus der Asche gehoben und neuerdings mit Mauern und Gräben umgürtet hatte — man schritt noch zu einem neuen großen Unternehmen. In jenen schweren Kriegszeiten waren die offenen Vorstädte häufig dem Brand und der Plünderung preis gegeben. Deswegen beschloß man unbedenklich, auch die Vorstädte in den Umfang der befestigten Stadt mit einzuschließen. Vom Jahr 1336 bis zum Jahr 1398 wurden neue, weitere Mauern und Stadtgräben, wie wir sie jetzt noch haben, vor wenigen Jahren noch uns zu großem Nutzen, außerhalb der Vorstädte aufgebaut, von einem Ende der Stadt zum andern, vom Rhein bis wieder an den Rhein, mit 1099 Zinnen und 41 Thürmen (die Bollwerke sind spätern Ursprungs), zu einer Zeit, da Basel noch keine Besitzungen außerhalb der Stadt hatte, mit großen, man möchte fast sagen, für jene Zeitumstände unerschwinglichen Kosten.

Noch mehr. Auch die kleine Stadt wurde zu der großen geschlagen und mit derselben in ein Gemeinwesen verbunden. Bischof Johann von Bienne, seit 1365 Nachfolger Johanns von Münsingen, sah sich nämlich wegen Geldverlegenheit genöthigt, dem Herzog Leopold von Oestreich die kleine Stadt als Pfand zu übergeben, bis er wieder zu Geldkräften käme und sie einlösen könnte. Das geschah im Jahr 1375, kurz vor dem zweiten Einfall der Engländer. Siebenzehn Jahre blieb Kleinbasel in den Händen Oestreichs. Im Jahr 1392 aber ward es, da der Bischof (seit 1382 Zmer von Ramstein) von Jahr zu Jahr ärmer wurde, von der großen Stadt gekauft um etwas weniger als 30000 Gulden.

der zehnte Mann kam zurück. Es geschah im Jahr 1366 an demselben Tage, an welchem zehn Jahre früher das Erdbeben unsere Vaterstadt verschüttet hatte. Freiburg wurde hierauf genöthigt, sich Oestreich in die Arme zu werfen.

mit allen Rechten, als unablösbares Eigenthum, und der Pabst Bonifacius IX gab zu diesem Kaufe seine Bestätigungsbulle. Von nun an bildeten beide Städte Eine Stadt und Ein gemeines Wesen. Nicht lange darauf aber erwarb sich die Stadt noch vom Bischof (damals Humbrecht von Neuchatel) das erste Gebiet, nämlich Lieslal und die Herrschaften Homburg und Wallenburg.

Wie an Umfang, so nahm die Stadt auch an innerer Kraft und an Unabhängigkeit zu. Schon im Jahr 1366 wurde sie vom Kaiser getadelt, daß sie gegen Wissen und Willen des Bischofs Zunftmeister wähle, neue Gesetze und Geld mache, Ungeld auf seine Leute von Kleinbasel setze, und seine Angehörigen von Lieslal zu Bürgern aufnehme. Noch leichter aber konnte sie später ungestraft in ihren eigenen Angelegenheiten nach Gurdünken schalten und walten, da des Bischofs Macht und Ansehen nothwendig um so mehr sinken mußte, je mehr seine zunehmende Geldnoth ihn zwang, ein Lehen um das andere zu veräußern. Auch von den Herzogen von Oestreich machte sich Basel immer unabhängiger; denn im Rathe mußte der östreichisch gesinnte Adel von Jahr zu Jahr mehr der freieren Gesinnung der bürgerlichen Geschlechter nachgeben. Groß war freilich die Gefahr, als Kleinbasel in der Gewalt von Oestreich sich befand; und sie hätte leicht noch größer werden können; denn wenig fehlte, so wären auch die Herrschaften Homburg und Wallenburg in Oestreichs Hände gerathen. Einst hielt Herzog Leopold in Kleinbasel Fastnacht; es war im Jahr 1376. Da sprengten die vom Weine erhitzten Ritter in einem Augenblick wilden Tobens ungestüm über die Brücke auf den Münsterplatz und trieben allerhand Unfug. Darob entbrannten die Bürger der großen Stadt in gerechtem Zorn, und nöthigten unter blutiger Rache den übermüthigen Adel zur Rückkehr ins östreichische Gebiet. Ueble Folgen hätten daraus entstehen können. Leopold verklagte die Stadt bei Kaiser Carl IV, und dieser erklärte sie in die Reichsacht; fortan durfte der umliegende Adel ungestraft, wie in offenem Kriege, auf Basels Bürger losstürzen. Nur unter schweren Bedingungen konnte der Friede wieder vermittelt werden. Zum Glück trat Oestreich Kleinbasel wieder ab. Schon vorher aber war die Reichsvogtei aus der Gewalt Oestreichs in andere Hände übergegangen, und zwar in die des Rathes von Basel, und zu gleicher Zeit auch die Vogtei über die kleine Stadt, mit Bewilligung des Kaisers Benzeslans. Der Rath hatte den Kaiser darum ersuchen lassen durch eine feierliche Botschaft, die nach Prag gesandt wurde, im Jahr 1386, gleich nach der Schlacht bei Sempach. In dieser Schlacht waren nämlich Herzog Leopold, der Vogt über die große, und Lütold von Berensfels, der Vogt über die kleine Stadt, ums Leben gekommen. So halfen uns die Eidsgenossen mittelbar zur Ausübung der uns gebührenden Rechte.

Doch nicht erst damals, schon lange hatten die Eidsgenossen durch ihren kräftigen Arm Oestreichs Macht angefangen zu schwächen und mit derselben zugleich den stammächtigen Vasallen und anderer Grafen und Herren. Schon im Jahr 1308, fast 30 Jahre vor dem großen Erdbeben, waren in den Hirtenländern am Vierwaldstättersee 10 Burgen gebrochen und die Vögte verjagt worden, und wie die Länder im Herzen der jetzigen Schweiz, so waren Zürich im Osten und Bern im Westen derselben eine Schutzwehr der Freiheit gegen den stolzen Adel gewesen. Schon im Jahr 1339 hatte sich deswegen der Adel zahlreich zum Untergange der Stadt Bern verschworen; aber glorreich errangen unter dem Banner von Erlach die Berner bei Laupen den Sieg, im Vertrauen auf Gott und ihre gerechte Sache, und in kurzer Zeit verdoppelten sie die Zahl der niedergeworfenen Burgen.

Auf der gleichen Bahn schritten auch andere Städte vorwärts, und unter diesen namentlich Basel. So nahmen die Basler im Jahr 1371 die Burg Falkenstein, weil Knechte von dort herab geplündert worden waren, und bestrafte die Ritter und ihre Soldlinge, wie sie es verdienten. Ein ähnliches Schicksal verhängten sie früher und später über andere freche Raubnester in ihrer Umgegend. Die Zeit der Burgen war vorüber; das Joch der Tyranei mußte gebrochen werden. In andere, bessere Hände sollte ihre Macht übergehen. Den Städten ward fortan der Vorrang zu Theil. Und er gebührte ihnen auch; sie zeichneten sich aus nicht nur durch Tapferkeit, sondern auch durch edle Gesinnung; sie nährten mildere Sitten und pflegten der Künste und Wissenschaften. Unter ihnen Basel nicht am wenigsten. Es fühlte sich freilich schwach als vereinzelt Reichsstadt, der Gewalt Herrschaft des Adels gegenüber. Aber eben deswegen trat es, schon im vierzehnten Jahrhundert, bald diesem bald jenem Städtebund bei; und nicht fern mehr lag die Zeit, da es mit denselben Eidsgenossen, die ihm im Jahr 1365 so brüderlich zu Hülfe gekommen waren, sich auf immer durch einen heiligen Bundeschwur zu Einem freien und starken Volke vereinigen sollte, um in engem Bunde mit ihnen gegen fremde Gewalt, wie gegen innere Feinde, die am Marke Helvetiens zehren, die edelsten Güter der Menschheit zu wahren und zu pflegen.

So, liebe junge Leser, hat sich unsere Vaterstadt in kurzer Zeit einen bedeutenden Namen errungen, nach einem Unfall, von dem man kaum hätte glauben können, daß sie sich je wieder erholen würde; nach einem Schrecken, der, wenn irgend einer, an das Ende der Welt erinnern konnte. Auch manches andere Unglück hat Basel schon beimgesucht vor und nach dem Erdbeben, schreckliche Kälte und brennende Hitze, Ueberschwemmung und Feuersbrunst, Theuerung, Kriegsnoth und verheerende Seuchen — in den Chro-

niken könnet ihr's lesen, wie oft und in welchem hohem Grade alle diese Uebel unser Basel getroffen haben — und noch steht die Stadt durch Gottes Gnade, und noch ist das Ende der Welt nicht da. Aber Alles dieses, und besonders das furchtbare Erdbeben, soll uns mächtig erinnern an die Vergänglichkeit aller irdischen Güter und an die Möglichkeit eines plötzlichen Wechsels. „Alles vergeht mit der Zeit,“ habt ihr noch kürzlich am Aeschenschwibbogen lesen können. Alle Herrlichkeit des Menschen, ruft uns das Evangelium zu, ist wie des Grases Blume, die heute blüht und morgen verdorret und abfällt. Nur des Herrn Wort besteht in Ewigkeit; und wer auf ihn vertraut, hat sein Haus nicht auf den Sand gebaut.

Das eben wollte Gott mit jener schweren Heimsuchung, daß Basel lernen möchte den Himmel schauen, wo weder Pestilenz noch Erdbeben uns mehr schaden kann. „Dergestalt,“ sagt unser Chronikschreiber, „hat Gott die Leute von sorglosem Wesen aufgemustert und ihnen die Buße gepredigt.“ Aber hatte denn Basel so schwer gesündigt, daß der Erdboden darob erbeben mußte? Mehr denn andere Städte? Nein! antwortet Jesus, sondern so ihr euch nicht bessert, werdet ihr alle auch also unkommen. Wir sind allzumal Sünder. Wohl der Stadt Basel, wenn sie das Erdbeben als eine Züchtigung Gottes zur Buße und Besserung aufgefaßt hat! Das konnte zu einer schönern Wiedererhebung führen, als die Begräunung des Schuttes und die Wiederherstellung der Mauern und Gräben.

Basel hat das erkannt, und es ist ihm Heil widerfahren. Die Obrigkeit erließ gleich nach dem Erdbeben strenge Sittengesetze und verbot Tänze, üppige Spiele und das Tragen von Gold und Silber auf den Kleidern (nur dem Adel blieb dieses gestattet). Und wenn es auch harte Herzen gab, die den Ruf Gottes beharrlich verschmähten; so thaten doch im Allgemeinen die Einwohner Basels Buße, und diese Buße führte zu Werken der Liebe und frommer Gesinnung. Der Sinn der Wohlthätigkeit, durch welchen Basel noch heut zu Tage sich auszeichnet, schreibt sich hauptsächlich von jenen Zeiten her. Wie das gekommen ist, das will ich euch noch sagen.

„Zu Stillung des Zornes Gottes,“ wie sich Würstisen ausdrückt, wurde eine feierliche Procession, Kreuzgang genannt, um das Münster gehalten, mit der Litanei oder dem Bußgebete und mit dem Frohnleichenam. Betend gieng man, nicht wenige barfuß, in feierlichem Zug aus der Kirche heraus, einige mit Kreuzen in den Händen, andere mit brennenden Kerzen, und betend kehrte man wieder in die Kirche zurück und opferte die Kerzen Unserer lieben Frauen. Auch die Glieder des Raths nahmen an diesem Bittgange Theil, in grauen Röcken oder Mänteln. Wer Vermögen besaß, spendete den Dürftigen reiche Almosen; und die Klöster und Stiftungen ließen den Hausbesitzern die Grundzinse

nach, welche dieselben von ihren Liegenschaften jedes Jahr zu bezahlen hatten. Alljährlich wiederholte sich diese Procession am St. Lucastage. Nach Verkauf von drei Jahren aber schenkten die Glieder des Rathes die grauen sogenannten Lyrböcke, die sie an der Procession getragen, den Armen, „damit sie Gott,“ sagt Tschudi, „für sich für sollichem behü.“

Dadurch wurde der Sinn, Dürftige sowohl überhaupt zu unterstützen, als auch besonders sie mit Kleidungsstücken zu versehen, in unserm Basel geweckt und genährt. Von Jahr zu Jahr ward die Unterstützung ausgedehnter und allgemeiner. Manche Leute stifteten zu diesem Zwecke jährlich größere oder kleinere Gaben; andere widmeten in ihren Testamenten Capitalsummen, aus deren Zinsen die Armen sollten unterstützt werden. Man theilte nach dem Willen der Stifter bald Geld und Brot, bald Schuhe und andere Kleidungsstücke unter die Dürftigen aus, zu verschiedenen Zeiten, zum Theil wöchentlich, vorzüglich aber am Lucastage. Damals thaten die Klöster, die Kirchen und die Capellen; nach der Reformation aber das Waisen- oder Almosenamt. Den frommen Hausarmen, den Alten und den Kranken fielen zunächst diese Steuern zu; aber auch arme Knaben, welche zur Wissenschaft Lust bezeigten, und namentlich den Waisen, damit sie nicht betteln und müßig gehen, sondern fleißig die Schule besuchen und schreiben, lesen und die Zucht lernen möchten (denn das Waisenhaus bestand nicht vor dem Jahr 1669). So entstand am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die löbliche Sitte, jährlich an die Zeit des St. Lucastages braven dürftigen Schülern das sogenannte Schülertuch zu schenken. Die Schule auf Burg übernahm diese Anstheilung, und sie besteht noch jetzt in größerem Umfang; denn sie ist auch auf die armen Schüler und Schülerinnen in den Pfarr- oder Stadtgemeindeschulen ausgedehnt worden.

Diese Stiftung sowohl, als die stets noch wachsende Sorge für Arme und Kranke, die Gesellschaft des Guten und Gemeinnützigen mit ihrer weit verzweigten Thätigkeit und viele andere wohlthätige Vereine und Bestrebungen sind sprechende Zeugen davon, daß in Basel jener fromme Sinn sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat, jene edle Freude, das von Gott anvertraute Gut zum Gemeinwohl anzuwenden, nicht bloß wenn die Obrigkeit es befiehlt, sondern aus freiem Triebe, aus Liebe und Wohlwollen. Das ist eine schöne Flamme, die, der Nische unserer Vaterstadt entglommen, leuchtend und wärmend über unser Gemeinwesen Segen verbreitet, und hell lodernd gen Himmel steigt, wie von Opfern des Dankes, zum angenehmen Geruche vor dem Herrn. Man sieht, das Erdbeben hat seine schönen Früchte getragen; Gott ist ein Vater, auch wenn er züchtigt.





H. K. Stein grav.

H. W. J. G. J. G.

Hans Holbein
der Jüngere

XX.

Neujahrs-Blatt

für

Basels **B**ugend

herausgegeben

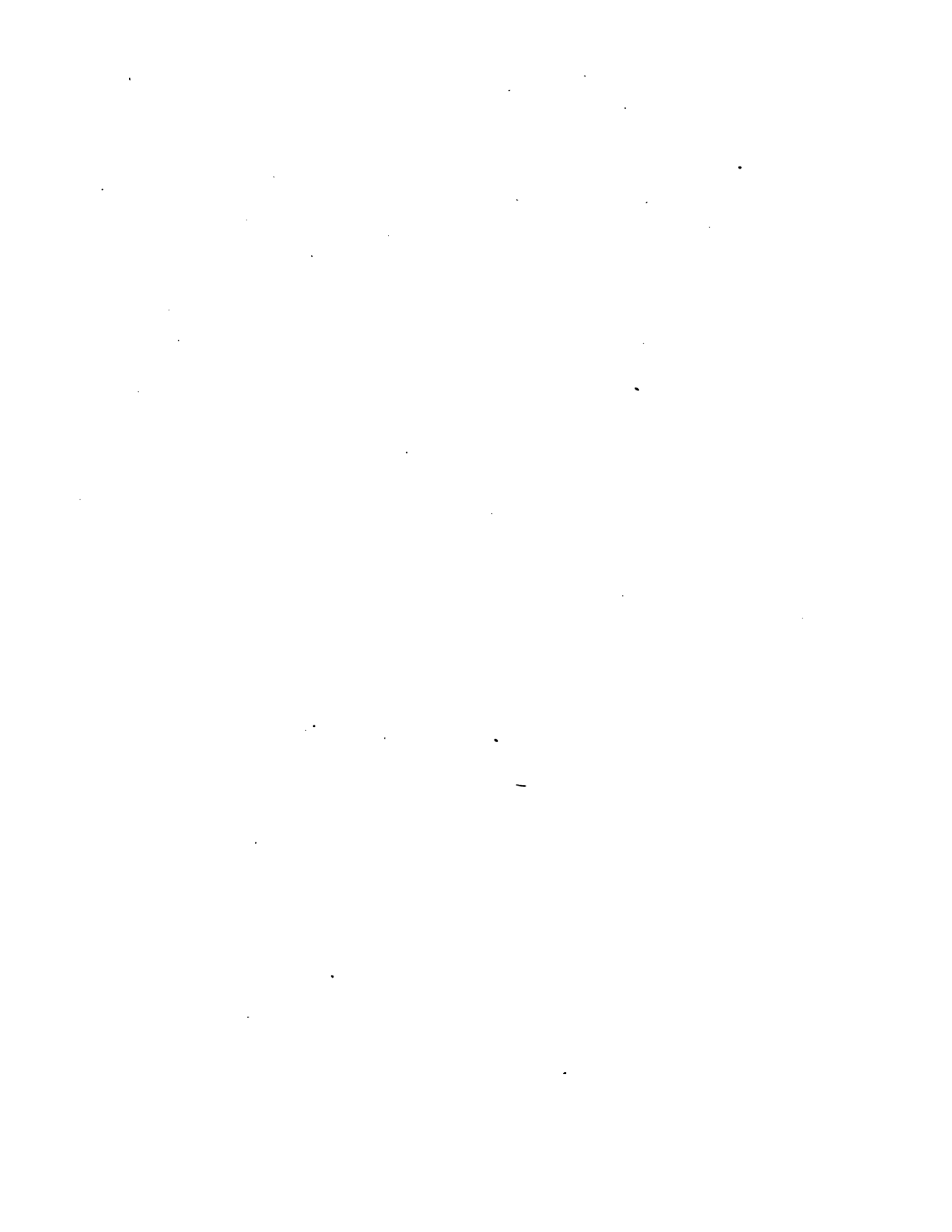
von

der Gesellschaft zu Beförderung des Guten und
Gemeinnützigigen

1842.



Gedruckt bei Wilhelm Haas in Basel.



Hans Holbein der Jüngere

von Basel.

Wenn Fremde in unsere Stadt kommen und Lust haben die Merkwürdigkeiten zu sehn, so ist fast immer das Erste, daß sie nach den Gemälden von Holbein fragen. Und Keine sind begieriger darauf als die Engländer; die sind Alle ausgemachte Freunde von holbeinischen Bildern. Da nun die Fremden den Namen Hans Holbein von Basel noch immer nicht vergessen haben, ist es billig daß auch seine Mitbürger an ihn denken; und dieses Neujahrsblatt soll euch, ihr jungen Basler, von den Werken und dem Leben dieses großen deutschen Malers etwas erzählen. Es ist mir nur leid, daß über das Leben und Sterben Hans Holbein's so gar wenig aufgeschrieben worden ist.

1. Wie Hans Holbein bei seinem Vater die Malerei erlernte und bald so geschickt als sein Lehrmeister wurde.

Es lebte in Augsburg am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein geschickter und kunstreicher Maler, Meister Hans Holbein genannt. Derselbe galt sehr viel zu seiner Zeit. Der Abt Georg zu Kaisersheim ließ einmal eine köstliche Ehortafel machen; von der hieß es, daß die drei besten Meister die man weit und breit finden könnte daran gearbeitet hätten. Und das waren drei Augsburger Meister: der Schreinermeister Wolf Kastner

hatte den Rahmen und Meister Gregori der Bildhauer die Verzierungen daran gemacht, der Maler des Bildes selber aber war Hans Holbein. Meister Hans hatte noch einen Bruder: Siegmund, der war auch ein Maler. Seine Frau war eines Malers Tochter. Was Wunder denn, daß auch seine drei Knaben Ambrosius, Hans und Bruno alle Maler werden wollten! Der Mittlere unter diesen Brüdern ist der Hans Holbein, von dem ich erzählen will.

Er wurde seinem Vater im Jahr 1498 zu Augsburg geboren. Er war aber noch ein kleiner Junge, als sein Vater mit seinem ganzen Hause zu uns nach Basel kam und sich da häuslich niederließ, um fortan in dieser guten Stadt seine Kunst anzubüben. Da wuchs nun unser Hans unter lauter Malergeräthschaften auf, und sah dem Vater zu hundert Male zu, wenn er an seinen Bildern saß und malte. Als der Knabe größer worden, mußte er dem Vater die Farben anreiben, sie ihm schön mischen und zurecht machen, und sie vom Stein auf die Palette tragen. Später ward ihm die Aufgabe, in den Bildern des Vaters die ersten Gründe anzulegen, und wo es etwas Leichteres war, daß er nichts verderben konnte, durfte er dann bisweilen schon hie und da etwas daran untermalen. In den Freistunden aber nahm er Papier und Pinsel, frühzeitig auch Bleistift oder Feder zur Hand, und versuchte wie er's dem Vater oder wenigstens seinem ältern Bruder Ambros nachmachen könne.

Es zeigte sich bald, daß Hans eine ganz besondere Gabe von Gott empfangen hatte. Er machte sich frühe an allerlei. Er war erst vierzehn Jahre alt, als er seinen Vater und Oheim, und wieder seine lieben Eltern conterfeite, welche er, den Vater in seinem schwarzen Pelz und die Mutter in ihrer weißen Haube, schon recht brav zu treffen wußte. Im Jahr 1513 hat er das Bild eines jungen Mannes, Bernhard Meier, der später Bürgermeister von Basel wurde, gemalt, welches noch auf der Bibliothek zur Mücke zu sehen ist. Wenn einmal die Zeichnungen eines unsrer Schüler in der Zeichnungsschule so gar nichts Verwirrtes und Gestrudeltes hätten, wie man's von diesem klaren und zarten Dehnbilde rühmen kann, wir würden dann auch denken, aus dem jungen Künstler wolle gewiß noch etwas werden. Noch fast besser aber sind unserm Hans die Nachtwächter gelungen, die er nur mit der Feder gezeichnet hat. Wenn der junge Maler dann so ein Bild fertig hatte, schrieb er mit jugendlichem Stolze sein Malerzeichen, das er sich ausgesucht hatte, darunter. Es war sein Namenszug: **HH**.

Holbein machte sich auch bei Zeiten daran nach dem Vorbilde seines Vaters Bilder aus der heiligen Geschichte zu malen. Das war schwerer als Bilder von lebenden Personen;

Wenn da mußten's ihm die eignen Gedanken eingeben, wie er die Geschichten vorstellen
wollte. Es hat da noch ein Jeder zuerst ein Paar Male fehlgegriffen. Als der junge
Künstler abbilden wollte, wie sie den Herrn Jesum geißelt haben, meinte er, weil es
so abscheulich an Pilatus und den Kriegsknechten war ihn zu geißeln, könne er's auch
nicht abscheulich genug abschildern. Das war freilich nicht gar wohl so ausgedenkt.
Aber aus wem was Rechtes werden will, der giebt es nicht schon beim ersten Male ver-
loren. Hans Holbein dachte: jetzt mal' ich, wie Jesus das Osterlamm mit seinen Jüngern
gegessen hat, ehe denn er leiden sollte. Er nahm ein großes Stück Leinwand, das fast
fünf Fuß in die Breite und über viere in die Höhe hatte, und malte den Herrn mit allen
seinen Jüngern darauf. Die Hauptperson dabei war ihm aber Judas der Verräther.
Den wollte er recht dahin stellen, wie er aussah, als ihn der Herr dem Johannes und
Petrus zu erkennen gab und sprach: der ist es dem ich den Bissen eintauche und gebe.
Und er hat den Judas zum Verwundern hingestellt. Man sieht den Verräther mit ver-
stellter Frechheit und doch mit innerlichem Schrecken zu Jesus kommen. Er will's nicht
sein und muß sich doch an einem Stuhl halten, daß man nicht sehe wie er zittert. Ihr
könnt das Gemälde auf der Mücke euch einmal betrachten. Obschon das Bild noch nicht
recht schön gemalt und vielfach verzeichnet ist, wird es euch doch eine kräftige Lehre
darüber geben, wie ein Mensch aussieht, wenn er seine Schuld zu verbergen und zu
leugnen versucht. Holbein aber hat in diesem Bild seine erste Probe abgelegt, wie natür-
lich und wahr sein Pinsel die Menschen und besonders die Sünder in ihres Herzens Ge-
danken wiederzugeben verstanden hat. Es gelang ihm indessen auch schon damals, aus-
nehmend schöne und zierliche Bilder zu erfinden. Das beweisen die Köpfe eines Jünglings
und einer Jungfrau mit Heiligenscheinen, welche zu seinen ersten Arbeiten gehören.

Ich muß doch auch noch von einer andern Jugendarbeit Hans Holbein's etwas sagen,
von welcher er gewiß nimmer gedacht hat, daß man nach mehr als 300 Jahren noch
davon schreiben würde. Zu jener Zeit nämlich war es nichts Seltenes, wenn man durch
die Gassen der Stadt gieng, neben den Aushängeschilden der Wirthshäuser, der Krämer-
laden oder der Handwerker etwa auch das Schild eines Schulmeisters anzutreffen, auf
welchem es hieß, daß man da könne gut lesen und schreiben lernen. So ein Schild hat
auch unser Holbein einmal gemalt. Da sieht man beim Pulte des Herrn Präceptors einen
kleinen Jungen vor dem A. B. C.-Buche stehen; der Herr Präceptor aber hat die Ruthe
in der Hand und hält sie gleich an Ort und Stelle in Bereitschaft, denn die Zucht war
dazumalen gar strenge. Des Schulmeisters Frau muß unterdessen an einem Mägdelein ihre

Kunst und Gelehrsamkeit anwenden. Wiederum auf der andern Seite der Tafel sitzen zwanzig Junggesellen an einem Tisch, lernen schreiben und schneiden die Federn. Unten aber sieht die Anzeige. Darinnen wird gemeldet: wenn Jemand wäre der gern wollte lernen deutsch schreiben oder lesen aus dem aller kürzesten Grund den Jemand erdenken könnte, der ist nur da hereinkommen, da werde er treulich gelehrt und um billigen Lohn. „Und,“ heißt es, „wer es nit gelernen kann so ungeschickt wäre, den will ich um nüt und vergeltung gelehrt haben, und ganz nüt von ihm zu Lohn nemmen. Anno 1516.“

2. Wie der junge Holbein zu Basel und anderswo gelehrt und vornehme Gönner gefunden.

Im Jahr 1516, als Holbein achtzehn Jahre alt war, ließ sich Herr Jakob Meier zum Hasen, der in diesem Jahr Bürgermeister wurde, und so auch dessen Hausfrau vom jungen Hans Holbein conterfeien. Diese beiden Bilder fielen so gut aus, daß der Künstler sie gleich noch einmal copieren mußte. Alle vier Stücke sind noch heut zu Tage eine Zierde der Gemäldesammlung auf unserer Bibliothek. Hier hat der Sohn seinen geschickten Vater gewiß weit übertroffen. Wenn du dieses sprechende Gesicht, das unter dem rothen Barett hervorschaut, eine Zeitlang betrachtet hast, so wird dir, du habest den Mann schon manchmal gesehn und gekannt, und du bist fast versucht auszurufen: ei! das ist ja leibhaftig der Bürgermeister Meier zum Hasen, der kluge und kecke Mann, der sich über alle Ritter und Edelleute der hohen Stube hinaufgeschwungen, und es, der Erste unter denen von den Zünften der Handwerker, bis zur Bürgermeisterswürde gebracht hat. Hans Holbein scheint im Hause zum Hasen immer in großen Gunsten gestanden zu haben; denn er hat den Bürgermeister, seine Frau und seine Kinder noch öfter gemalt.

Das folgende Jahr hatte sich der Ruf des jüngern Hans Holbein schon auch anderwärts verbreitet. Der Schultheiß Jakob von Hartenstein berief ihn 1517 nach Luzern, und er mußte ihm sein neues Haus von außen und innen mit Malereien auszieren.

Zu Basel aber fand er an drei gelehrten und ausgezeichneten Männern, an Froben, Amerbach und Erasmus, geneigte Gönner und Freunde seiner Kunst. Dem Buchdrucker Johann Froben hat er bisweilen einen Holzstock für die geschmückten Titel seiner zierlichen Ausgaben geschnitten. Den gelehrten, sanften, frommen und tugendreichen Bonifacius Amerbach, der Sohn Meister Hansens des Buchdruckers, den ihr schon kennen, scheint er am besten gekannt zu haben. Er hat ihn gar fein und zierlich und mit großem Fleiße gemalt, als derselbe 24 Jahre alt war, im Jahr 1519. Amerbach blieb immer

ein großer Freund von Holbein's Sachen. Er hat sich nach und nach viele seiner Bilder und Zeichnungen zusammengesucht, und seiner Mühe verdankt Basel großen Theils die herrliche Sammlung holbeinischer Werke die es besitzt.

Durch Froben und Amerbach mag wohl der junge Holbein zuerst mit dem berühmten Erasmus bekannt worden sein. Erasmus war zwar kein großer Kenner der Kunst, doch jeder Zeit ein Freund aller jungen Leute die etwas Tüchtiges zu lernen und zu leisten beehrten. Und weil er ein berühmter Mann war, ließ er sich's eben auch bisweilen gefallen, daß die Meister in der Malerei an seinen merkwürdigen feinen Gesichtszügen ihr Heil versuchten. Holbein hat ihn, man kann gar nicht sagen wie vielmal, in allen Stellungen und Größen gemalt. Das erste Mal wahrscheinlich geschah es, als Holbein mit seinem Freunde Oswald Müller von Luzern, der in Basel Schulmeister war, das Buch des Erasmus „vom Lobe der Narrheit“ las. In diesem Buche hatte Erasmus die Thorheiten und Sünden aller Stände geschildert und derselben ein wenig zu lächeln versucht. Als nun Oswald Müller dem launigen Künstler den lateinischen Text erklärte, gefiel diesem der Gedanken des Buches über die Maassen wohl; er nahm die Feder zur Hand und fieng an am breiten Rande die Figuren zu allen Ständen und Thorheiten die das Buch nannte zu zeichnen. So machten sie's mehrere Abende miteinander fort. Man macht sich keinen Begriff, wie überaus fein und zierlich viele von diesen kleinen Bildern ausgefallen sind. Denn Holbein ist ein außerordentlicher Meister im Zeichnen gewesen; da hat er alle Steifigkeit, welche den bravsten deutschen Malern noch immer anhieng, völlig abgelegt. Das Buch ist ein Schatz unserer Bibliothek geworden, und die Bilder Holbein's, die seitdem oft nachgestochen wurden, haben diese Schrift des Erasmus fast noch berühmter gemacht als der Wit des Schriftstellers selber. An einer Stelle des Buches sprach nun Erasmus auch ein klein wenig von seiner eigenen Person. Holbein nahm die Feder und zeichnete den Erasmus, wie er im Studierstübchen an seinem Schreibpulte sitzt, in wenigen Zügen so hin, daß ihn gleich Jedermann erkennen mußte. Oswald Müller brachte das Buch dem Erasmus und wies ihm die kunstreichen Bilder. Dieser ergötzte sich höchlich an der feinen Darstellung seiner Gedanken. Als er aber an sein eigen Bild kam, war dasselbe so nett und lieblich gezeichnet, daß der alte Erasmus wehmüthig ausrief: Ach! wenn Erasmus so aussähe, er würde jezt noch heirathen! Er lehrte dann das Blatt um, und als hätte er sich doch ein wenig geschämt, sein Bild unter den Thoren zu finden, schrieb er zur Strafe den Namen Hans Holbein unter ein anderes Bildchen. Aber

das Bild in welchem Erasmus den Holbein erkennen wollte, macht leider dem Ruf und Lebenswandel des Letztern keine große Ehre.

Holbein hat den Erasmus nachher manchmal für die auswärtigen und einheimischen Freunde des vergötterten Mannes conterfeien müssen, einmal auch für den edeln Thomas Morus, den Kanzler von England, welcher die Kunst des Malers sehr bewunderte. Holbein hat eben des Erasmus Mienen und Gebärden und sein ganzes Wesen bis auf die schwächliche Haltung und die zarten Hände so gründlich gekannt und so oft dargestellt, daß Keiner es ihm hierin je gleich gethan hat, auch der große Albrecht Dürer von Nürnberg nicht. Auf unserer Bibliothek ist das Bild eines schreibenden Erasmus, den Holbein ungefähr 1524 muß gemalt haben; denn in diesem Jahre kam die Erklärung des Evangeliums Marci heraus, an welcher der Erasmus auf dem Bilde eben schreibt.

3. Wie Hans Holbein, um sein Brot zu verdienen, zu Basel die Häuser anmalen mußte.

Im Jahr 1519 hatte Hans Holbein, dem Beispiele seines ältern Bruders folgend, auf Sonntag vor Sanct Michaelis Tag bei den Malern zu Basel die Zunft angenommen, und 1520, Dienstag vor Sanct Ulrichs Tag hat er sich in das Bürgerrecht der Stadt eingekauft und den Eid eines Bürgers von Basel geschworen. Er heirathete eine Frau die um ein Gutes Alter als er war, und mit der er nicht in Eintracht und Frieden lebte. Sie war grämlich und böse und wollte, wie die Geschichte meldet, ihrem Manne das Hausregiment nicht überlassen. Sie hatte aber auch Ursache dazu; denn der Mann der den Pinsel so meisterlich führte war nicht Meister über sich selber. Die armen Kinder mögen da manche Thräne über ihre Eltern vergossen haben. Es ist auf dem Bilde das Holbein einmal von seinem Weib und seinen Kindern entworfen hat ein netter Junge und ein klein Mägdlein zu sehen. Die guten Kinder dauern mich heute noch, wenn ich sie ansehe.

Zu jener Zeit waren die Meister der Malerei mehr geschickte und fleißige als gerade vornehme Leute. Sie dachten nicht so sehr daran, ob nicht etwa diese oder jene Arbeit unter ihrer Würde sein könnte; sondern sie suchten nur jede Arbeit die man von ihnen verlangte mit Kunst, Geschick und Geschmack auszuführen. So hat denn auch Hans Holbein manchen lieben Tag auf der offenen Straße in Basel vorn an einem Hause auf einem Gerüste gefessen und das Haus von oben bis unten angemalt; aber nicht nur mit groben und schlechten Bildern, sondern die Bürger hielten darauf, daß ihr Haus allen Vorüber-

gehenden um der Historien willen die daran gemalt waren in die Augen fallen sollte, und dem Maler war es kein geringer Triumph seines Herzens, wenn Alt und Jung im Volke vor seinen Schildereien stille stand und daran studierte, was es Alles zu bedeuten habe. Dieser Triumph ist Holbein in vollem Maaße zu Theil geworden. Noch bis in die Fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts haben Einheimische und Fremde, wenn sie über die Eisengasse giengen, am Hause „zum Tanz“ hinaufgeschaut und sich an dem lustigen Bauern-tanze ergötzt, den Holbein's Meisterhand daran gemalt hatte. Er hatte an dem Hause noch außerdem überall zwischen den Fenstern bis unter das Dach hinauf viele Bilder angebracht. Hinter hohen Säulen und zierlichen Geländern schauten geschmückte Herren und Frauen hervor, und an einem Orte sah man, wie sich der Römer M. Curtius, das Vaterland vor dem Zorne der Götter zu retten, hoch zu Ross in den offenen Abgrund gestürzt hat. Mit den Malereien an diesem Hause hat Meister Hans 40 Gulden verdient.

Seine Hausfrau hatte aber diese 40 Gulden bald aufgebraucht. Darum mußte Holbein mehr Zeit als ihm lieb war auf dem unbequemen Malergerüste zubringen. Manchmal scheint's gar nur um den Taglohn gegangen zu sein. So gerade, als er die Apotheke auf dem Fischmarkt *) zu malen hatte. Der Hausherr verstand sich wohl nicht absonderlich auf die Befehle der Kunst; er pflegte seinem Maler nachzusehen, wie man einem Maurer-gefallen nachsieht, ob er auch fein an der Arbeit bleibe. Das verdross den Künstler, und er gedachte seinem Brotherrn einmal einen Poffen zu spielen. Des andern Morgens, so oft der Hausherr unter die Thüre trat und ans Gerüste zwischen dem zweiten und dritten Stockwerke hinaufschaute, sah er ganz deutlich die Füße seines Malers über das Gerüste herabhängen. Zuerst war er ganz vergnügt und zufrieden darüber. Als aber diese Füße den ganzen Morgen bis an den Mittag gar nicht von der Stelle rücken wollten, dachte er: ei! was mag denn Meister Hans heute so lang immer am gleichen Flecken zu malen haben? Somit gieng er in das oberste Stockwerk hinauf und schaute heraus. Aber siehe da! das Gerüste war leer, und die Füße waren nur an die Wand gemalt. Den Künstler selber fand er in der benachbarten Fischerstube, wo ein gut Glas Wein zu haben war.

4. Wie Holbein verschiedene gar kunstreiche und erbauliche Stücke gemalt hat.

Es wird sonst Niemand dem Holbein nachreden können, daß er bei seiner Arbeit nicht eifrig und fleißig gewesen sei. An allen Stücken die man noch von ihm hat ist besonders

*) Heut das Schalsch'sche Haus, N°. 138.

die außerordentlich fleißige und feine Ausführung auffallend. Darin kam ihm weit und breit Keiner gleich. Er hätte das nicht anders gethan.

In der Zeit hat Holbein Gelegenheit gehabt, einige besonders schöne und treffliche Arbeiten zu liefern. Er mußte 1521 im neuen Rathhause den obern Saal malen, wo der große Rath seine Versammlungen halten sollte. Da gedachte Holbein den Vätern und Richtern des Landes ernste Beispiele der Uneigennützigkeit, der Gerechtigkeit und der Unzerbrüchlichkeit der Gesetze vor die Augen zu stellen. Er malte unter Andern den Römer Curius Dentatus, welcher der Erste in Rom war und doch zu Hause seine Rüben selber kochen mußte und keinen bessern Sitz dazu hatte als eine hölzerne Bank; die Gesandten der Samniter aber versuchten vergebens ihn mit ihren Schüsseln voll Goldes zu bestechen. Wieder schilderte der Maler die schreckliche Geschichte, wie dem alten Gesetzgeber der Locrenser Zaleucus und seinem Sohne die Augen ausgestochen worden sind. Zaleucus Sohn sollte nach dem Gesetze beide Augen verlieren und der eigene Vater mußte das Urtheil sprechen. Das Gesetz zu Gunsten seines Sohnes zu brechen erlaubte sich der strenge Zaleucus nicht. Aber um seinem Sohn ein Auge zu retten, gab er eines von seinen eigenen dafür hin. In einem andern von diesen Gemälden stellte Holbein Charondas, den Gesetzgeber von Sicilien, an die Wand des Rathssaales hin, welcher sich mit dem Schwerte durchbohrt hat, weil er selber auch den Gesetzen unterworfen sein wollte, die er gegeben hatte. Diese Mauergemälde Holbein's waren nach dem Urtheile aller Derer die sie gesehen haben herrliche Kunstwerke. Das größte und mühsamste unter diesen Saalstücken enthielt an die hundert Köpfe und Gesichter nebst vielen Rosen, Wehren und andern Dingen. Aber die Mauer war leider feucht, und die unschätzbare Arbeit des großen Meisters gieng bald verloren. Schon 1579 mußte ein Tuch darüber gezogen werden, und das hat seitdem zu wiederholten Malen geschehen müssen. Erst 1817 fand man hinter diesen Tüchern die letzten unverkennbaren Spuren des holbeinischen Pinsels wieder.

Holbein brauchte damals auch oft seine Kunst und Gaben in dem heiligsten Dienste zu welchem Gott sie ihm gegeben hatte. Er suchte den andächtigen Christen Den vor die Augen zu malen, welcher der Schönste und Herrlichste unter den Menschenkindern, voller Gnade und Wahrheit, aber auch der Verachtete und Unwertheste unter Allen gewesen ist. In Luzern wurden ehemals viele heilige Bilder von Holbein gezeigt. In der Pfarrkirche zu Altdorf sah man, ehe der unglückliche Flecken 1799 von den Franzosen verbrannt wurde, über dem Hochaltar ein Bild von Christus am Kreuze hangen, sein Angesicht drückte die letzte Freude aus die ihm am Kreuze zu Theil ward; sein Mund schien zu

sprechen: es ist vollbracht. Dieses soll das schönste Christusbild gewesen sein das Holbein jemals gemalt hat. In Freiburg im Breisgau befindet sich in einer Kapelle des Münsters eine Altartafel, welche in zwei Bildern die Geburt Jesu im Stalle zu Bethlehem und wieder die Anbetung der h. drei Könige aus Morgenland vorstellt. Diese Tafel hat einen solchen Ruhm erlangt, daß einmal der Churfürst Maximilian von Bayern dieselbe nach München kommen ließ, und ein ander Mal ließ sie sich Kaiser Ferdinand nach Regensburg bringen, nur weil die fürstlichen Herren das schöne Bild gerne ein wenig angesehen hätten.

Wir haben in Basel auch noch gar ein herrliches Bild. Es ist die Geschichte der ganzen Passion unsers Herrn. Dasselbe ist in acht Abtheilungen getheilt. Zuerst sieht man das Leiden in Bethsemane, wie der Sohn Gottes hat müssen auf den Knien liegen und mit bangen Blicken zum Himmel hinauffschauen, wie er die Hände zusammengedrückt und sie nach seinem Vater ausgestreckt hat, als wäre er unser Einer geworden. — Hernach kommt, wie sie Jesum gefangen genommen haben. Du siehst da den Heiligen Gottes ganz unter den Händen der Sünder: Einer bindet ihm die Hände und zieht das Seil fest an, ein Anderer greift ihm mit roher Lust in die Haare seines geweihten Hauptes; Judas mit dem süßen Heuchlergesicht drückt den Verrätherfuß auf seine Wangen. — Zum Dritten bemerkst du Jesum vor dem Hohenpriester. Der gekrönte Mann unter seinem Prachtbaldachine will einen heiligen Schmerz heucheln, aber in seinen bösen Augen wohnt kein Friede, und die grauen Haare die um dieses alte Sündergesicht flattern, sie sind nicht ehrwürdig. Der Herr, den sie an Stricken herführen, wie ein Lamm das zur Schlachtbank geführt wird, er schaut den Mann auf seinem Throne traurend an, er kennt ihn, versteht ihn und schweigt. — Dann sieht man im vierten Bilde, wie drei unbarmherzige Geißeler den edeln reinen Leib, den sie nackt ausgezogen haben, mißhandeln. Ach! wie hat da der Herr, entblößt von seiner göttlichen Majestät, den grausamen Peinigern erhalten müssen! — Im fünften Bilde findet man, wie die Kriegsknechte den Mann der Schmerzen, der des Leidens müde geworden, verspotten. Seht doch, wie drückt ihm der da hinten so bedachtsam und absichtlich die Dornenkrone recht schön ins Haupt hinein! wie boshaft kniet der Andere vor ihm nieder und hält so recht bettlerisch die abgezogene Mütze in der Hand! und der Dritte steckt mit verbissenem Lachen gar sorgfältig das Schilfrohr in die Hand, die sich nicht weigert auch noch diese Schmach von seinen Menschen anzunehmen. — Jetzt führen sie im sechsten Bilde Jesum zum Thore von Jerusalem hinaus. In eine liebliche Landschaft geht der geschäftige Zug. Mitten unter vielen gleichgültigen, wenigen theilnehmenden Gesichtern siehst du Jesum gehen. Er trägt sein Kreuz.

Hinten kommen zwei Römer geritten. Ich weiß nicht was der Eine dem Andern sagen will; mir ist, als sage er: es gehet nicht recht her, wie's heute geht. Der Andere schamte sich und regelrecht gerade vor sich hin als ein Soldat; aber er hat zu dem was sein Begleiter sagte nicht Nein gesagt. — Zum Siebenten sehet ihr Jesum in der Finsterniß an Kreuze hangen. Er neiget sein Haupt. Um sein Kreuz her hat sich eine ganze Welt versammelt: die Schriftgelehrten lästern; die von der römischen Wache stehn bei einander und lassen bedenkliche Vermuthungen laut werden; Johannes schlägt die Hände zusammen und kann nichts Anderes denken, als: er stirbt! er stirbt! Maria faltet still ihre Hände; der eine Schächer richtet das sterbende Angesicht zu Jesus hinüber; das schwarze Gesicht des andern hängt finster herab, als hätte er eben in den offenen Abgrund gesehen. — Und nun im achten Bilde seht ihr den Herrn in seine Ruhe tragen. Du guter Johannes und du arme schmerzenreiche Mutter du! Man kann euch nicht ansehen, ohne euch Lieb zu gewinnen. — Dürft ihr einmal, so gehet hin ihr jungen Leser, stellt euch still vor das Bild hin, seht es euch Alles an, und denkt dann, daß der Herr Jesus es für euch geduldet und getragen hat bis an das Ende.

Dieses erbauliche und ausgezeichnete Meisterwerk unseres berühmten Mitbürgers ist von dem Rathe zu Basel jeder Zeit in hohen Ehren gehalten worden. Im Jahr 1641 schickte der Churfürst Maximilian von Baiern einen Abgeordneten zu uns und wollte dieses zierliche Stück für jeden Preis erhandeln. Er anerbote dafür von seinem köstlichen bairischen Salze bis auf die Summe von 20000 Thalern an Werth. Der Rath erkannte: es solle diesem Abgeordneten der Ehrenwein der Stadt verehrt und ihm durch etliche Herren von den Rätthen Gesellschaft geleistet werden. Aber die holbeinische Passion blieb in Basel.

5. Wie sich Hans Holbein mit großem Glück auf die Formschneidekunst gelegt hat.

Ich habe schon erzählt, daß Holbein dem Buchdrucker Frobenius bisweilen Holzstöcke für Büchertitel geschnitten habe. Das war nun abermal eine ganz neue Kunst die er lernen mußte. Denn Messer und Holz wollten sich seiner Hand nicht so willig fügen wie Papier und Feder. Holbein ließ sich von einem Formschneider der das Handwerk verstand die üblichen Handgriffe weisen und versuchte es auch ein wenig in der bei uns hergebrachten Manier. Aber bald wollte ihm das nicht mehr genügen; ihn verdros es, wenn er einen einzigen Strich dem Holze zu Gefallen anders machen mußte, als er eigentlich sein

folgte. Er nahm's nur auf seine Weise vor; sein Geist gab ihm das Rechte ein, und in kurzer Zeit wußte die geschickte Hand Holbein's so frei und sicher mit dem Messer im spröden brüchigen Holze zu handtieren, als ob er's nur zeichnen oder mit der Feder reißer sollte.

Raum hatte Holbein einmal gemerkt, wie er das Formschneiden angreifen müsse, so war auch schon in seinen erfindungsreichen Gedanken ein herrliches Kunstwerk ausgedacht. Holbein hatte sich schon manchmal auf dem Kirchhofe der Predigermönche lustwandelnd ergangen und die Schildereien betrachtet die ein Maler aus der Zeit des Basler Conciliums an die Kirchhofmauer gemalt hatte. Es war ein Todtentanz, ähnlich dem der schon seit dem Jahre 1312 im Kreuzgange der andächtigen Frauen im Klingenthal gemalt war. Da war überall der leibhaftige Tod zu sehen, wie er zum Papst und zum armen Bettelmönch, zum Kaiser und zum Bauersmanne kam, tanzend und springend, und sie hohnlachend mit sich fortriß als wollte er einem Jeden sagen: Komm her, du mußt jetzt auch an den Tanz! Die Bilder sagten dem launigten Sinne Meister Hansens wohl zu; der Spas war freilich noch etwas roh, aber es war doch ein guter Spott über die Thorheit der Welt und ihre Herrlichkeit darin und lag für männiglich im Volke, Alt und Jung, Reich und Arm, eine ernsthafte Predigt hinter dem Scherze verborgen. Da nun Holbein in der Formschneidekunst das Mittel in Händen hatte, in tausendfältigen Abdrücken zu Alt und Jung im Volke zu reden, fieng er an und schnitt nach und nach eine ganze Sammlung von kleinen Holzschnitten, auf denen er vorgestellt hat wie der Tod ohne Ansehen der Person seine kalte, dürre Knochenhand in alle Stände, Geschäfte und Vergnügungen der Menschen hineinstreckt und sie Alle abholt, auf daß ein Jeglicher empfangen nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse. Da sitzt er neben dem Papst auf dem Throne und schlingt den Arm um die Schulter des Oberhauptes der Christenheit; er schlägt die Hand über das Haupt des edeln Kaisers Maximilian I., da dieser eben strenge Gerechtigkeit übet, er schenkt dem üppigen König Franz von Frankreich an seiner reichbesetzten Tafel die Schaale des Jornes Gottes voll ein; er nimmt den Bischoff gar zutraulich beim Arm und läßt die Heerde Christi dahinten traurig umherirren wie Schafe die keinen Hirten haben. Er zieht dem ungerechten Richter ganz unvermerkt von hinten den Richterstab aus der Hand; er legt sich dem Reichen, der eben neue Millionen an den Fingern abzählt, mit der Schaufel und dem abgelaufenen Stundenglas auf einmal mitten in den Weg; er steht hinter dem Prediger auf der Kanzel; er führt das alte Weiblein zu ihrer Hochzeit, dem Sterbestündlein hin und den Greis leitet er gar sicher und

manierlich in sein offenes Grab hinein. Nur der arme kranke Bettler, der wie Lazarus vor der Thüre des reichen Mannes voller Schwären liegt, er muß lange vergebens an ihn harren, bis er komme und ihn von seinen Schmerzen erlöse.

Diese Bilder sind alle ganz klein, haben ungefähr zwei Zoll in der Höhe; aber die Köpfe und Hände der Personen, die Bewegungen ihrer Glieder und besonders die Gebärden des Todes sind so überaus fein und ausdrucksvoll gegeben, daß diese Holzschnitte Holbein's in dem gesammten Formschnittwesen aller Nationen nicht ihres Gleichen haben. Holbein vollendete diese Formschnitte nicht ganz. Als er später Basel verließ, scheint er die Holzstöcke zurück gelassen zu haben. Erst 1538, gab die Buchhandlung Melchior und Caspar Trachsel in Lyon, so viel man weiß zum ersten Male, 41 von diesen Bildern des Todes im Drucke heraus. Später, im Jahr 1547 wurden noch zwölf weitere Bilder dazu gefügt, die bisher unvollendet geblieben waren, weil Niemand sich an die schwere Arbeit gewagt hatte. Es ist dieser holbeinische Todtentanz weltberühmt geworden; Alles redete und wußte davon; die Namen Hans Holbein und Todtentanz gehörten in aller Leute Gedanken so zueinander wie Rom und der Papst oder wie das Straßburger Münster und Straßburg. So geschah es im Laufe der Zeiten, daß man den Todtentanz an der Kirchhofmauer des Predigerklosters allgemein dem Hans Holbein zuschrieb.

Holbein hat auch ein noch viel größeres Werk von kleinen Holzschnitten über das ganze alte Testament unternommen und mit Hülfe mehrerer geschickter Gesellen, die er unter seiner Aufsicht Manches daran schneiden ließ, ausgeführt. Denn in jenen Zeiten dachten die größten Meister in der Kunst auch daran, wie sie ihre Geschicklichkeit zum Frommen und Nutzen und zur Erbauung des gesammten Christenvolkes anwenden könnten. Und mich dünkt, sie haben wohl daran gethan.

6. Wie Hans Holbein leider in seinem Wandel nicht gewesen was er in seiner Kunst war.

Wenn meine jungen Leser vernehmen was für fromme und lehrreiche Bilder Hans Holbein gemalt hat, denken sie gewiß nicht anders, als er müsse selber wohl ein recht frommer und weiser Mann gewesen sein. Aber es ist leider nicht so gewesen, liebe Leser. Und wundert euch des nicht, denn ihr könnt schon in eurer Schule einen kleinen Anfang davon sehen, daß es zweierlei ist: viel Gaben und Geschicklichkeit, ja sogar Fleiß haben, und wieder: sitzsam und gottesfürchtig und reinen Herzens sein. Ja, kann nicht manch-

mal Einer die schönsten Antworten geben in der Kinderlehre, und führt sich doch zu Hause und auf der StraÙe unter seinen Gespielen gar nicht darnach auf?

Holbein hat in seiner Vaterstadt in keinem guten Rufe gestanden. Man hat sich bei uns von jeher erzählt, der große Maler Hans Holbein habe nicht die beste Gesellschaft geliebt, er habe sich viel in Wirthshäusern umhergetrieben. Der Professor Sebastian Fäsch hat im Jahre 1676 Alles was er über seine Lebensumstände in Erfahrung bringen konnte aufgeschrieben, *) und er meldet deutlich und ausdrücklich das Gleiche. Darum war eben kein Segen und kein Friede in Holbein's Hause.

Man erzählt sich von Holbein's Wirthshausleben ein lustiges Stücklein. Ist's wahr, so beweist's leider ziemlich viel, und ist's nicht ganz wahr, zeigt's doch an, was für ein Andenken er bei uns hinterlassen hat. Holbein, so heißt es, hatte beim Wirth zur Blume eine starke Rechnung stehen, und da er sie nicht mit Geld tilgen konnte, zahlte er den Wirth mit seiner Kunst: er malte ihm eine Wand in der Wirthsstube. Der Herr Wirth befand sich im Grunde wohl dabei, denn die kunstreiche Malerei lockte ihm viele Gäste her. Holbein war ganz vergnügt und ließ sich beim Wirth zur Blume wieder aufstischen und einschenken, bis die Rechnung abermal zu groß wurde. Als dann der Wirth Geld verlangte, gedachte er abermal mit dem Pinsel zu zahlen und erbot sich die andere Wand in der Wirthsstube mit seinen Schildeereien zu zieren. Dießmal aber kam er an den Unrechten; der Blumenwirth wollte nichts mehr von einer Bezahlung wissen die nur an die Wand gemalt war. Deß entrüstete sich der Künstlerstolz in Meister Hansens Herz gar gewaltig, daß seine treffliche Arbeit nicht höher geschätzt wurde als eine Handvoll lumpigen Gelds. Er setzte seinen Kopf darauf, gieng hin und suchte anderswo Geld geborgt zu bekommen, kam wieder, warf dem Blumenwirth das Geld nicht nur für die zweite, sondern auch für die erste Rechnung auf den Tisch, ergriff dann eine Maurerkelle und kratzte seine ganze ausgezeichnete Malerei von oben bis unten von der Wand ab. Schade für die viele vergebene Kunst und Mühe! Von da an nahm aber die Gastung im Wirthshaus zur Blume auf einmal wieder ganz ab und der Wirth hätte sich mögen in die Finger heißen vor Aerger. Das Stücklein ist lustig genug, und wer nur an die Ehre der Kunst denkt, wird es mit Meister Hans halten gegen den Blumenwirth. Aber ich kann es nicht mit Holbein halten. Sein leichtsinniges Leben gefällt mir nicht. Es steht in der Bibel: So spricht der Herr: ein Weiser rühme sich nicht seiner Weisheit, ein

*) Stultitium Laus Des. Erasmi. Editio Caroli Patini. Basil. 1676.

Starker rühme sich nicht seiner Stärke, ein Reicher rühme sich nicht seines Reichthums; sondern wer sich rühmen will, der rühme sich nicht daß er mich wisse und kenne. Da muß ich denken, es werde wohl auch gemein sein, daß ein Künstler sich nicht seiner Kunst und Geschicklichkeit und ein großer Mann sich nicht seiner Größe rühmen solle, wann er den Herrn nicht kennt und Ihm nicht dienet.

7. Hans Holbein reiset nach England, sein Brot an einem bessern Orte zu suchen.

Unser Basel ist zwar eine liebe Stadt und ich lasse sie mir nicht gern scheitern; aber für einen Künstler wie Holbein, war sie doch der rechte Ort nicht. Seine Kunst und Arbeit war mehr werth, als daß sie an alte Mauern und Häuser vergendet werden sollte. Er konnte hier weder würdige Gelegenheit noch würdige Bezahlung für die Arbeit seines feinen Pinsels finden. Und in Basel hatte man auf wichtigere Dinge zu achten; die schönsten Bilder und Farben mußten jetzt dem ernstesten Forschen nach der Wahrheit des Wortes Gottes weichen; denn das große Werk der Reformation beschäftigte damals alle Gemüther. Holbein entschloß sich auf Reisen zu gehn. Es war einige Jahre vorher ein vornehmer englischer Lord, der Graf von Arundel, durch Basel gereist, hatte einige Bilder von Meister Hans gesehen und ihm gesagt, er sollte nach England kommen, da werde die Kunst hoch in Ehren gehalten und der König Heinrich selber sei ein großer Begünstiger aller kunstreichen Männer. Holbein dachte der Sache zuerst weiter gar nicht nach. Als aber seine Lage immer ärmlicher und seine Hausfrau immer unleidlicher wurde, kam ihm die Rede des Grafen wieder zu Sinn und er dachte, es wäre für ihn und die Seinigen besser, wenn er in England Arbeit und Brot suchte. Erasmus billigte seine Gedanken; und als er 1525 seinem Freunde dem würdigen Kanzler Morus in England sein Bildniß von Holbein gemalt, zum Geschenk übersandte, schrieb er ihm auch von dem Maler und seinem Plan nach England zu ziehen und empfahl ihn in des Kanzlers Fürsorge und Günst. Morus schrieb ihm zur Antwort: „mein Maler, mein theurer Erasmus, ist ein „bewunderungswürdiger Künstler; aber ich fürchte, er wird England nicht so ergiebig „und fruchtbar finden als er gehofft hat. Doch will ich gern thun was ich kann, daß er „nicht ganz unfruchtbaren Boden antrefte.“

Es war im Jahr 1526, als Holbein von Weib und Kind Abschied nahm und die Reise nach England antrat. Als er durch Strassburg kam, besuchte er den geschicktesten

Meister derselben Stadt. Er nannte ihm aber seinen Namen nicht, sondern meldete sich bei ihm als ein wandernder Geselle der Arbeit suche. Der Meister schaut ihn an, mißt ihn mit den Augen von Kopf bis zu den Füßen und spricht: da stell dich an die Staffelei dort und zeig einmal ob du was kannst. Holbein stellt sich hin und pinselt ein wenig hin und her; der Malermeister geht ab und zu; zuletzt sagt er: ich muß jetzt ausgehen, mach daß du was zu Stande bringst bis ich wiederkomme. Als nun der Meister weg war, trat Holbein an das Bild das der Maler eben in Arbeit hatte, sah's an, dachte: wart nur, ich will dir schon zeigen ob ich was kann, und malte dem Straßburger Meister eine Fliege auf sein Bild, so täuschend, als wenn sie geleibt und gelebt hätte. Dann nahm er Hut und Wanderstab und ging rüstigen Schrittes zum Stadthore hinaus, Holland zu. Wie der Meister nach Hause kommt, wundert er sich zwar den fremden Gesellen nicht mehr zu finden, denkt aber noch nichts weiter, geht an seine Arbeit, nimmt den Pinsel voll rother Farbe und will anfangen. „Weg da!“ machte er gegen der Fliege. — „Nun „du, geh weg da!“ macht er noch einmal, und will das unverschämte Thier mit dem Taschentuche wegzagen. Jetzt entdeckt er erst zu seinem Erstaunen, daß die Fliege gemalt ist. Er geht eilends dem wundersamen Künstler nachzufragen, der selbst ein geübtes Meisterauge täuschen konnte und erfährt endlich was er vielleicht selbst schon geahnt hatte, daß Hans Holbein bei ihm gewesen sei. Dieses Stücklein meldet die Sage aus der Geschichte der Wanderschaft Hans Holbein's nach England.

B. Holbein im Hause des Kanzlers Morus.

Als Holbein in England ankam, wurde er von Thomas Morus mit großer Freundschaft empfangen. Der treffliche Mann nahm sich des verlassenem Fremdlings völlig an und ließ ihn über zwei Jahre lang in seinem eigenen Hause wohnen. Der Kanzler wohnte in einem geschmackvollen Landhause an den Ufern der Themse. Da durfte Holbein an seinen Bildern arbeiten und am Abend an den lehrreichen und anziehenden Unterhaltungen des Sir Thomas mit seinen gelehrten und ausgezeichneten Töchtern Theil nehmen. Er hatte bei Morus, der damals ein Mitglied des königlichen Rathes war und die Würde eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster bekleidete, Gelegenheit, die höchsten und ausgezeichnetsten Männer des Königreichs zu sehn und ihre Bildnisse zu malen. Und jetzt erst entfaltete sich immer mehr und mehr die große Gabe die ihm Gott gegeben hatte in ihrer ganzen Schönheit und Pracht. Er verstand die Leute gerade so ins Auge zu fassen, wie sie im Leben waren und wie sie in die Welt schauten, wenn sie in ihrer ganzen Unbefan-

genheit sich bewegten. So warf er sie zuerst mit wenigen feinen sicheren Zügen aufs Papier hin, und malte denn nach diesen Entwürfen die Bilder selbst in den feinsten und zierlichsten Farben aus. Und wenn er zu Ende war, merkte man kaum, daß die Bilder gemalt waren; sie schauten Einen so überaus natürlich an, der Mund athmete, die Wangen schienen warm zu sein; man hätte mögen Stunden lang davor stehn und in ihren Zügen lesen, was sie wohl denken mögen. In diesem Fache dürfen nach dem Urtheile der Kenner die besten holbeinischen Stücke neben denen der großen Italiener Tizian und Raphael hangen.

In des Kanzlers Morus Hause konnte Holbein auch etwas lernen das noch viel besser war. Denn der weise, gelehrte, von König und Volk hochgeschätzte Mann, war ein andächtiger frommer Christ und sein Haus eine Schule der Gottseligkeit. Täglich konnte der leichtsinnige Maler seinen theuern Wohlthäter sehen, wie er mit seinem ganzen Hause in der Hauskapelle auf die Kniee niedersank und die feierlichen Hymnen der alten Kirche andächtig anstimmte. Man wußte es wohl im häuslichen Kreise des Sir Thomas, daß er hier einmal das Leben seiner schwer erkrankten Liebblingstochter Margaretha mit Thränen von Gott erbeten hatte. Man fühlte gar wohl etwas Besonderes in seinem Wesen, wenn er zum Andenken an das Leiden und Sterben unsers Herrn den Freitag im Gebet und in geistlichen Betrachtungen zugebracht hatte, und er nun heiter und freundlich in den Kreis seiner Familie eintrat. Wenn ein feierlicher Bittgang in der Pfarrei angestellt wurde, ergriff er ja vor den Augen aller Pfarrgenossen das Kreuz und trug es demüthig vor dem Priester her, der das Sakrament in den Händen hielt. Oder er folgte in kindlicher Andacht mit allen Andern zu Fuße nach und sprach: das sei ferne von mir, daß ich meinem Herrn, der zu Fuße ist, zu Pferde folgen sollte! Er gieng in allen christlichen Tugenden seinen Hausgenossen als ein leuchtendes Beispiel voran. Er war strenge gegen sich selbst, mild und verträglich gegen die Andern. Er wußte Alle die zum Hause gehörten durch seine Würde in Gehorsam, Zucht und Ordnung zu halten; aber er selber gieng jeden Morgen auf seinem Weg in den königlichen Rath zuerst demüthiglich zu seinem alten Vater hin und bat ihn knieend um seinen Segen.

Bei diesem Manne hat gewiß auch Holbein einen Zug nach ernsteren und edleren Dingen gespürt. Morus war bei seinem inneren Ernste, so reich an feinen unschuldigen Scherzen, daß er durch seinen liebenswürdigen Umgang Jedermann ungemein anzog. Vielleicht, daß in dieser Zeit in Holbein's Gemüth etwas wie Neue aufwachte. Man kann irgendwo in England ein kleines Gemälde von Holbein sehn, welches den verlorenen

Sohn in der Fremde vorstellt, wie er's treibt, und wie's ihm geht und wie er sich endlich aufmacht und zum Vater zurückkehrt. Er muß das Bild in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in England gemalt haben.

9. Hans Holbein kommt an den Hof des Königes von England.

Morus hatte eine große Freude an Holbein's treffenden Bildern, und Holbein bereicherte seine kleine Gemäldegallerie mit vielen Werken seiner kunstreichen Hände. Das freute den Sir Thomas, aber nicht nur um sein selbst willen, wie ihr bald sehen werdet. Vorher nur noch ein Probestückchen von Holbeins Geschicklichkeit. Man war im Gespräch auf frühere Zeiten gekommen. Holbein erzählte wie ihn einmal in Basel ein englischer Lord besuchte und ihm den ersten Gedanken gab, nach England zu kommen. Man fragt nach dem Namen des Lords. Aber die englischen Namen sind für uns Deutsche fast so schwer auszusprechen als die böhmischen Dörfer. Darum konnte Meister Hans keinen Namen sagen. Doch das machte ihn nicht verlegen. Ist doch die Sprache des Malers, die er in seiner Hand und nicht in seinem Munde hat, allen Nationen auf Erden gleich verständlich. Er nimmt also ein Stück Kohle, reißt auf den Tisch mit drei vier Zügen ein Gesicht hin und alle sprechen mit einem Munde: das ist der Graf von Arundel!

Als sich Holbein in Morus' Hause in Sprache, Benehmen und Kunst sattfam ausgebildet hatte, und die Gemäldegallerie ziemlich reich an holbeinischen Stücken geworden war, gedachte Sir Thomas seinen Maler einem reicheren Gönner als er war, zu empfehlen. Und als König Heinrich ihn wieder einmal, wie er oft pflegte, auf seinem stillen Landsitze besuchte, führte er den König in seine Gallerie zu den holbeinischen Bildern hin. Der König, der sich ein wenig auf die Sache verstand, faßte gleich eine ganz besondere Vorliebe für diese Bilder. Morus bot sie ihm zum Geschenke an. Der König aber fragte nach dem Maler, und da er ihm vorgestellt wurde, sprach er: Nun ich den Meister habe, brauch ich die Bilder nicht. Damit schlug König Heinrich nach seiner Art die Hand über den Maler und Holbein trat in die Dienste des Königs.

Jetzt war Meister Hans Holbein von Basel durch die geschickte Verwendung seines großmüthigen Wohlthäters in eine glänzende Lage getreten. Er war von nun an ein beliebter und gesuchter Maler am Hofe des prachtliebenden Königes Heinrich von England. Alles wollte sich von ihm conterfeien lassen und König Heinrich konnte es nicht satt werden, sich aber und abermal von Holbein's Pinsel gemalt zu sehn. Holbein hatte dreißig Pfund jährlichen Gehalt und für jedes Gemälde noch seine besondere Bezahlung. Wie

hoch aber der König von Hans Holbein dachte, das hat er einmal selber einem vornehmen Lord gesagt.

Holbein malte gerade an einem Bilde das für den König bestimmt war, und der König hatte ihm befohlen das Bild sonst Niemand zu zeigen. Da klopfte ein englischer Graf an seiner Thüre und begehrte zu sehn was Meister Hans jetzt für eine Arbeit in Händen habe. Holbein verdeutete dem Herrn Lord, so höflich als er konnte, man könne heute nicht zu ihm, er habe eilige und wichtige Arbeit. Der Lord rief: er sei der Lord der und der. Holbein antwortete: er sei Meister Hans Holbein und auch ein Herr und Lord in seinem eigenen Zimmer. Der Lord erzürnte sich und fieng an die Thüre einzubrechen. Holbein erzürnte sich noch mehr, riß die Thüre auf, faßte den Herrn Lord in seine Arme und warf ihn die Treppe hinunter. Aber jetzt kam ihm auf einmal zu Sinne, daß solche Manieren in England nicht so gut angehen, als leider etwa auf freiem Schweizerboden. Er sprang in sein Zimmer, riegelte, rettete sich zum Fenster hinaus über ein Dach und eilte geraden Weges zum Könige, ihm Alles zu erzählen und ihn um Gnade zu flehn. Hat man gefehlt, ist der gerade Weg zum Bekenntniß immer der beste. So erfuhr auch Holbein. Der König gewährte ihm Gnade unter der Bedingung, daß er Abbitte thue. Inzwischen kam der Lord mit verbundenem Kopf und übel zugerichtet, auch vor dem königlichen Richtersthule an. Der König hörte ihn an und ermahnte ihn, für diesmal sich mit dem scharfen Verweise zu begnügen, den er dem Fehlbaren wolle zukommen lassen. Der Lord schrie, einem Manne von seinem Stande gebühre eine andere Genugthuung, und wolle sie ihm der König nicht geben, so werde er sie sich selber verschaffen. Das vertrug nun aber der König nicht, er sagte dem Lord, daß er jede Selbststrache als eine Beleidigung seiner eigenen königlichen Person betrachten werde und fügte bei: „Geht, geht, Herr Lord! Meinet Ihr es sei mir an so einem Manne wenig gelegen, so wisset, daß ich alle Augenblicke aus 7 Bauern eben so viele Lords machen kann, aber aus sieben Lords nicht einen einzigen Holbein.“

Holbein war aber leider am Hofe Heinrichs VIII. nicht mehr an so einem guten Orte, als er im Hause des edeln Morus gewesen. König Heinrich war ein sündiger Mann, der von nichts wußte, als daß ihm sein Wille geschehen müsse. Seine Gattinnen verstieß oder enthauptete er, wenn er ihrer müde geworden war. Sechsmal ist er in den Stand der Ehe getreten, und außer dem ersten Male nur einmal ohne Verbrechen. Diesem König zu dienen und ihm seine Gattinnen eine nach der andern zu malen, es war kein würdiger Gegenstand für die Kunst unseres Meisters. Es ist mir leid, daß die Gabe Gottes die in

ihm war, nicht mehr zu einem höhern und bessern Dienste verwendet werden konnte. Eines dieser Bilder hätte ihm leicht seinen Kopf kosten können. Er war über Meer geschickt worden; Anna von Cleve, um deren Hand Heinrich werben wollte, zu conterfeien. Das seine Miniaturbild das Holbein zurückbrachte, war so überaus zierlich, daß der König die Werbung geschehen ließ. Als die königliche Braut kam, ritt er ihr in der Kleidung eines Edelmannes entgegen. Kaum sah er sie aber (sie war etwas dick) so sprengte er zornig zurück, wollte nichts mehr von ihr hören, und war kaum zu bewegen, daß er die Heirath doch vor sich gehen lasse. Das war eine bedenkliche Geschichte für Holbein. Aber noch bedenklicher war das Leben am üppigen weltlichen Hofe. Ich sage das nicht nur deswegen, weil man in den alten Rechnungen der Krone Englands liest:

„Hans Holbein dem Maler einen halben Jahrgehalt vorausbezahlt.

„Item: im September des 31sten Regierungsjahres zufolge königlichen Befehls an den Maler Holbein einen Vorschuß gemacht.“

Das ist zwar, muß ich fürchten, kein gut Zeichen für Weib und Kind daheim. Aber das ist mir auch kein gut Zeichen für den ganzen Sinn und den inwendigen Menschen unsers Holbein, daß er einmal bei einem kurzen Aufenthalt in Basel den Zustand des englischen Reiches so überaus glücklich pries, und nicht genug davon rühmen konnte, wie herrlich das Leben da sei, und doch war der theure Kanzler des Reichs, Thomas Morus, sein edler Wohltäter, schon durch Befehl des ungerechten Königs hingerichtet, und Heinrich hatte sich schon mit dem Blut seiner Gattin und vieler Unschuldigen besetzt, und es wurden zu der Zeit sowohl die Zeugen der evangelischen Wahrheit als auch die Anhänger der römischen Kirche ohne Klage, Vertheidigung oder Urtheil, zum Scheiterhaufen geführt. Ich fürchte, Holbein habe sich in jener ernstern entscheidungsvollen Zeit so mit einem Leichtsin durchgeholfen, der nichts werth ist. Ich schreibe es auch diesem leichten Wesen des Mannes und nicht bloß und allein den der Kunst ungünstigen Richtungen seiner Zeit zu, daß Holbein in der Malerei heiliger Bilder nie das geworden ist, was er im niedrigeren Fache der Porträtmalerei wurde.

10. Hans Holbein kommt zu verschiedenen Malen nach Basel und wird von dem Rathe seiner Stadt besonders begünstigt und beehrt.

Meister Hans Holbein war im Anfang seines Aufenthalts in England mehrere Male auf Besuch nach Basel gekommen; das erste Mal im Spätjahre 1529, da er dem Erasmus

einen seiner Entwürfe zu einem Familienbilde der ganzen Familie des Kanzlers Morus mitbrachte, das er damals in Arbeit hatte. Diese Skizze befindet sich noch auf unserer Bibliothek. Damals wahrscheinlich hat Holbein seinem alten Gönner, dem abgesetzten Bürgermeister Jakob Meier zum Hasen, das herrliche Bild der Maria gemalt, welches eine Hauptzierde der königlichen Gallerie in Dresden bildet. Herr Jakob Meier zum Hasen war im Jenner und Hornung dieses Jahres, als die Zwiespältigkeit der Bürgerschaft über die Sache der Reformation Unruhe und Streit erregte, der Vortführer der katholischen Parthei gewesen. Er hatte laut erklärt: lieber wolle er und die mit ihm waren den Tod leiden, als daß ihre Weiber und Kinder nicht mehr nach Ordnung ihrer Vordern lernen sollten. Jetzt hatte er sich doch gefügt, aber ungerne. Dem Holbein mochte auch das Herz bluten in Basel, als ihm Herr Jakob vom Bildersturm im vergangenen Hornung erzählte, wie man da im stürmischen Eifer die Bilder und Gemälde, die Zierden der Kirchen, auf die Pfalz und Kirchhöfe getragen und große Feuer daraus gemacht habe, und er nun so manch liebes Bild seiner Jugend und auch wohl manches Werk seiner eigenen Hand nicht mehr fand. Darum mag es ihm und seinem alten Gönner wohlgethan haben, in einem prächtigen Gemälde die Herrlichkeit des abgeschafften Gottesdienstes wieder hervorzuzaubern und auf diesem Bilde das ganze Haus des Altbürgermeisters, ihn mit Weib und Kind knieend und anbetend um die Gestalt der Mutter des Herrn zu versammeln, ja das todtkranke kleinste Kind des Bürgermeisters ihr in ihre mütterlichen Arme zu legen. Wir wollen die Empfindungen des alten Katholiken und des Künstlers gern ehren. Doch wißt ihr wohl, um wen her sich ein besorgter Hausvater mit Weib und Kind am besten auf die Kniee wirft und wenn ein Künstler ebenfalls Herz, Kunst und Gabe und Alles was an ihm ist zu diesen Füßen legete, er thäte wohl daran. Holbein soll sich aber dazumalen zu Basel wieder mit seinen alten Gesellen herumgetrieben haben.

Meister Hans hielt, wie es jeder Bürger thun mußte, um neuen Urlaub an bei seinen Herren den Räten. Er erhielt ihn nur für ein Jahr; denn er war noch immer zum Banner geordnet. Da er aber bis 1532 nicht wiederkam, schrieben ihm Bürgermeister und Rath der Stadt Basel:

„Meister Hansen Holbein dem Maler, jetzt in England. Wir entbieten hiemit unserm „lieben Bürger, Hansen Holbein, unsern Gruß, und dabei zu vernehmen, daß es uns „gefallen wollte, daß du dich zum förderlichsten wieder anheim verfügst. So wollen wir, „damit du desto besser bei Haus bleiben, dein Weib und Kind ernähren mögest, dich des

„Jahres mit dreißig Stücken Geldes, bis wir dich besser versehen mögen, freundlich bedenken und versehen.“

Holbein kam noch in diesem Jahre, dann kurz ehe Erasmus starb (1536) zum dritten, und 1538 zum vierten Male nach Basel. Bei diesem letzten Aufenthalte wurde er vom Rathe seiner Vaterstadt besonders geehrt und ausgezeichnet. Denn der Rath beschloß, ihm, falls er innert zwei Jahren wieder nach Basel ziehen und sich da hausbäblich niederlassen wollte, ein jährliches Bart- und Dienstgeld von 50 Gulden auszusetzen; seiner Frau aber wurden für die zwei Jahre, jedes Jahr 40 Gulden, auf jede Frohnfasten zehn davon zu zahlen, zuerkannt. So suchten Bürgermeister und Rath den berühmten Meister wieder für seine Vaterstadt zu gewinnen. Aber die Versprechungen des Rathes zu Basel konnten doch die Gunst und das Gold des Königs von England nicht aufwiegen.

II. Holbein's letzte Arbeiten.

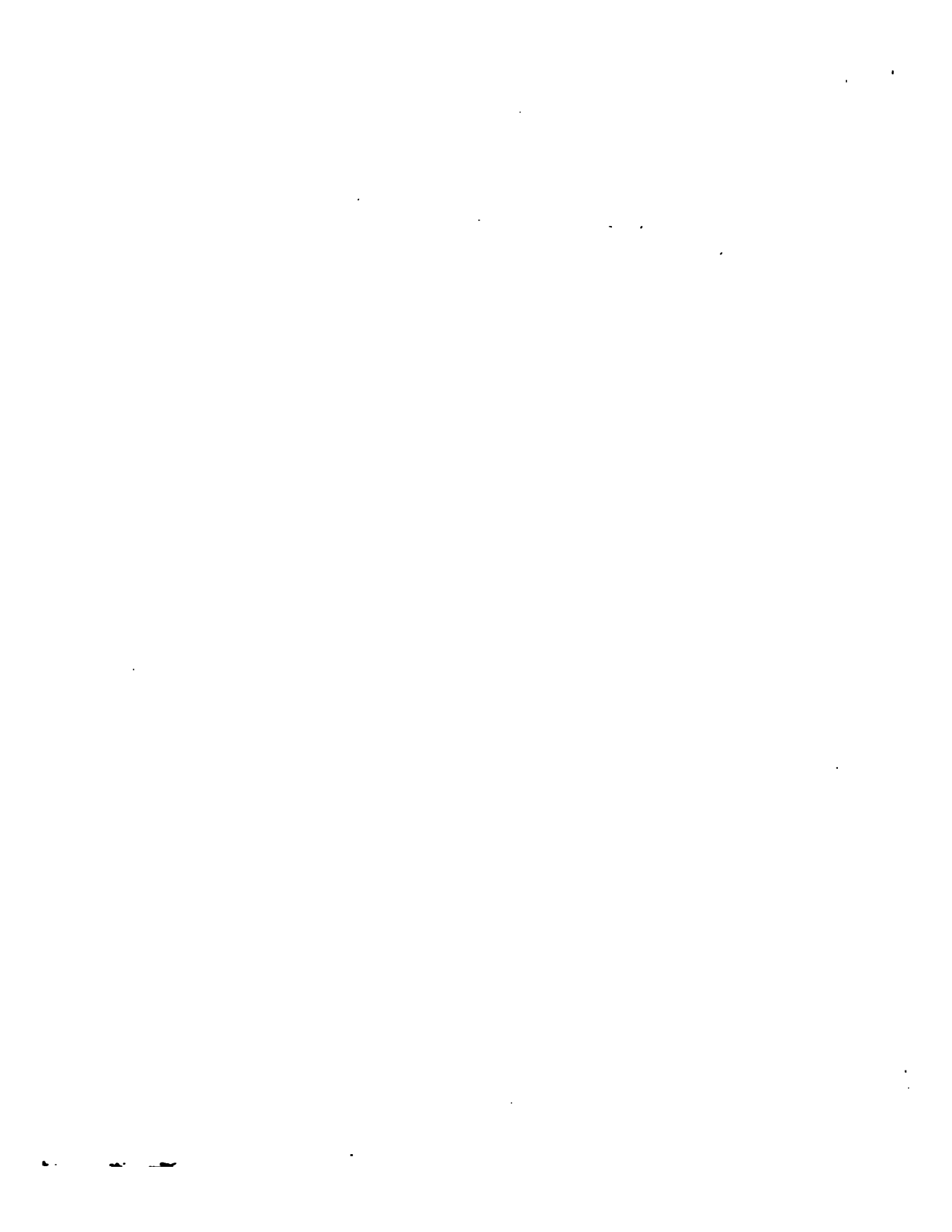
König Heinrich war in den letzten 4 Jahren mürrisch gewesen wie ein gefetteter Löwe, der Schrecken Aller die ihm nahe kamen, und endlich war er unter Gewissensqualen und Todesängsten gestorben. Unter dem zarten Jüngling Eduard VI. hatte die Sache der Reformation große Fortschritte gemacht und Holbein's Kunst war nun auch noch einmal, auf ihre Weise, in einen höhern Dienst getreten. Holbein schnitt Holzschnitte zu einem Katechismus des Erzbischofs Cranmer. So zeichnete er auch in sechszehn kleinen Blättern eine satyrische Passionsgeschichte, darin Christus von lauter Mönchen und Priestern, die statt der Waffen Kreuze, Bischofsstäbe und Messleuchter tragen, verfolgt und gepeinigt wird. Eines der letzten schönsten Bilder unseres Meisters, das bis auf den heutigen Tag erhalten worden ist, scheint das Bildniß der unglücklichen Johanna Gray zu sein. Das Bild aber einer so tugendreichen und gottseligen Frau, wie Johanna war uns vor die Seele zu stellen gehört auch zum heiligeren Dienste der Kunst.

Aber als Johanna die Krone die sie 9 Tage wider Willen getragen, abgelegt hatte und die finstere katholische Maria in London eingezogen war, sollte Holbein noch die Ungunst des Glückes, wie man sagt, oder besser: die Nichtigkeit aller irdischen Herrlichkeit erfahren. Er mußte erleben, wie es sich mit seiner glänzenden Laufbahn wieder abwärts neigte. Er der bisher der Erste in seinem Fache gewesen, der gesuchte Meister, der alle Königinnen von England hatte malen müssen, wurde nicht auserwählt, um die Königin Maria für ihren Bräutigam, den König Philipp von Spanien zu conterfeien. Ein anderer Maler, Antonio Moro, einer seiner Nachahmer, den Philipp aus Spanien sandte,

errang den Preis. Der bekam für das erste Bild der Königin 100 Pfund, und einen Gehalt von 400 Pfund jährlich als Maler Ihrer königlichen Majestäten. Solche Zahlungen waren unserm Holbein seiner Zeit nicht zu Theil geworden. Im Jahr 1554 starb der kunstreiche Mann in London an der Pest, als er erst sechs und fünfzig Jahre alt war. Niemand weiß, wo sie ihm dort in der Fremde sein Grab gegraben haben.

Lehrbuch der Naturgeschichte

11. Die Naturgeschichte der Pflanzen (2 Bde. 1830. 1831. 1832.)
12. Die Naturgeschichte der Thiere (1833.)
13. Die Naturgeschichte der Mineralien
14. Die Naturgeschichte der Gesteine
15. Die Naturgeschichte der Metalle (1835. u. 1836.)
16. Die Naturgeschichte der Pflanzenwelt
17. Die Naturgeschichte der Thierwelt
18. Die Naturgeschichte der Mineralien
19. Die Naturgeschichte der Gesteine
20. Die Naturgeschichte der Metalle



Stanford University Libraries



3 6105 014 720 622

DATE DUE

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004

